Abraham Emanuel Fröhlich

Robert Faesi

Abraham Emanuel Fröhlich

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

eingereicht der

I. SEKTION DER HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

der

UNIVERSITÄT ZÜRICH

von

ROBERT FAESI

Begutachtet von Herrn Prof. Dr. A. Frey.

Zürich 1907
Druck von Schulthess & Co.

Vorliegende Arbeit ist entstanden auf Anregung und unter den Augen meines verehrten Lehrers, Herrn Prof. Dr. *A. Freys,* dem ich für Anweisung und Hilfe aufs wärmste danke. Herr Helfer *Fröhlich* in Brugg, der Enkel des Dichters, hat mir in zuvorkommender Weise Manuskripte und wertvolle Angaben zur Verfügung gestellt. Herr Kantonsbibliothekar Dr. *Herzog* in Aarau ermöglichte mir die Benutzung einer bedeutenden Materialiensammlung, wozu auch Herr Seminardirektor *Suter* in Aarau seine Hand bot. Der Gefälligkeit Prof. Dr. *Rud. Hunzikers* in Winterthur verdanke ich Briefe wie auch manche Mitteilung aus seiner genauen Kenntnis des Dichters. Ihnen, sowie der Stadtbibliothek Zürich und allen, die meine Arbeit sonst durch Rat und Tat förderten, spreche ich meinen besten Dank aus.

Lebensabriss

von

Robert Faesi.

Ich wurde am 10. April 1883 in Zürich geboren, woselbst ich die fünf ersten Klassen der „Freien Schule", das „Privatgymnasium" und endlich das „obere Gymnasium" der Kantonsschule durchlief. Nach bestandener Maturität zum Studium der Rechte entschlossen, wandte ich mich im Herbst 1901, namentlich der französischen Sprache wegen, für das erste Semester nach Lausanne. Nach zwei weiteren Semestern in Zürich bewog mich meine Neigung zu literarischen Dingen, die Jurisprudenz aufzugeben. Drei Semester in Berlin widmete ich allgemeinen Studien in der philosophischen Fakultät, namentlich deutscher Literatur bei *Erich Schmid* und *Roethe,* Kunstgeschichte bei *Wölfflin,* Nationalökonomie bei *Schmoller.* Während der letzten vier Semester konzentrierte ich mich auf Germanistik bei meinen verehrten Lehrern, den Herren Prof. *Frey* und *Bachmann,* Aesthetik bei Prof. *Stiefel* und *Schumann,* Nationalökonomie bei Prof. *Herkner.*

Inhalt.

Orientierung und Quellen.

Ueber *A. E. Fröhlich* fehlte bis jetzt jede grössere und selbständige, seiner Bedeutung angemessene Arbeit. Vorhanden sind eine Anzahl zu seinen Lebzeiten und nach seinem Tode erschienene biographische Skizzen und kurze Würdigungen, in Zeitschriften, Anthologien etc. verstreut, meist wenig zugänglich und alle auf ziemlich demselben dürftigen Material aufgebaut.

Dagegen harrten schon umfangreiche Vorarbeiten ihrer Verwertung.

1. Aargauische Schriftsteller, aus den Quellen dargestellt von *Albert Schumann*. I. Lieferung, Aarau 1888, S. 48—73. Schumann liefert hier eine Bibliographie, die, aus jahrelanger Arbeit hervorgewachsen, von einer staunenswerten Sorgfalt und Vollständigkeit ist. Sie zählt 26 Quellen und 107 Publikationen Fröhlichs in chronologischer Reihenfolge auf. Nur von den Rezensionen, die er bei den einzelnen Nummern erwähnt, ist ihm mehreres entgangen.

2. Umfangreiche Vorarbeiten zu einer umfassenden Biographie Fröhlichs hinterliess Seminardirektor *J. Keller* in Wettingen. Als vorläufige Frucht seiner langen Studien gab er 1896 eine Biographie von Fröhlichs Jugendjahren; nach seinem Tode blieb die Materialsammlung unbenützt und wurde erst vor kurzem der Kantonsbibliothek in Aarau überlassen, wo sie zum erstenmal von mir benutzt wurde. Es sind viele hundert Blätter und Zettel, namentlich biographischen Inhalts; sehr vieles aus Briefen exzerpiert und aus mündlicher Tradition geschöpft. Für die völlige Zuverlässigkeit dieser Kollektaneen sprechen alle Anhaltspunkte.

Ausser diesen Vorarbeiten benutzte ich folgende

Ungedruckte Quellen.

1. Manuskripte des Dichters aus dem Besitze von Herrn Helfer Fröhlich in Brugg. Neben einer Anzahl loser Blätter verschiedenartigen Inhalts sind es namentlich acht Hefte in Folio zu etwa 100 Seiten von Fröhlichs Hand. Sie reichen von 1827 (seiner Uebersiedelung nach Aarau) bis zu seinem Tode und umfassen:

a) beinahe sämtliche gedruckten Gedichte Fröhlichs aus diesem Zeitraum, mit Ausnahme der grösseren Einzelsammlungen wie der spätern Fabeln, der «Reimsprüche», des «Jungen Deutsch-Michel»;

b) eine Menge ungedruckter Gedichte.

Fröhlich hat die linke Hälfte jeder Seite beschrieben. Aus mehreren Gründen ergiebt sich, dass er die ersten Entwürfe seiner Gedichte nach kürzerer oder längerer Zeit in diese Hefte eintrug und die rechts hingesetzten Daten den Tag der Konzeption, nicht den der Abschrift bedeuten. Diese Datierung ist in biographischer Hinsicht oft sehr aufschlussreich, zumal wo es sich um Politisches handelt. Das selbe gilt von den häufigen Randbemerkungen, welche auf Veranlassung, Genesis, den Bezug oder die Quelle des betreffenden Gedichtes ein Licht werfen. Die Aenderungen und Korrekturen geben einen Einblick in Fröhlichs poetische Werkstätte; Anhaltspunkte für die Bibliographie boten die Angaben betreffs Publikation; von Zeit zu Zeit finden sich auch Zeitungsausschnitte mit Gedichten Fröhlichs eingeklebt, die aber nur teilweise ermittelt werden konnten.

2. Ueber hundert Briefe Fröhlichs an Wilhelm Wackernagel aus den Jahren 1831—58, Kopie im Besitz von Herrn Prof. Dr. R. Hunziker, Winterthur, bieten eine Menge biographischen Materials.

3. Briefe Fröhlichs an Oberrichter Dösseke1, im Besitz von Fräulein Marie Dössekel, Aarau.

4. Mündliche Aussagen von verschiedener Seite.

Gedruckte Quellen.

1. Die bei Schumann angeführten.

2. Eine Reihe Publikationen von Fröhlich oder ihn betreffend, die entweder Schumann entgangen sind, oder erst nach seiner Bibliographie erschienen sind. Dieselbe kann aus Raumrücksichten (sie umfasst 25 Seiten) hier nicht abgedruckt werden; ich habe aber die Einrichtung so getroffen, dass für eine summarische Beschäftigung mit Fröhlich meine Angaben genügen, für ein eingehenderes Studium dagegen wird Schumann vorausgesetzt und auf ihn verwiesen.

Im übrigen sollen hier der Vollständigkeit halber sämtliche Nachträge zu Schumann, die sich auftreiben liessen, chronologisch verzeichnet werden; von Erzeugnissen Fröhlichs selbst ist darunter allerdings nichts von grösserer Bedeutung; von Arbeiten über ihn nur K. Jb.

Nachträge zur Bibliographie.

Der Schweizerbote. 1825. Nr. 26. 30. VI. Abdruck von vier Fabeln aus Sch. Nr. 3, mit rezensierendem Zusatz.

Der schweizerische Männergesang von H. G. Nägeli. 1828 (?). Nr. 76, 77, 79, 82 und

Allgemeines Gesellschaftsliederbuch von Pfeiffer und Nägeli. 1828. Nr. 19, 77, 89, 90. (Kompositionen Fröhlichscher Schweizerlieder.)

Ein Lied der helvetischen Musikgesellschaft in Zürich. Extrablatt 1829 zum Preise von Usteris Lied «Freut euch des Lebens» und nach dessen Strophenform. A.

Hülfs-, Not-, Haus- und Wirtschaftskalender des Schweizerboten. Sprüche zu den Kalenderzeichen. 1829. 1830 (dieselben). 1831 (in den folgenden Jahrgängen dieselben). A.

Neue Zürcher Zeitung 1830, Nr. 97. Rezension zu Sch. Nr. 15.

Der Schweizerbote 1830, Nr. 28, 15. VI. Das Sangfest des Männerchors am Zürichsee. Festgedicht von Fröhlich. A.

Tafellied zum 4. Sangfest des Aargauischen Männerchors, gefeiert in Zofingen, 20. Mai 1830. Extrablatt. A.

Geistliches Konzert, aufgeführt vom Sanginstitut zu Aarau am Weihnachtsabend 1830. 2. Teil, Weihnachtskantate von A. E. Fröhlich, komp. von Theod. Fröhlich. Extrablatt.

Geistliches Konzert, aufgeführt vom Sanginstitut zu Aarau am Charfreitagsabend 1831. 2. Teil.
Passionskantate von A. E. Fröhlich, komp. von Theod. Fröhlich. Extrablatt.

Neue illustrierte Zeitschrift für die Schweiz. St. Gallen 1831. 3. Bd. Nr. 1. Biographie Fröhlichs von «R» (= Reber?).

Beim Tellsbecher der helvetischen Gesellschaft am 14. Mai 1831. Extrablatt, unterzeichnet «H». (II. Bd. 111.)

Schweizerische Literaturblätter für das Jahr 1831. S. 209. Rezension der Alpenrosen auf 1832. (Ueber Sch. Nr. 19.)

Neue Aargauer Zeitung. Gedichte und Fabeln. A.

1831: 1. Jan.: Neujahrsgruss an die Eidgenossen.
2. Febr.: Die Abgottschlange.
9. „ Nähere Beleuchtung.
19. „ Der wilde Jäger.
23. März: Der Mann vom Berge. (I. Bd. 134.)
30. „ Faust und Mephistopheles.
16. „ Kriegslied: Jetzt auf! . . .
19. „ „ Die Schützen. (II. Bd. 104.)
26. „ „ Neue Lust am Vaterland.
Nov.: Der Wetterprophet. (I. Bd. 136).
2. Dez.: Das Richtschwert.

1832: Nr. 25: Gruss den Polen.
Nr. ? (Datum nicht zu bestimmen): Lied eines wandernden Polen.
Nr. ? (Datum nicht zu bestimmen): Das Richtschwert.

Der Schulbote. 1833 Nr. 29, 1834 Nr. 17 und 18. Rezensionen etc. zu Sch. Nr. 26.

Der Schweizerische Konstitutionelle. 1836 Nr. 70, 30. Aug. An Seydelmann als Mephistopheles. Zwei Sonnette. A.

Alpenrosen, Taschenbuch 1837, 1838, 1839. Wie sich aus Vergleichung mit den Manuskripten ergibt, stammen (ausser Sch. Nr. 33—35) von Fröhlich die mit «F.» unterzeichneten kleineren Gedichte und Sprüche.

1837: S. 200, 204, 212, 305, 316, 348, 349.

1838: S. 56, 84, 130, 142, 208, 240, 276.

1839: S. 132—156: Scherz und Ernst. Reimsprüche in Alexandrinern. 188, 200.

Neue Helvetia. 1. Jahrg. 1843, S. 669—688. Bedeutende Rezension über den «Jungen Deutsch-Michel».

Schweizerzeitung. 1843. Nr. 298 und 299. A. E. Fröhlich (Allgemeine Würdigung mit Rezension und Auszügen aus dem «Jungen Deutsch-Michel»).

Augsburger Zeitung. 1845, Nr. 51. Beilage S. 403. (Ueber Fröhlich, J. Reithard und G. Keller.)

Eidgenössische Monatsschrift 1845. I. Heft. (Bild Fröhlichs.)

Der Bote von Uster. 1845, Nr. 39. Der Polizeidichter Reithaar. (Auch gegen Fröhlich gerichtet.)

Kirchenblatt für die reformierte Schweiz. 1846, Nr. 3 und 4. (Kritik über Hutten.)

Die Zukunft der Kirche, von Prof. Ebrard 1846, Nr. 8. (Kritik über Hutten.)

Eidgenössisches Freischiessen in Aarau 1849. Fest- und Schützenzeitung.

Nr. 1—15, S. 14, 28, 42, 79: Fest- und Schützensprüche. A. (Sch. Nr. 63.)

S. 17: Heran! A. (V. Bd. 230.)

S. 40—42: Inschriften. A. (Sch. Nr. 63.)

S. 106: Wiedergabe einer Festrede Fröhlichs.

S. 138: „ „ „ „

S. 197: „ „ „ „

S. 210: Schlussgesang (V. Bd. 297).

Beigabe zur Fest- und Schützenzeitung. A.

Rot und weiss (V. Bd. 294).

Die Fahnenburg (V. Bd. 284).

Der Schützenbecher (V. Bd. 266).

Neue Zürcher Zeitung, 1849, 22. Dezember. Rezension der Alpenrosen auf 1850 (von Felber).

Troxler, Der Atheismus und das Christentum, 1849, S. 36 (über Sch. Nr. 61).

Eidgenössische Zeitung 1849, Nr. 369. Rezension der Alpenrosen auf 1850 (von Franz Kuster).

Blätter für literarische Unterhaltung, 1852, Nr. 47. Besprechung von J. Gotthelfs «Zeitgeist und Bernergeist» von Gottfried Keller.

Abgedruckt: Gottfried Kellers «Nachgelassene Schriften», 1893, S. 133—136.

Auslassungen über Fröhlichs literarische Tätigkeit.

L'Emulation, Freiburg 1852, S. 65. Litérature populaire.

Album vaterländischer Dichter, 1852, herausgegeben von Rob. Weber. Abdruck von vier Gedichten Fröhlichs.

Sudhoff, In der Stille, 1853. Kurze Würdigung und Abdruck einiger Gedichte Fröhlichs.

Helvetia, 1853, 2. Jahrgang, I. Heft. Rezension über Fröhlichs ges. Schr.

Gellertalbum, 1854. Einige geistliche Gedichte Fröhlichs (vgl. VI. Bd.).

St. Galler Blätter, 1856, Nr. 36, Gedicht von Fröhlich.

Der Bund, 1857, 18. September, Nr. 258. Am eidgenössischen Bettag. Gedicht von Fröhlich, unterzeichnet «ch».

Der Bund, 1857, 8. April. Richter und Dichter. Scherzgedicht von Fröhlich, unterzeichnet «ch».

Tafelspruch, gehalten von Herrn Klasshelfer E. Fröhlich am Kapitel in Lenzburg, den 1. Juni 1858. Extrablatt.

Täglicher Anzeiger der Stadt Aarau, 1858, Ende August? Zum Danke. Gedicht Fröhlichs, unterzeichnet «Fr.».

Hochzeitlied bei der Trauung von Herrn Pfarrer Edmund Fröhlich mit Fräulein Sophie Preiswerk. 8. März 1859 (geistl. Gedicht). A.

Hochsitlied (Dialektgedicht bei derselben Gelegenheit). Extrablatt.

Zum Andenken meiner lieben Schülerin Mathilde Billo. (Geistliches Lied von Fröhlich.) Extrablatt.

Neue Zürcher Zeitung, 1860, Nr. 238, 25. August. Tafelspruch von Fröhlich, gesprochen in Wädenswil.

Gelzers protestantische Monatsblätter, 1861, S. 435. Ahasverus, Gedicht von A. E. Fröhlich.

Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 1862, Nr. 11. Rezension über «Brand in Glarus». Nr. 22. Renzension über «Der ungläubige Pfarrer».

Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 1864, Nr. 3 und 4. Rezension über die «Trostlieder».

Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 1864, Nr. 14—16. Kritik über Calvin.

Die Schweiz im Spiegel der Dichtung, herausgegeben von Rob. Weber, 1880. Abdruck von drei Gedichten und einem Bruchstück aus Zwingli.

Neujahrsblätter für Alt und Jung, herausgegeben von der Lehrerkonferenz des Bezirkes Brugg, Jahrgang 2, 1891. A. E. Fröhlich. Von A. A. in B. (A. Amsler in Brugg?) (Bringt mehrere neue Einzelheiten.) Anschliessend: A. E. und F. Th. Fröhlich: Sonett von Franz Fröhlich (1809—66).

Kirchliches Jahrbuch der Schweiz 1896. S. 97—130. A. E. Fröhlichs Jugendjahre, von Seminardirektor J. Keller in Wettingen. (Die erste und einzig gebliebene Frucht von Kellers Studien, das ausführlichste, sorgfältigste, was über Fröhlich geschrieben wurde.)

Rud. Hunziker. Jer. Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenwärtigen Beziehungen. Winterthur 1903.

Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und A. E. Fröhlich. Herausgegeben und den Teilnehmern der 61. Jahresversammlung der Allgem. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz überreicht von Rudolf Hunziker. Winterthur 1906.

Bemerkenswerte Erwähnungen Fröhlichs in:

Karl Dändliker. Geschichte der Schweiz. 1888. III. Bd., S. 532.

Richard M. Meyer. Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. 1900. S. 109.

Ernst Zschokke. Historische Festschrift für die Centenarfeier des Kantons Aargau. 1903. S. 220. Mit Bild.

Siglen.

A.	Anonym.
AR.	Alpenrosen, Jährliches Taschenbuch auf ...
I.—IV. Bd. S.	I.—IV. Band der Gesammelten Schriften von A. E. Fröhlich (I.—V. Bd., 1853, Frauenfeld, Verlagscomptoir. VI. Bd. 1861, Zürich, F. Schulthess: Geistliche Lieder), die im folgenden in erster Linie zugrunde gelegt werden.
F. a. W.	Briefe Fröhlichs an Wilhelm Wackernagel.
K. Jb.	Kirchliches Jahrbuch der reformierten Schweiz. 1896. S. 97—130. J. Keller: A. E. Fröhlichs Jugendjahre.
K. M.	Kellers Materialien zu der geplanten Monographie über Fröhlich.
Sch. Nr.	Alb. Schumann. Aarg. Schriftsteller, I. Lieferung. 1888. S. 48—73. Die zugrunde gelegte Bibliographie.
U.	Ungedruckt.

I. Abschnitt.

Der junge Fröhlich.

(1796—1827.)

Abraham Emanuel Fröhlich galt ziemlich allgemein und mit Recht als der bedeutendste schweizerische Dichter seiner Zeit. Heute wird er auch in seiner engsten Heimat kaum mehr gelesen. Es ist ein gründlicher Irrtum J. Kellers, des Biographen von Fröhlichs Jugendjahren[1], wenn er behauptet, Fröhlich brauche nicht in den Rahmen seiner Zeit gestellt zu werden, wenn man ihn würdigen wolle; recht vieles von dem, was er geschrieben, würde heute den nämlichen Eindruck machen wie damals, als es zum ersten Male vor die Leser trat.

Seine Werke wurzeln gänzlich in jener Zeit mit ihren bestimmten Voraussetzungen, und zu ihrem Verständnis ist eine Orientierung über des Dichters Leben und Milieu unerlässlich.

Abraham Emanuel Fröhlich wurde am 1. Februar 1796 zu Brugg geboren. Das „Prophetenstädtchen" war in Geist und Habitus altväterlich und kunstfremd. Der berühmte Arzt und Philosoph J. G. Zimmermann, der auch aus Brugg stammte und im Jahr vor Fröhlichs Geburt starb, nannte, allerdings in seinem hypochondrischen unzufriedenen Zustand, seine Vaterstadt „einen einsamen, reizlosen und die Flammen des Geistes auslöschenden Ort". Doch die Wellen, die die französische Revolution warf, verkündeten nunmehr auch hier den Anbruch der neuen Zeit. Altes und Neues wirkte schon auf den Knaben, der, wie eine Menge seiner Zeitgenossen, sein Lebensproblem, seinen Lebensinhalt und seine Bedeutung in der weltgeschichtlichen Krisis und ihren Folgen finden sollte.

---

1) K. Jb.

Der Geist der alten Zeit (wie er, durch die Reformation geschaffen, immer noch im deutschen und schweizerischen Bürgertum mächtig war) herrschte teilweise in der Schule und im Haus, wo die stämmige und energische Mutter, Ordnung und unbedingten Gehorsam erzwingend, ein kurzes und bündiges Regiment führte und Abraham Emanuel mit seinen sämtlich jüngeren Geschwistern eine einfache, vielleicht etwas spartanische Erziehung erhielt.

Der Vater, ein unbemittelter Gerber, der es mit viel Initiative zum Zolleinnehmer und dann zum Lehrer gebracht, aber seinen höchsten Wunsch, zu studieren, nie erreicht hatte, huldigte damals noch dem neuen Geist, der von Frankreich her wehte, mit idealistischer Begeisterung, war politisch wie religiös freisinnig und soll in früheren Jahren Standreden gehalten haben unter Freiheitsbäumen, die sein Sohn nachmals mit bittern Epigrammen verspottete.

Nicht gering anzuschlagen ist der Einfluss der heimatlichen Natur, in der der Knabe in mannigfaltigem gesundem Sport erstarkte, wo der künftige Natur- und Fabeldichter in planlosen Streifereien und Träumereien seine ersten unbewussten Vorstudien machte; die Natur, die so vielleicht seine beste Erzieherin, später dann seine beste Freundin wurde, bei der er sich selbst, die Wahrheit und die innere Ruhe, wenn sie ihm im Getriebe und im Kampf um Alt und Neu verloren gegangen, immer wieder suchte.

Der Vater hatte sich so weit emporgearbeitet, dass er das enge Zollhaus mit einer freundlicheren Wohnung vertauschen und seiner Familie ein behaglicheres Dasein ermöglichen konnte. Vor allem aber sollte sich, was ihm selbst missglückt, an seinem Sohn erfüllen. Nachdem er ihn, teilweise in eigener Person, dazu vorbereitet hatte, brachte er ihn am Neujahrstag 1811 nach Zürich, wo er sich am collegium humanitatis und am Carolinum zum Theologen ausbilden sollte. Frugale und einfache Lebensart auch hier; knappes Geld, durch Privatstunden um ein kleines vermehrt; tüchtige Arbeit. Ueberwiegender Einfluss freisinniger Ideen, besonders auf religiösem Gebiet durch rationalistische Lehrer wie Joh. Schulthess.[2])

Das wichtigste aber dieser Periode: hier erschliesst sich ihm die Kunst. Teils im Anschluss an die humanistisch-ästhetische Wissenschaft, wie sie ihn namentlich sein Lehrer und Gönner

---

[2]) 1763—1836.

J. J. Horner[3]) lehrte, teils im Vereine mit Schulgenossen und Freunden. die musik- und poesiebegeistert ein Donnerstagskränzchen gründen, das noch lange bestand und auf später berühmte Mitglieder einen bedeutenden Einfluss ausübte. Götz von Berlichingen, Körners Freiheitslyrik, Uhlands Lieder und Balladen: so heissen die grossen Kunsteindrücke von Fröhlichs Jugend. Das Nationale, das kräftig Gesunde daran überwiegt. Die Klassik ist zu ruhig-vornehm, zu rein ästhetisch; die Romantik zu sensitiv, zu fein, um stark zu wirken. Nur Uhland als der nüchternste, einfachste und wackerste, zudem ausgesprochen national, scheint die Romantik in die Schweiz getragen zu haben.

Die grossen Vorbilder regten Fröhlich zu eigener Produktion an; eins seiner besten Schweizerlieder scheint ihm schon hier gelungen zu sein.[4]) Körner und Uhland werden komponiert; gezeichnet wird auch späterhin noch. Die Fähigkeiten beginnen sich tastend zu regen, in Augenblicken auch schon sich entschieden auszusprechen.

Im Mai 1817 wird Fröhlich ordiniert. Er scheint ein tüchtiger Humanist, aber kein geduldiger Theologe gewesen zu sein.

Aus dem weiteren, freieren Kreis, aus Zürich, in den engen der kleinen Vaterstadt zurück, aus mannigfaltigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen in ein ernstes Amt, als Lateinschullehrer in Brugg, und Pfarrvikar in dem zwei Stunden entfernten Mönthal, das er Sonntags zu Pferd, die Bassgeige auf dem Rücken erreicht. Der temperamentvolle, kraftbewusste und rührige Geist zieht verwandte Naturen an und schafft sich einen fröhlichen Freundeskreis, er führt ein einfaches und gesundes Liebesleben mit einer Jugendfreundin Elisabeth Frei, die er am 21. Januar 1820 ehelicht. Er nimmt sein Amt selbständig, wie es scheint, sehr originell und etwas selbstherrlicch in Angriff.

Aber seine erstarkenden und dezidiert ausgesprochenen Kräfte stossen an die engen Wände, die ihn umgeben: der erste Konflikt zwischen Innen- und Aussenwelt entsteht. Brugg mag ein Seldwyla mit seinen kleinlichen Untugenden gewesen sein.

Aengstliche und verkrüppelte Gemüter, bornierte Konvention und stockendes Leben trat Fröhlich in den Weg. Er kämpft aber noch nicht mit diesen Hemmnissen, er setzt über sie hinweg mit kräftigen und mutwilligen Sprüngen, mit Spott und Sar-

---

[3]) 1772—1831. Gründlicher Literaturkenner; stand in Verbindung mit Goethes Freund Meyer, mit Tieck, A. W. Schlegel etc.

[4]) Unsre Berge. II. Bd. 79.

kasmus. In jugendlichem Unbedacht hütet er seine Zunge wenig. Nach so langer Zeit lässt sich nicht mehr entscheiden, wie weit sein Benehmen berechtigt oder unberechtigt war, jedenfalls war es unklug und machte ihm Feinde. Er erfuhr es, als er 1823 in der Wahl zum Stadtpfarrer, dem Amt, auf das er seine grössten Hoffnungen setzte, einem harmlosen, aber unbedeutenden Gegner unterlag. Das ist der erste Shock, den sein Leben erhielt. Aus der anfänglichen Verblüffung, Beschämung und Entrüstung half dem Unerfahrenen schliesslich die Dichternatur. Er schrieb sich den Aerger vom Hals: mit seinen ersten Fabeln.[5]) Dies Ereignis war der Impuls, der seine Fähigkeiten löste; so dass er plötzlich ohne künstlerisches Ringen und Suchen sein bestes gab.

1824 und 1825 veröffentlicht er als Demokrit Schmerzenreich 11 Fabeln,[6]) darunter schon von den trefflichsten; und der einmal erschlossene Quell sprudelt so reichlich weiter, dass er 1825 „Hundert neue Fabeln" herausgibt, das Werk, das seinen eigentlichen Ruhm begründet und bedeutet. 1829 in einer zweiten Auflage sind der Fabeln 170.

Die Erkenntnis seines Dichterberufes mag Fröhlich neue Lebensfreudigkeit gegeben haben. Ein Kreis von jungen Mädchen und Männern, die in wöchentlichen Zusammenkünften Musik, Gesang und Poesie pflegen, und „mit Geist und Gemüt ein gemeinsames Idyll leben", mag ihm Publikum und Beifall gewesen sein, Freunde wie Wolfgang Menzel,[7]) A. L. Follen,[8]) die damals als Lehrer an der Kantonsschule in Aarau angestellt, literarische Interessen und freiheitliche Gesinnung mit ihm teilten, weckten in ihm das Bewusstsein seiner poetischen Begabung. Treue Freundschaft, Verständnis und zugleich einen fördernden Mitschöpfer in einer Person fand er an seinem Bruder Theodor.[9])

Er war einige Jahre jünger (geb. 1803) als Abraham Emanuel, hatte das Gymnasium in Zürich absolviert und seit 1822 in Basel und Berlin widerwillig dem Studium der Rechte obgelegen. Der

[5]) Es scheint, dass Fröhlichs Fabeln gleich mit dem Jahr 1824 einsetzen.

[6]) Europäische Blätter 1824 Nr. 43, 44, 45, 50; 1825 Nr. 5, 7, 8, 9, 10, 12.

[7]) 1798—1873. Floh 1820 als Burschenschafter in die Schweiz, wo er in Aarau lebte. Seit 1824 in Stuttgart. Leidenschaftlicher Kämpfer gegen freisinnige Bestrebungen.

[8]) 1794—1855. Er hatte an den Befreiungskriegen teilgenommen, konnte, als Burschenschafter verhaftet, entrinnen, war seit 1835 Lehrer in Aarau, lebte dann als Erzpolitikus und literarisches Zentrum wohlsituirt und romantisch in Zürich.

[9]) Vgl. Allg. deutsche Biographie.

Kampf zwischen seinem äussern Beruf und dem innern, der Musik, führte zu einer gesundheitlichen Krisis, von der er, 1824 bis 1826 in der Vaterstadt weilend und der geliebten Kunst sich widmend, genas.

In der Enge der Kleinstadt hatte der Dichter Entschädigung in reicher Anregung gefunden, neben den nörgelnden und kleinlichen Feinden Amt, Familie und Freunde, ein Lebensglück, das er dankbar genoss.

II. Abschnitt.

Lyrische Anfänge.

In dieser Zeit erblühte der erste frische und bunte Strauss von Liedern.

Da die einzelnen Gattungen und Gruppen der Gedichte zusammenhängend besprochen werden sollen, werden an dieser Stelle diejenigen unter ihnen herangezogen, die ihrer Genesis oder ihrem Gepräge nach vorwiegend den „jungen“ Fröhlich zeichnen.

Es ist unbekannt, wie weit die Anfänge seiner lyrischen Produktion zurückreichen, wahrscheinlich schon nach Zürich. In Kellers Materialien findet sich eine Reihe von Gedichten, den Zeitraum von zwei Jahren umfassend, die frühesten mit 1822 datiert. In der Weichheit und Unbestimmtheit der Züge schliesst sich an sie eine Anzahl teils chronologisch unbestimmbarer, teils späterer Gedichte mannigfaltigen Charakters.

Das eigentliche Lied ist spärlich (und später noch spärlicher) vertreten. Auf diesem Kerngebiet der Lyrik hat Fröhlich nichts geleistet, sondern gleichsam nur in den an der Peripherie gelegenen Provinzen. Wie so vielen und gerade manchen schweizerischen, selbst bedeutenden Lyrikern, war ihm das Lied versagt.

Diese Lücke in Fröhlichs Begabung ist ungefähr so zu erklären:

Zum schlichten frischen Volkslied fehlt seiner im Grunde reflektierenden Natur die Naivität. Grosse Leidenschaft zeigt seine Poesie nicht, weil die Leidenschaften seines Charakters mehr politischer als poetischer Natur waren, sich mehr auf die Aussenwelt als auf sein Inneres bezogen. Seiner Liebeslieder

sind wenige, die wenigen tändelnd, meist in den Mund einer dritten Person gelegt; manche erst im Alter gedichtet.

Die tiefsten, seelenvollsten Töne der Lyrik hat er niemals finden können, weil er eine viel zu wenig sensitive Natur war. Er ist ein durch und durch kräftiger, einfacher, scharf geprägter Charakterkopf, eine handelnde, wirkende Natur, mit einem Zug zum Praktisch-Realen. Meistens verunmöglicht eine Eigenschaft die andere. So ist Fröhlichs Inneres weder unergründlich tief noch reich, es gleicht einem klaren Wasser, aber nicht einem geheimnistiefen See.

So oberflächlich es ist, künstlerische Begabung ohne weiteres aus pathologischer Anlage vorauszusetzen, so lehrt doch die Erfahrung, dass gerade die tiefsten Lyriker an allzu sensitiver Anlage litten (wie Mörike) oder daran zugrunde gingen (wie Hölderlin). Fröhlich aber war gesund, kerngesund, fast robust. Stimmungsschwankungen war er wenig ausgesetzt, ja, seine energische Natur mochte dergleichen unmotivierte Regungen energisch unterdrücken.

Es fehlt bei ihm überall die „süsse Dumpfheit", das geheimnisvolle clair-obscur, das Verschwommen-Duftige, das Leidenschaftlich-Dämonische, die innigsten und weichsten Töne: kurz alles, was wir als den höchsten Vorzug wenigstens der deutschen Lyrik, als den tiefsten Grund des lyrischen Empfindens betrachten. Diesen Mangel gerade des Besten teilt Fröhlich übrigens mit noch grösseren Genossen, die auch wie er das Fehlende durch irgendwelche spezielle Fähigkeiten ersetzten.

Seine Eigenart kann in den reinen Liedern nicht recht zur Geltung kommen; mehr als anderswo lehnt er sich hier an Vorhandenes an; häufig glaubt man Anklänge an den ihm unter den Liederdichtern am nächsten verwandten Uhland zu hören, mitunter solche an Goethe; ein gefährliches Vorbild war der schnell zufriedene, überproduktive Rückert, den er besonders hochhielt.

Naheliegend wäre der Gedanke, dass die eigene musikalische Begabung oder die des Bruders Fröhlich zu sanglichen Liedern veranlasst hätte. Aber es liegen nur spärliche Versuche dieser Art vor. So wurde das leichte „Lenz und Liebe"[1]) am selben Tag gedichtet und komponiert. Die höchste Begabung für Lyrik und Komposition scheint sich überhaupt zu widerstreben.

[1]) II. Bd. 73.

Fröhlichs Temperament äussert sich schon jetzt vorzugsweise durch das Medium des Gedankens. Einen halbwegs unmittelbaren Ausdruck findet sein jugendliches Lebensgefühl in einer „Serenade an Zimmermann“[2]) (wahrscheinlich von 1822).

O du schönes Jugendleben
Freudevolles Weltbestreben,
Reiches Nehmen, reiches Geben.

Hoffen, Sehnen und Lobsingen,
Treue, Liebe zu erringen,
Da das Herze fromm und rein
Sonder Falsch und sonder List
Aller Lust erschlossen ist. U.

Den Druck der lästigen „Gesellschaft“ wirft er mit ein paar keck satirischen Versen ab.

Ein Anfang zu der Masse der späteren Gelegenheitsgedichte sind die Verse des jungen Vaters:

Dem Neugebornen.

Dich grüssen Lieder, dass dir das Schöne
Des Erdenlebens entgegentöne.
Mögst freudebringend auch dich entfalten
Und ganz einklingend zum Lied gestalten,
Denn wer das Schöne zu sich errungen,
Dem ist das Leben wohl gut gelungen.

1823. U.

Diese freudig bejahenden, optimistischen Anschauungen hat ihm das Leben später grausam geraubt. Aber schon damals ist ihm das ethische Prinzip die einzig sichere Grundlage des Lebens. Furcht, Kummer, Mühsal und Vergänglichkeit haftet auch den menschlichen Grosstaten an:

Alles bleibt einmal zurück,
Aber zu dem Himmel führen
Seelenadel, Menschenglück. 1823. U.

Und ein religiöses Lied, beginnend

Selig, wer getreu erfunden,
Wenn die Auferstehung tagt 1823. U.

ist der erste Vorläufer seiner geistlichen Poesie und beweist, wie auch die Fabeln, dass es mit dem „kalten Rationalismus“, den man ihm vorwarf, nicht seine Richtigkeit hatte.

---

[2]) K. M. Rudolf Zimmermann (1792—1867), Pfarrer am Waisenhaus in Zürich, Fröhlichs lebenslänglicher Freund.

Ueberall erkennt man Keime späterer Leistungen. Auch zu den „Schweizerliedern" besteht der Anfang, das an Rhytmen des alten Goethe erinnernde „Waffenlied" von 1822

Blitzender Waffenglanz, Fahnen erhöht!
Wenn über Blumenglanz
Dir dieser Schein nicht geht

Bist du ein armes Blut,
Hast weder Kraft noch Mut. U.

Eine einzige Gattung verdorrte später. Man könnte sie Fröhlichs Anakreontik nennen, Gedichte, wie sie unter den „Geselligen Liedern" in den gesammelten Schriften aufgenommen wurden. Er leitet sie ein mit dem Spruch

Da die Saiten täglich klangen
Auf des Freundes Weisen wieder,
Antwort gaben neue Lieder:
Ach, die Zeit war bald vergangen!

und in seinem Manuskript lautet der Reim noch persönlicher:

Einst erklangen diese Lieder
Auf des Bruders Weisen wieder;
Mit dem Wiederklange schied
Mir für immer wohl dies Lied.

Es sind muntere Gesellschafts-, Trink- und Wanderlieder, wie sie für Chorgesang sich eigneten. In der Ich-Lyrik war Fröhlich immer am schwächsten, er war wenig Individualist und beschäftigte sich wenig mit sich selbst. Er war tatkräftig und suchte Wirkung nach aussen; er liebte es, zu Vielen zu sprechen: in den Satiren; und für Viele zu sprechen: im Kirchengesang, in den patriotischen Liedern und hier. Aber diese spezielle Art der Wir-Lyrik liegt ihm nicht. Er fällt leicht in Dilettantismus und formale Spielereien.

Die Trinklieder sind einfach die konventionelle Form für den Ausdruck gesteigerten Lebensgefühls und geselliger Freundschaft; der Wein ist nur das äussere Symbol dieser Stimmung.

Er ist ein Segel, darin tau'n
Verklärt die Melodien,
Er ist ein Grund, auf den sich bau'n
Die kühnsten Phantasien.[3])

Jugend und Fröhlichkeit werden auf ziemlich unindividuelle Weise, wie es auch einer Menge von Dilettanten gelingen würde,

[3]) II. Bd. 153.

besungen, die Verschönerung des Lebens durch die Kunst gepriesen. Das konnten andere auch, und so können diese Gedichte keine eingehendere Besprechung beanspruchen.

III. Abschnitt.

Die Schweizerlieder.

In die Zeit der Restauration fallen Fröhlichs bedeutendste Leistungen auf dem Gebiete der vaterländischen Lyrik.

Die Anregungen der Zürcher Zeit: Begeisterung für deutschnationale Dichtung, Götz und Uhland, wirken nach. Laut Fröhlichs eigener Aussage machten die Ereignisse von 1813—1815, die Freiheitskriege der Deutschen, einen eminenten Eindruck auf ihn und ebenso ihr bleibendes poetisches Erzeugnis: Körners Lyrik.

Die Schweiz befand sich damals in einem Ruhestadium nach den wichtigsten inneren Umwälzungen. Sie hatte sich (allerdings nicht aus eigener Kraft) aus der Existenzfrage gerettet, ja sie schien in einem gedeihlichen Aufblühen begriffen; daher der Stolz und das patriotische Selbstbewusstsein, das zwischen den Zeilen von Fröhlichs Schweizerliedern hervorspricht. Gerade der Kanton Aargau, der als sein engeres Milieu am meisten in Betracht kommt, mochte mit seiner aristokratischen Regierung (das Schwergewicht lag auf dem kleinen Rat) zufrieden sein; der Wohlstand mehrte sich (in seinen Knabenjahren hatten Fröhlichs Eltern auch zu dem Brote greifen müssen, womit Bern die ärmeren Leute damals unterstützte); die Bürger lebten in Ruhe und Sicherheit; das zeigt sich in dem breiten Behagen der Schweizerlieder.

Man hatte Musse und Gelegenheit zu künstlerischen Bestrebungen, aber die empfangenen Eindrücke von den Erschütterungen des Vaterlandes wirkten immer noch so stark nach, dass sie die Kunst in ihren Kreis zogen.

Aus jener Zeit stammen dramatische Bearbeitungen der Schlacht bei Sempach, Waldmanns, Karls des Kühnen. Ludwig Vogel[1]) wurde auf dem Gebiete der Historienmalerei Schöpfer

[1]) 1788—1879. Lebte nach längeren Studienreisen in Zürich.

typischer Gestalten und Szenen der Schweizergeschichte. Auf ihn wie auf Fröhlich war Johannes von Müllers Geschichtsschreibung von bedeutendem Einfluss. Was von Vogels Darstellungen gilt,[2]) das könnte sich genau so auf Fröhlichs patriotische Dichtung beziehen: „Seine Bilder sollen Vorbilder patriotischer Tugend sein; sie sollen dem Volke Freiheitsliebe, Aufopferung fürs Vaterland, Wahrung von Treu und Glauben, Toleranz und Heilighaltung der Bünde predigen."

Endlich wirkten die liberalen Ideen, die namentlich in verschiedener meist damals gegründeten Vereinen gepflegt wurden. In Fröhlichs Nähe waren Heinrich Zschokke[3]) und der Dichter und Politiker Rudolf Tanner[4]) die einflussreichsten Vertreter dieser Richtung. Die „Kulturgesellschaft" des Kantons Aargau verwendete sich zugunsten der Freiheitskämpfe der Griechen; auch Fröhlich war ein begeisterter Philhellene. 1819 gründeten die Studenten von Zürich und Bern den Zofinger-Verein zur Förderung schweizerischer Nationalität und Einheit. Ihm hat Fröhlich sogar noch manche Jahre nach der 1830er Revolution einige patriotische Lieder gedichtet. Aehnlichen Bestrebungen lag der Sempacher-Verein ob, dessen Jahresfeste 1822 auf der Ufenau, 1823 in Stans, 1825 in Näfels, 1826 am Stoss Fröhlich besuchte, wobei ihm die Schönheit der Alpennatur, die in seinen Schweizerliedern den Hintergrund bildet, immer wieder vor Augen trat. Ja, wir wissen, dass diese Nationalfeste den direkten Anstoss zu vielen seiner Lieder gaben. Zu jener Zeit hatten sie noch eine tiefere und wichtigere Bedeutung als heute, wo der Hauptton des Wortes auf der zweiten Silbe liegt; damals war das erste eidgenössische Schützenfest, das am 7. bis 12. Juni 1824 in Aarau stattfand, ein Ereignis. Dieser Anlass zeitigte Fröhlichs:

„Brüder sind wir Schützenscharen."[5])

Mit der grössten Energie scheint die Helvetische Gesellschaft zu Schinznach für die liberalen Ideen eingetreten zu sein, eine

---

[2]) Salomon Vögelin: Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft Zürich, 1881 und 1882.

[3]) 1771—1848 aus Magdeburg. Kam 1795 in die Schweiz, wo er sich an kulturellen und politischen Bestrebungen beteiligte.

[4]) Geb. 1794 in Aarau, studierte in Heidelberg und Göttingen die Rechte, war 1821 an der Gründung des Sempachervereins mitbeteiligt, kämpfte in verschiedenen öffentlichen Aemtern für den politischen Fortschritt. † 1849. „Heimatliche Bilder und Lieder", Aarau 1826.

[5]) II. Bd. 104.

gründliche Umgestaltung der Schweiz fordernd. Schon 1819 taucht der Dichter in diesem Kreise auf, noch 1831 besingt er den Tellsbecher dieser Gesellschaft;[6]) seine erste Publikation (das Gedicht: „Wie rauscht in diesem Tal...") erscheint in den „Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft" im Jahre 1824.[7])

Vielleicht hat die Helvetische Gesellschaft Fröhlich auf den Gedanken einer zyklischen Sammlung gebracht, die dann 1827 als „Schweizerlieder" erschien.[8]) Aus dem Schosse dieser Gesellschaft waren nämlich mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor J. C. Lavaters berühmte Schweizerlieder erstanden, und der Gedanke liegt nahe, dass Fröhlich ein Gegenstück oder besser eine Fortsetzung dazu schaffen wollte. Aehnlichkeit und Verschiedenheit sprechen dafür. Es ist dasselbe Unternehmen in verschiedener Zeit ausgeführt. Seit Lavaters Gesängen war die Revolution hereingebrochen und hatte die deutsche Poesie den höchsten Gipfel erstiegen, gewaltige Aenderungen, die in Schweizerliedern andere Töne, zum Teil auch andere Ideen, möglich und wünschbar machten.

Aber der Grundakkord ist derselbe geblieben: Eintracht. Immer noch war der grossen Selbständigkeit der Kantone gegenüber der Gedanke an eine einheitliche Schweiz, den immer noch tatsächlich oder in den Gemütern bestehenden Standesunterunterschieden gegenüber die Gleichheit Aller als Brüder im Vaterlande mit Nachdruck zu betonen.

Lavater predigt wohlmeinend im Geiste der etwas schalen und schwunglosen Moralphilosophie der Aufklärung des 18. Jahrhunderts; aus Fröhlichs Versen spricht bald offener, bald mehr verborgen, die Wärme und der Elan der Ideen, deren Mutter die grosse Umwälzung um die Jahrhundertwende war.

Aber abgesehen davon, dass Lavater im Gegensatz zu Fröhlich kein Dichter war, wirkt bei jenem die Lehrhaftigkeit viel unerträglicher, weil sie nackt und nüchtern ist. Fröhlich kleidet sie in Pathos und poetische Sprache. Lavater singt noch ganz didaktisch.

„Wer Schweizer! Wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Mut
Dem Vaterlande Gutes tut,
In seinem Schosse friedlich ruht,

---

[6]) II. Bd. 111.

[7]) Sch. Nr. 1. — II. Bd. 109.

[8]) Sch. Nr. 8. Grossenteils aufgenommen unter den „Heimatlichen Liedern", II. Bd. 79 ff.

Nicht fürchtet seiner Feinde Wut
Der Schweizer! der hat Schweizerblut!"

Bei Fröhlich tönt es durchschnittlich etwa:

„Schweizermannen, haltet eure Heimat teur!"

und erst Gottfried Keller, um ihn in dieser Entwicklung als Vertreter eines dritten Stadiums zu nennen, findet den unmittelbaren Ausdruck:

„Oh wie innig, feurig lieb ich dich!"

Ein bleibendes patriotisches Lied wird wohl immer aus innerer sittlicher Kraft und Ueberzeugung geboren werden, aber sobald diese nicht gespürt, sondern gelehrt wird, leidet darunter der poetische Wert, der für die Fortdauer doch das Bestimmende ist. So kamen Lavaters Lieder nach der Revolution allmählich zum Schweigen, während sie im 18. Jahrhundert Gemeingut waren; so sind heute Fröhlichs Lieder vergessen.

Der Kreis der Motive ist von Anfang an eher gegeben und geschlossen, als bei anderen lyrischen Gattungen; Lavater ist auch darin armselig; Fröhlich befleissigt sich möglichster Mannigfaltigkeit. Das Beste freilich geht auch ihm ab: das persönliche Erlebnis, wie es zum Beispiel aus Körners Gedichten spricht, der Stoff aus der Gegenwart. Ganz grosse vaterländische Lyrik konnte wohl gar nicht zu jener Zeit in der Schweiz entstehen, der Zusammenbruch der alten Schweiz war mehr schmählich als heldenhaft, die Auferstehung des Vaterlandes erfolgte nicht wie in Deutschland durch eigenes Blut und in verzweifelter Anstrengung, sondern mit äusserer Hilfe; die späteren Parteikämpfe waren zu kleinlicher und lokaler Natur, als dass sie etwas Bedeutendes hätten zeitigen können.

So fehlt in Fröhlichs Liedern der Existenzkampf, die Leidenschaft, das Aktuelle. Er feuert nicht an, reisst nicht mit; er mahnt und lobt.

Er sucht das Erhebende nicht in der Gegenwart, sondern entweder in Ideen oder in der Natur oder in der Vergangenheit. Wie Lavater weist er auf die alten Schweizer Helden. Tell, Winkelried, Niklaus von der Flüe werden besungen. Dabei ist er einer doppelten Gefahr nicht entgangen. Das Herbeiziehen vaterländischer Geschichte und Sage war sicherlich ein glücklicher Griff, aber er hat darin das künstlerische Mass überschritten.

Wir lächeln über den umständlichen Apparat, mit dem Lavater seine Schweizerlieder begleitet, über den „Vorbericht", den er

fast jeder Nummer voranschickt, die überflüssigen Noten und Exkurse am Schlusse des Bändchens und das umfangreiche Verzeichnis wünschbarer weiterer Schweizerlieder. Er will das ganze Gebiet, in völliger Unkenntnis des Wertes poetischer Motive, systematisch abgrasen.

Auch Fröhlich hat seine Lieder, wahrscheinlich nach diesem Vorbild, mit Erläuterungen in die Welt geschickt.

Viele historische Anspielungen wären uns auch heute ohne Noten unverständlich; er ist entschieden in der Ausnützung der Geschichte zu weit gegangen und einzelne Male zu willkürlich und subjektiv verfahren. Das mochte er auch fühlen; daher zu folgender Strophe folgende Interpretation:

Ritter, Baur und Hirt erschlossen
Ew'gem Recht den Alpenkreis,
Steigt vorauf, ihr Eidgenossen,
Jüngling du, und Mann und Greis!

Walter Fürst	Stauffacher	Melchtal
Ritter	Baur	Hirt
Greis	Mann	Jüngling

Solche Nachhilfen weisen deutlich auf einen Grundfehler dieser Lieder: sie sind darauf berechnet, im Volke zu leben, aber sie sind ihm nicht genügend angepasst, zu wenig aus ihm und seinem Anschauungskreis herausgewachsen. Sie sind a n die Nation gerichtet, aber nicht a u s der Nation. Daher sind sie nie zu vollem Leben erstanden.

Die Schweizer Helden bedeuten Fröhlich hohe ethisch-nationale Werte.

Heldennamen sind's, die preisen
Hoch des Menschen Herrlichkeit.

Sie werden dem lebenden Geschlecht vorgehalten:

Eure (der Helden) Taten übertönen
Eine lange, trübe Zeit,
Aufzusingen in den Söhnen
Alte Kraft und Einigkeit.

Auch die denkwürdigen Stätten, wie das Rütli, lösen ähnliche Gedanken aus. Im „Wallfahrtslied“ heisst es:

Frommer Sinn
Zieht uns hin
In des Landes Heiligtümer,
In die stillen Siegskapellen
An geweihte Seeswellen,
Auf der Burgen letzte Trümmer.
Und wir opfern Dank und Ruhm
Dort dem Schweizer Heldentum.

Derlei ist uns heute geläufiger als damals. Ganz wie zu allen Zeiten wird die Geschichte, bei Fröhlich sicherlich ziemlich unbewusst, idealisiert. Dazu war ein tüchtiger Anfang schon in den alten Chroniken gemacht, denen man damals ziemlich unkritisch gegenüberstand; in der deutschen Literatur war die Idealisierung der Altvordern durch die Stürmer und Dränger eingeführt und seit den 70er Jahren geläufig.

Aber Fröhlichs Idealisierung hat die Tendenz, ins Verschwommene, Uebertriebene und Schönrednerische hinein zu geraten. Es ist das die Auffassung jener Zeit überhaupt; er zeichnet die Schweizer Helden etwa ähnlich, wie die beiden Illustratoren seiner Lieder in den Alpenrosen, wie Ludwig Vogel oder gar Disteli: heroische Gestalten in edlen Attitüden; aber das Charakteristische ist dem leicht Theatralischen preisgegeben und das Kräftige hat einen leisen Anflug von Karikatur. Schon Robert Weber[9]) hat darauf aufmerksam gemacht, dass Fröhlich nicht davon freigesprochen werden kann, diese etwas seichte und äusserliche Auffassung verbreitet zu haben.

Halbsuters knappes, gedrungenes Sempacherlied hat diese Richtung überdauert, und die moderne Kunst hat in Poesie und Malerei auch auf diesem Gebiete das Charakteristische und Realistische zu Ehren gebracht.

Eine ähnliche Idealisierung ist es, die Schweiz schlechtweg mit den Alpen zu identifizieren. Jura und Hochebene werden bei Fröhlich als poetisch unbrauchbar totgeschwiegen. Dergleichen fromme Fälschungen rächen sich einmal früher oder später; heute nennt uns der befrackte Festredner das Hirtenvolk.

Die Zeichnung der Alpen leidet an Ueberschwänglichkeit und ist nicht mehr nach unserem Geschmacke. Ueberall wird auf Grossartigkeit hingearbeitet; es sind die „himmelhohen Flühen der Freiheit“. Die Berge „wurzeln unterm Meeresgrund“, ihr „Wall ist von Gott aufgeworfen“ [10]). Eine besondere Liebhaberei hat Fröhlich für Lichteffekte. Ihn frappiert nicht die reine stille Beleuchtung der Hochwelt in der kristallklaren Luft, wie wir sie auf Segantinis Bildern bewundern; er manöveriert mit beständigem Morgen- und Abendrot. „Die Hallen und Kronen von Gottes Türmen steigen in Goldesgluten“.

„Mögst erblühn, oh Heimat, wie dein Alpenglühn.“ —
„Die Glut entfacht den Tempel“ (der Alpen).

---

[9]) Poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz, II. Bd. S. 12.
[10]) Vgl. Schiller, Tell: Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

Ja noch mehr:

„Die Schweizerberg' erglühn vor Schmach."

Ein heute fast unverständliches Bild ist „Der Alpen Feuersäule". Es liessen sich aus Fröhlichs gesammelten Gedichten noch ein halb Dutzend solcher Stellen zusammentragen. Wie weit ist diese forcierte Pracht von dem „grossen stillen Leuchten" in C. F. Meyers „Firnelicht"; welcher Unterschied zwischen der vornehmen Bescheidenheit dieses Gedichts

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch

und Fröhlichs oft aufdringlichem Preis seines Vaterlandes.

Mit Vorliebe vergleicht Fröhlich die Alpen einer Burg oder einem Tempel.

„Unser Zion, unser Tempel, unsere heil'ge Gottesstadt
Sind die himmelhohen Berge . . . . ."
„Von einem Tempel sind wir all umschlossen"

oder die Berge sind gar Altäre in dem gewagten Bild:

„von Hochaltären wallen Opferwolken-Fluten."

Einige Male wächst sich das Bild der Alpen zu einer symbolischen oder allegorisierenden Naturauffassung aus: Licht und Kraft herrscht in den Alpen; dort baden sich die Adler im Sonnenlicht, und der starke Föhn vertreibt den Winter: Licht und Kraft soll in des Schweizers Herzen herrschen. Wo sich dergleichen Beziehungen natürlich und leicht geben, und ebenso ausgeführt sind, bilden sie ein treffliches Kunstmittel für die patriotische Liederdichtung. Oft aber hat man der mangelhaften Pointierung oder der schiefen Ausführungen wegen seine liebe Not, den Sinn herauszufinden. Soviel ist sicher: die häufige und verschiedenartige poetische Verwendung der heimatlichen Natur ist ein Hauptkennzeichen und ein Vorzug von Fröhlichs Schweizerliedern gegenüber den vorstellungsarmen Lavaters.

Auch in der ethischen Auffassung erhebt sich Fröhlich, wie oben angedeutet, über seinen Vorgänger. Lavater preist Sitteneinfalt und Tugend auf ziemlich spiessbürgerliche Weise. Fröhlich sieht den sittlichen Untergrund des Patriotismus in der Religion, speziell im Christentum. Mit innerer Ueberzeugung und äusserem Pathos entwickelt er diese Auffassung; er wurzelt mit seinen Ideen in der Bibel und in der Reformation. Der unbedingte Herrscher, wie über die Erde, so insbesondere über das Vaterland, ist Gott. Er ist der Freien König. Ein theokratisches

Regiment, erinnernd an das der Juden des Alten Testaments. Das Vaterland steht unter seinem speziellen Schutze: „Was Er uns schenkt, wer darf es rauben?"; und in seiner besonderen Gunst:

„Zuerst den Hirten tat
Sich unser Heiland kund. (Bethlehem)
Zuerst ward in den Hirtenlanden
Sein göttliches Gebot verstanden." (Schweiz)

Die Alpen sind Gottes Tempel, die Gipfel seine Priester etc. Gott einigt in der Natur das Vaterland: ein Tempel, ein Gott! Das äussere Zeichen dieser Gottesherrschaft ist das Kreuz im Schweizerwappen:

„Wo der Christenglauben echt,
Ist das Kreuz zuhöchst gestellt,
Weil ein brüderlich Geschlecht
Jesum für den Herrscher hält."

Wie verbindet Fröhlich diese Auffassung, die deutlich an die Bibel, namentlich ans Alte Testament, erinnert, (ein Beispiel mehr für dessen eminenten Einfluss auf die deutsche Literatur) mit den durch die französische Revolution in Schwung gebrachten Anschauungen über Freiheit, mit der neuen Auffassung des Menschen und seiner Rechte? Dazu wird das Neue Testament beigezogen:

Christus war der erste Freiheitskämpfer; in seinem Geiste befreiten sich die Schweizer von politischer Knechtschaft. Der „Freiheit Evangelium" ist

„Das Wort, für das der Herr gelitten,
Das Wort, von Helden uns erstritten."

Die demokratische Idee stützt er mit der Parallele:

„Von Hütten ward oft schon der Retter beschieden, (Christus)
Hier schreitet die Heermacht des Volkes heraus."

Er preist den Bauern- und den Hirtenstand, die Gleichheit aller anerkennt er in der schönen Form:

Hochgeboren sind zu nennen
Alle wir in Schweizergau'n.

Am prägnantesten fasst sich seine Anschauung zusammen in der Stelle, die an die Worte des Reformators, der sich an den „christlichen Adel deutscher Nation" wendet, und zugleich an die moderne Gleichheitsidee anklingt:

„Gleich fürstlichen Adels sind Herren und Bauern,
Wir sind eine christliche Volksgemein."

Fröhlich hatte im Sommer 1826 auf dem Stoss den Appen-

zeller Männerchor in einer begeisterten Rede begrüsst: Von jeher habe der Volksgesang im Lande geblüht, durch Lavater, Kuhn, Nägeli und andere sei er wieder erneuert worden. „O, dass doch irgend ein reiches Gemüt durch die heutige Feier zu solchen Bestrebungen entflammt würde,“ darin gipfelt seine Ansprache. An ihm selbst zunächst ging der Wunsch in Erfüllung in seinen Schweizerliedern. Dass diese für den „Volksgesang“, nämlich für Männerchöre berechnet sind, betont er selber in der Einleitung. Und den Komponisten braucht er nicht zu suchen.

Singe Lieder uns dazu,
Die von tausend Alpensöhnen
Gruss und Dank dir wiedertönen,
Und zur Bruderlieb' entflammet
Was aus Bruderliebe stammet

muntert er ihn auf. So entstehen die Schweizerlieder als die erste grössere gemeinsame Arbeit der Brüder Fröhlich. Die Komposition war ein ausschlaggebender Faktor für die Gestaltung der Schweizerlieder. Zwar ist aus Fröhlichs Bemerkung: für die grossen Versammlungen mehrerer hundert Sänger passe weder die Freiheit und Leichtigkeit des Volksliedes noch die Mundart, nicht etwa zu schliessen, von diesen hätte ihn die Rücksicht auf den Chorgesang abgehalten; vielmehr lag ihm der kräftige, massige und getragene Ton, den er anschlug, am besten. Dagegen ist die beständige Rücksprache mit dem Komponisten in Aufbau und Form unverkenntlich; deutlich arbeitet Fröhlich durch Abwechslung und Reichtum der Strophenform etc. der Musik vor. Uebrigens hat auch H. G. Nägeli mehrere seiner Schweizerlieder und anderer Gedichte komponiert;[11]) und manche Lieder Fröhlichs scheinen so eine gewisse Popularität und Verbreitung gefunden zu haben. Noch 1865 behauptet ein Rezensent,[12]) die einen von ihnen werden noch manches Menschenalter überdauern und für die Schweizer einen unvergänglichen Reiz bewahren. Das war eine gründliche Täuschung. Wenn Fröhlichs Lieder damals überhaupt noch populär waren, dann müssen sie — ein Opfer veränderter Anschauungen und eines neuen Geschmackes —

[11]) Allgemeines Gesellschaftsliederbuch von Pfeiffer und Nägeli Nr. 19, 77, 89, 90. Der schweizerische Männergesang von H. G. Nägeli Nr. 76, 77, 79, 82.

[12]) Die Schweiz. Illustrierte Zeitschrift 8. Jahrg. 1865, S. 476.

sehr plötzlich abgestorben sein; heute sind sie vollkommen vergessen, ja ein bekannter Männerchor-Dirigent kann sich nicht erinnern, jemals überhaupt von ihnen gehört zu haben.

IV. Abschnitt.

Die Naturbilder.

Wenn nicht Hervorragendes, so doch Eigenes hat Fröhlich in seinen Naturgedichten geleistet, deren beste sich unter dem etwas allzusehr spezialisierenden Titel „Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten“ in den Gesammelten Schriften II. Bd. vereinigt finden. Sie entstanden während etwa 30 Jahren in ziemlich regelmässiger Produktion; eine Entwicklung ist nicht zu konstatieren; auch hier übertraf Fröhlich seine ersten Leistungen nicht.

Sein Verhältnis zur Natur ist einer der allerwichtigsten Züge in seinem Porträt; ihm verdankt er seine besten poetischen Produkte.

Die freie Natur war ihm ein Lebensbedürfnis wie Speise und Trank. Sie war keine Eroberung, kein Ereignis für ihn wie für manche Grossstädter, sondern von Anfang an ein beständiges Stück seiner Existenz. Sie bestand für ihn nicht wie für den „Grünen Heinrich“ als Kind in einem winzigen Gärtlein mit zwei dürftigen Bäumchen und in den Bergspitzen, die kaum noch über das Dächermeer lugen konnten; er war von Anfang an in vollem Umfang mit ihr heimisch und vertraut. Aus den engen Stuben im Zollhäuschen zu Brugg sah er zu seinen Füssen die blaue Aare unter dem hohen Brückenbogen durchziehen und drüben dehnten sich Feld und Wald, die er in Kinder- und Knabenjahren immer wieder durchschweifte, beobachtend, spielend, zeichnend oder in gesundem Sport, so dass der heimatliche Boden für ihn zum zweiten Heim und zur zweiten Schule wurde. Als junger Pfarrvikar reitet er mehrmals wöchentlich von Brugg durch den Eichwald den zweistündigen Weg zu seiner Pfarrfiliale Mönthal; jahrzehntelang unterbricht er sein frühbegonnenes und spät endendes Tagewerk durch einen einsamen Abendspazier-

gang und auf diesen Wanderungen, dem Schulmeisterärger, dem ‚politischen Gezänk und den häuslichen Sorgen entfliehend, dichtet er eine Unzahl und gerade die besten seiner Verse.

Wie sehr ihm freie Natur zur Existenzbedingung geworden war, zeigt ein Brief vom 26. Januar 1836 an seinen Freund Wackernagel,[1]) der ihm zu seiner Uebersiedlung als Lehrer nach Basel riet. Dem sonst so energischen und selbstdisziplinierten Fröhlich war der erste Schritt in das melancholische Schulhaus mit seinen düstern schwarzen Zimmern geradezu „schreckenvoll, ja entsetzlich“. „Zudem gefällt mir die Natur um Basel nicht; es sind nicht die nahen Berge, Wälder, Täler, die mein Sommerstudierzimmer sind und die ich nicht missen kann, wenn ich mich nicht unglücklich fühlen soll“.

Sich mit seinem Gefühl zur Natur zu wenden, scheint für den Poeten das nächstliegendste; geschah und geschieht auch immer wieder von grossen Dichtern wie kleinen Dilettanten. Zu einer Zeitströmung und mächtigen literarischen Mode wurde es aber durch Rousseau. Man floh zur Natur aus der Wirklichkeit. Werther ist das grossartigste Erzeugnis dieser Richtung, der sich dann die sensitiven Lyriker anschlossen wie Hölderlin, die weltschmerzlichen wie Lenau, der zur Nacht fleht:

> Nimm mit deinem Zauberdunkel
> Diese Welt von hinnen mir,

endlich auch eine grosse Anzahl der Romantiker.

Fröhlich steht abseits von allen diesen Gruppen. Gewiss hat auch er sich oft zur Natur geflüchtet.

> Ach aus dieser Welt hinaus
> Und vom Leben dieser Städter
> Führte mich doch ein Erretter
> In ein ländlich stilles Haus! U.

heisst es in einem „Um Erlösung“ betitelten Gedicht von 1853. Und anderswo:[2])

> Im tiefen Walde trifft
> Dich nicht der Blicke Gift,

hier fühlt er sich „allsobald befreit von des engen Lebens Streit“. Aber er will sich in der Natur nicht gehen lassen und auflösen, sondern erbauen und neue ethische Kraft finden. Er wendet

---

[1]) Wilhelm Wackernagel, geb. 1806 in Berlin, seit 1833 Professor an der Universität Basel, gest. 1868; der bekannte, auch als Dichter tätige Germanist, Fröhlichs lebenslänglicher treuer Freund.

[2]) Ar. 1838, S. 282.

sich zu ihr, dass ihre Sanftmut ihm die milde Schöpfung weihe, dass nicht mit seinem Los er neidisch sich entzweie."[3])

Was Fröhlich von den Weltschmerz- und -fluchtpoeten gänzlich scheidet, das ist vor allem, dass er, wenn er in sentimentalen Anwandlungen auch zur Natur gekommen ist, nicht in elegisch weicher Stimmung verharrt, sondern sich dabei vergisst, und sofort eine eigene Beobachtungs- und Gedankentätigkeit beginnt. Auch war ihm die Natur nie ein Versteck vor der rauhen Wirklichkeit, sondern eine wohlverdiente Erholung, nachdem er sich mit dem Leben vollkommen real und wacker auseinandergesetzt hatte. Sie war ihm allerdings ein Bedürfnis, aber er erfasste sie mit seinen Kräften und Fähigkeiten, nicht aus Schwäche.

Auch das Auge war nicht das Hauptorgan, mit dem er sie in sich aufnahm. Feine Naturbeobachtung und Beschreibung, wie sie von den Modernen mit Meisterschaft ausgeübt wird, lag ihm und seiner ganzen Zeit fern. Davon, dass er seine heimatliche Natur kenntlich machen, dass er etwa landschaftliche Charakteristika des Jura zeichnen würde, wie es neuerdings Karl Spitteler im „Olympischen Frühling" getan hat, ist nicht die Rede. Er kennt den Wald, das Feld, aber nicht diese und jene Art. Er kennt vor allem keine Nüancen. Es gibt — sei es in den Naturbildern, Novellen oder Fabeln — Nacht und Tag bei ihm, Abend- und Morgenrot, aber immer nur von einer Sorte. Er vermag auch kaum, durch Stimmung oder andere Mittel eine Einheit des Bildes zu erzielen, er kommt nicht über mosaikartiges Aneinanderreihen hinaus oder wird verschwommen.

Mittels des I n t e l l e k t e s erfasst Fröhlich die Natur. Auge und Herz sind zwar nicht ausgeschaltet, aber sie spielen doch eine dienende Rolle, während der Verstand dominiert.

Mit Unrecht würde man eine solche Stellung zur Natur für einen Dichter für bedenklich halten. Gerade ihr verdankt er sein bestes, in ihr verrät er einen Anflug von Genialität.

Fröhlich geht von dem Erlebnis, der Beobachtng aus; aber diese wandelt sich ihm nicht in direkte Schilderung, sondern hufiger in petische Vergleiche und Metaphern. Er sagt nicht: „Weit und breit sind die Fluren grün", sondern „nun ziehet sich das grüne Band des Frühlings durch das ganze Land".

Die kahlen Aeste erscheinen ihm als bittend ausgestreckte Arme:

---

[3]) Sch. Nr. 42, S. 103.

„Im Flehn verharrend hebt der Baum die Arme,
Dass seiner Armut sich die Sonn' erbarme."

Der Bäume Häupter glänzen in weissen Hochzeitskränzen, der Frühling bringt Blumenteppiche und grüne Zeltdächer; im Abendrot tragen die finstern Tannen helle Kerzen in den Händen, die Abendwolke ist ein goldnes Siegel, dass der Mai (ein Brief des Himmels) gesegnet sei.

Diese metaphorische Umsetzung ist eine ganz allgemeine poetische Fähigkeit, ja sie liegt vielleicht letzterdings im Wesen der menschlichen Sprache verborgen.

Aber bei Fröhlich kommt dergleichen, wenn auch nicht in besonders reicher Abwechslung, doch viel häufiger vor, als bei andern Dichtern. Es ist eine Art Spiel, an dem er Vergnügen findet und das mitunter zum Selbstzweck wird. So besteht ein Gedicht in der Personifizierung der vom Wind bewegten Bäume:[4])

Welch ein Flüstern, Winken, Nicken,
Augenspiel und Blicke-Schicken!
Köpfe neigen hin und wieder,
Hände gehen auf und nieder,
Sich in Anmut zu erzeigen.

Auch die Spiele mit den Falten:

Jetzt zusammen sie zu fassen,
Dann sie wieder fallen lassen;
Oder auch im Steigen, Neigen,
Sammtne Unterkleider zeigen.

Oder der Wald wird ihm zum Tempel, mit Türmen und Toren, hundertfachen Säulenreihen, Kuppeln und Gewölben, gotischen verschlungenen Zierwerk, Dämmerbeleuchtung und Weihrauchgerüchen. Diese Umsetzung kehrt in verschiedenen Variationen mindestens sechsmal wieder. Noch häufiger werden die Alpen als Burg oder Tempel aufgefasst und besungen. Darin zeigt sich schon eine gewisse Erstarrung und Armut, diese Wiederkehr desselben Bildes hat etwas konventionelles. Auch kommt Fröhlich nur zur Seltenheit über einen gewissen Punkt der Personifikation heraus, er bleibt meist da stehen, wo die eigentliche Phantasie erst einsetzt. Er besitzt nur in wenigen Augenblicken die schöne Freiheit J. P. Hebels, der in unbedenklicher Naivität die Natur realistisch anthropomorphisiert, die Sonne sich waschen und stricken lässt, die „Wiese" als ein heranwachsendes Land-

[4]) II. Bd. 66.

mädchen schildert. Hebels Personifikationen sind ein Spiel der Phantasie, die seinen meist ein Spiel des Verstandes; Hebel schafft aus Gemüt, Fröhlich mit einem geheimen Zweck. Beherrscht ihn aber einmal die reine Lust zum Bildlichen, so gelingen ihm lyrische Töne von eigenartiger Schönheit, wie etwa folgende Verse:[5])

Die Rose schlief in ihrem Baum,
Vom Maien träumte sie den Traum;
Und draussen ward noch nicht gewahrt
Der holden Fürstin Gegenwart.

Erwacht dann sendet sie hinaus
Die Dienerinnen: Schmückt mein Haus
Und wölbt die Laube ob dem Thron,
Ich will hervorgehn in der Kron.

Und balde, da vollendet sind
Die Laube und das Kranzgewind,
Kommt sie im Purpur und Geschmeid
Und mit dem grünen Ueberkleid.

In diesen Versen offenbart sich trotz aller Härten der wirkliche Dichter, hier ist er auch der reinen Lyrik so nahe gekommen, wie sonst selten.

Meistens aber unterliegen seine Personifikationen einer gewissen Absicht. Bäume, Blumen, Schmetterlinge reden, aber sie reden die Worte des Dichters und reden (im letzten Grund) zum Leser.

Oft haben seine Naturbetrachtungen einen kleinen Stich ins allegorische und geschraubte, oder sind eine Spielerei mit Begriffen. So liebt er es, den Farben Bedeutung unterzulegen. „Das Tal ist schon grün, die Berge gelb vor Neid (ungedr. Ged.). Ein blühender Baum auf blauem Himmel ist ihm ein Bild für „reinen Sinn und feste Treue“.

Das Beste und Eigenste leistet Fröhlich da, wo eine solche Anthropomorphisierung der Natur zur Hauptsache, zum Motiv eines ganzen kleinen Gedichtes wird, wo sich ihm ein solcher Einfall zu einem kleinen „Sinngedicht“ gestaltet. Er sieht ein Hüttchen unter einem blühenden Baum; es fällt ihm ein: der Baum ist wie eine segnende Hand, und diese Idee ist schon fast das Gedicht:

Die Segenshand.[6])

Der Baum, der ob der Hütte schwebt
Und sich mit neuem Blust umwand,
Ist glanzvoll eine Wunderhand,
Die schützt und segnet und belebt.

[5]) II. Bd. 24.
[6]) II. Bd. 35.

Der Schnee hängt seine Silbertücher aus[7]):

Heimlich ist wie ein Gezelt
Die umhüllte Winterwelt;
Hinter'm weissen Vorhang träumen
Wir von neuen Frühlingsbäumen.

Ein anderes Gedicht vergleicht die wachsenden Saatfelder einem den Berg hinauf wallenden Fluss.

Der Dichter hört das Summen der Bienen, es tönt ihm wie ein feines Becherklingen, und da haben wir schon sein Gedicht[8]):

Ringsumher ein feines Klingen:
Goldne Kelche
Sind es, welche
Sich am Mahl die Bienen bringen.

Diese Einfälle, die man wohl eher geneigt wäre, als eine Funktion der Phantasie aufzufassen, gehen im Grunde doch auf den Intellekt zurück.

Die Wipfel sind getränkt,
Und jedes Blättlein schenkt
Des Tranks dem andern auch,

tönt zunächst rein poetisch. Das Gedicht trägt den Titel: Die dankende Gemeine. Die regengesättigten Blätter erquicken sich gegenseitig und danken dem Schöpfer für den „Ueberfluss der Wundergab".

Das oben erwähnt:

Nun ziehet sich das grüne Band
Des Frühlings durch das ganze Land

erinnert auffallend an Mörike's allerdings graziösere Wendung:

Frühling lässt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte.

Dieser Gedichtanfang entwickelt sich zu einem leichten Stimmungs- und Frühlingslied; Fröhlich's Gedicht endet:

Ihr Landeskinder weicht nicht aus,
Lebt brüderlich im Vaterhaus.

Bei Mörike ist das „Band" eine blosse niedliche Metapher, bei Fröhlich ein Symbol; allgemein gefasst: jener ist ein Gefühlsdichter, Fröhlich ein Gedankendichter.

---

[7]) II. Bd. 74.
[8]) II. Bd. 34.

Freundlich spricht von allen Orten
Tal und Baum und Blum' mich an:
„Deute unsern Blick mit Worten,
Dein sind wir noch holder dann!"

setzt er als Motto seinen Naturbildern voraus. Das Deuten ist ihm also der höchste Naturgenuss.

Damit sind wir auf unserm Weg bei den Fabeln angelangt.

V. Abschnitt.

Die Fabeln.

Der Mensch legt seine Gedanken in die Natur hinein. Dieses Vorganges wird er sich jedoch kaum bewusst; er glaubt naiv aus ihr herauszulesen, während er doch in sie hineinliest; er spricht zu den Dingen und meint, die Dinge sprächen zu ihm.

Sangeslustig wandert der Dichter vors Städtchen hinaus. Er sieht, die Veilchen sind verblüht, die Feldblumen brechen eben auf. Beide sagen ihm, dass der Frühling ganz vom Lande Besitz ergriffen hat. Sie sagen es ihm; so lässt er sie selbst sprechen. Diese Belebung, Anthropomorphisierung, ist jedem Lyriker geläufig, Lenau z. B. wendet sie mit Vorliebe an.

Aber nun kommt der Schritt, der das Lied zur Fabel macht. Die Blumen reden nicht zum Dichter, nicht zur Welt, sie reden miteinander, als wären sie Menschen.

Die Blumenstauden sagen:
„Du, Veilchen, bist verblüht,
Wann Kränze hocherglüht
Wir alle wieder tragen".

„Dennoch bin ich zufrieden
Spricht es, da mir beschieden
Zu künden euer Glück.
Man sucht mich in dem Moose,
Als wär ich selbst die Rose,
Und denkt noch spät an mich zurück." [1])

Das ist ein Dialog, ein Geschehnis, eine Fabel. Die nahe Verwandtschaft mit den Naturliedern fällt sofort auf. Eine

---

[1]) Erste Gedanken. I. Bd. 5.

Grenze zwischen den beiden Gattungen ist demnach kaum zu ziehen, und die Naturlieder erscheinen als die unmittelbare Vorstufe zu diesen Fabeln. Fröhlich selbst hat dasselbe Gedicht das eine Mal unter jenen, das andere Mal unter diesen eingereiht.[2])

Noch eine andere Fähigkeit treibt Fröhlich zur Fabel. Es haben sich aus der Periode in Brugg eine Anzahl Sprüche in Reimen erhalten.[3]) Sie erscheinen als die Vorläufer der später zu Tausenden produzierten Reimpaare und beweisen, dass schon damals die satirische Ader in ihm pulste. Es sind die Nebenmenschen mit ihren Schwächen, die ihm lächerlich erscheinen. Er verspottet einen Amtsbruder in unbarmherzigen Versen, er mokiert sich über die Enge des kleinbürgerlichen Lebens, er greift das alte Thema auf: das Verhältnis der jungen, Raum und Freiheit begehrenden Individualität zur Gesellschaft.

Der Menge nicht widerstreben.
Dafür uns freundlich belügen
Und um den Vorteil betrügen,
Ist unser Gesellschaftsleben. u.
(4. Januar 1824.)

Seiner impulsiven, gradeaus strebenden Natur ist Zwang und Rücksicht lästig:

Wenn es stinkt, die Nase zuhalten,
Würde unter den feineren Leuten
Eine bäurische Grobheit bedeuten. U.

und vereinzelt steht der leidenschaftliche Ausbruch:

Dass glühenden Hasses Schwüle
Sich im Gewitter kühle,
Ward Einigen zuteil
Des Witzes Blitz,
Des Freimuts Donnerkeil. (1824.) U.

Gewöhnlich aber setzt er sich über die Widerwärtigkeiten leichter hinweg:

Wenn er bellend um dich fuhr,
Fass nicht Aerger, denke nur:
Bellen ist des Hunds Natur. U.

Da steckt der Keim zu einer Fabel. Ein menschliches Gebaren wird durch ein ähnliches tierisches ausgedrückt. Der Spruch könnte überschrieben sein „Bellen lassen“. Das ist in der Tat der Titel einer von Fröhlichs Fabeln, die man als eine

---

[2]) „Ostern“. Fabeln. 2. Aufl. 1829, S. 8. und Ges. Schriften II. Bd. Naturlieder, S. 5.

[3]) K. M.

Weiterbildung derselben Stimmung und desselben Gedankens bezeichnen muss:

Der Pudel bellt zum Mond und spricht:
„O du verdriesslich Angesicht,
Du bist denn doch die Sonne nicht,
Und nimmst heraus so viel dir doch,
Und stellst dich vor der Sterne Heer,
Und ihrer glänzen viele mehr
Und feurig und sind höher noch;
Du blass und unstät alle Zeit,
Ein Bild der Unbeständigkeit!"
So billt der Pudelhund und spricht;
Und leuchten lässt der Mond sein Licht.

So ist der Gedanke zum Bild geworden, das drastisch genug für sich spricht.

In den Fabeln aus spätern Jahrzehnten finden sich genaue Parallelen zu gleichzeitig gedichteten satirischen Reimsprüchen. Diese sind der direkte, jene der indirekte Ausdruck für die selbe Sache.

So vereinigen sich in den Fabeln zwei Talente Fröhlichs, zwei Stoffkreise. In der Satire und im Naturlied hat er es zu seinen zweitbesten Leistungen gebracht; da wo beide gleichsam in einander aufgehen und ihre Vorzüge sich addieren, in den Fabeln, gibt er sein Bestes.

Ihrem Ursprung entsprechend, ziehen sie sich zwischen den beiden Extremen, reiner Naturpoesie und Satire hin. Die geläufigen, ewig neuen Bilder des Lyrikers kehren bei Fröhlich wieder, nur nicht als Schmuck und Teil, sondern selbständig, als Ganzes, als Fabel. Bei jenem sind die Metaphern Edelsteine in eine Kunstarbeit eingelegt; er fasst jeden Stein einzeln. Die Fabel erscheint so als selbständig gewordene Metapher. Sie ragt manchmal bis in die reine Lyrik hinein.

Der kontemplative Charakter, die idyllische Sinnigkeit überwiegt, die unbelebte Natur, niedre Tiere und namentlich die Pflanzenwelt, leiht das Gewand.

Der andre Pol ist die Satire. Sie ist derb, witzig, handlungsreicher und breiter in der Form, getragen von den Tieren der höhern Entwicklungsstufen, wie das Tierepos sie aufweist.

Sie bezieht sich, mehr als man annehmen möchte, auf einzelne Personen und Begebenheiten, ja scheinbar ganz harmlose Fabeln sind persönliche Verspottungen; so wusste jedermann in Brugg, dass die Pappel, die sich rühmt, eine lange, lange Stange zu sein, Fröhlichs siegreicher Nebenbuhler in der Brugger Pfarr-

wahl war. Bärenfell und Schafspelz sind nur lose übergeworfen, und unter ihnen stecken bekannte Gestalten, Typen aus der damaligen Gesellschaft. In den sechziger Jahren noch sollen in Brugg Persönlichkeiten gelebt haben, „auf die nach Volksüberlieferung die oder jene Fabel unmittelbar gemünzt war“.[4]) Von noch boshafterer Durchsichtigkeit waren die „Umrisse zu Fröhlichs Fabeln“ von Disteli.[5]) Die bunt gruppierten Gestalten strecken aus bekleideten und halbwegs menschenähnlichen Leibern Köpfe heraus, die in genialer Vereinigung tierische wie menschliche Züge mischen; ja man soll in ihnen deutlich die Physiognomien von Brugger Persönlichkeiten erkannt haben.[6])

Die Konturen sind nicht sowohl Illustrationen zu den einzelnen Fabeln, als zur Satire, die in der Gesamtheit der Fabeln steckt. Der bildende Künstler lässt sich in keiner Weise durch den Poeten einengen, sondern bereichert und gestaltet auf eigene Faust.[7]) Er schafft eine Art karikierender Sittenbilder aus dem öffentlichen Leben, das allgemein Menschliche mit der Satire auf seine Zeit verbindend. Dichter und Zeichner haben sich hier verbündet, und dieselbe Aufgabe, jeder auf seine Art, trefflich gelöst. Beide verspotten und geisseln die Schwächen, die Enge, die Narrheiten einer Zeit ohne Schwung und Grösse; einer Zeit, welche die Entwicklung einer freien Kunst unterband und deshalb die Satire gegen sich selbst empor züchtete. Beide nehmen die Tiermasken vors Gesicht. So sind die Fabeln mit den Umrissen eine Erscheinung von kulturhistorischem Interesse für die Schweiz.

Jene lyrischen und diese satirischen Fabeln stehen nicht unvermittelt nebeneinander, sondern sind lediglich die Extreme einer inhalts- und stimmungsreichen Skala, die nicht den Eindruck der Unausgeglichenheit, sondern der Vielseitigkeit hinterlässt. Es liegt in einem Vorzug begründet, dass der weite Kreis von Fröhlichs Fabelwelt schwer zu erschöpfen ist.

---

[4]) K. Ib.

[5]) Sie erschienen in einem besonderen Heft, aber nur käuflich mit der zweiten Auflage der Fabeln.

Martin Disteli, 1802—1844, aus Olten, genialer Karikaturenzeichner, der aber an der Ungunst der Verhältnisse früh zu Grunde ging. Diese „Umrisse“ sind seine erste Hauptleistung; später wandte er sich der politischen Karikatur zu.

[6]) K. Ib.

[7]) Umgekehrt hat Fröhlich nach je drei Kupferstichen von Disteli (AR. 1832 S. X ff., 1833 S. XIX ff.) Fabeln verfasst, aber ohne die Selbständigkeit und Originalität seiner andern Fabeln zu erreichen.

Uebrigens muss zwischen verschiedenen Sammlungen unterschieden werden. Den jungen Fröhlich mit seiner übermütigen Spottlust repräsentieren die „100 neue Fabeln“ von 1825. Die zweite vermehrte Auflage der Fabeln 1829 (1828) hat 17 der beissendsten Stücke weggelassen, in den 87 neuen Nummern haben aber die ersten Erfahrungen der Aarauer Periode und die vertiefte Lebensauffassung des Dichters mehr als ein Aequivalent geschaffen. Dagegen hat die Sammlung, die der 1. Band der gesammelten Schriften 1853 bietet, an Charakter und poetischem Wert den frühern gegenüber bedeutend eingebüsst. Treffliche Nummern, welche die freiern Anschauungen des jungen Mannes verraten, sind ausgeschieden, und durch eine Flut von neuen ersetzt worden, die sich teils in langweiliger Didaktik ergehen, teils gegen die fortschrittlichen Bestrebungen der 30er und 40er Jahre gerichtet sind. Literarhistorischer Wert kommt nur den ersten beiden Sammlungen zu; was F. zu geben hatte, bot er gleich auf den ersten Wurf. Auch Form und Aufbau verschlechtern sich entschieden, die Originalität verblasst und macht der Breite Platz; endlich wirkt der vollständige Mangel jeder Gliederung der zu 300 Stücken angeschwollenen Sammlung sehr ermüdend.[8])

In der zweiten Auflage 1829 ist eine Gruppierung angedeutet durch den Fettdruck einzelner Titel im Register. Kunst-, der Staat-, das Recht-, die Religion-, die Heimat-, Erziehung-, Lebensworte-, Ewigkeitsgedanken-, das sind etwa die Stichwörter, die andeuten, dass eine umfassende Behandlung des menschlichen Lebens angestrebt ist. Und auch innerhalb dieser einzelnen Gruppen lässt es F. nicht bei einer willkürlichen Wahl bewenden, sondern sucht eine gewisse Vollständigkeit und Abrundung. Zu den Fabeln pädagogischen Inhalts, beispielsweise, sind die Ideen der einzelnen Nummern etwa: nichts übereilen — nützen, nicht Kräfte verpuffen, — Zucht adelt, — bequeme Bahn verflacht, — Hitze reift aus, — Sturm macht stark, — Aufpfropfen, — abschleifen, — nachäffen, — Treibhauserziehung, — Hang und Zwang, — Abrichtung und Natur. Unter „Gottesgelahrtheit“ werden religiöse Torheiten fast systematisch verspottet, Heuchelei, Pharisäertum, Dünkel, Unduldsamkeit, Schmarotzertum etc.

Schon aus dieser Planmässigkeit kann man schliessen, dass

---

[8]) Aus Versehen wurde die Fabel „Die Nützlichen“ zweimal aufgenommen. S. 11 und 147.

für manche Idee erst ein Kleid in der Natur gesucht werden musste. Fröhlich hat dergleichen Fabeln, denen man die Konstruktion anmerkt; besonders in der letzten Sammlung tritt das erkältend zutage. Sie ist nach Fröhlichs Ausspruch [9]) aus Naturstudium entstanden; es fehlt die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit. Kuriositäten wassen so wenig als Erfindungen, da beide der überzeugenden Kraft entbehren.

Aber durch solche und ähnliche Mängel wird der Vorzug eines umfassenden Reichtums erkauft. F. bietet ein Weltbild, nicht eine Morallektion. Zu vielen Fabeln ist es überhaupt unmöglich, irgend einen didaktischen Gedanken zu finden, einige haben überhaupt kaum, oder doch erst in zweiter Linie, Bezug auf den Menschen, so das schöne

Wiederfinden.

„O du lieblicher Geselle,
Sprachen Blumen zu der Welle,
Eile doch nicht von der Stelle!"

Aber jene sagt dawieder:
„Ich muss in die Lande nieder,
Weit hin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden.
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niedertauen."

F. fasst die Natur nicht als ein Hilfsmittel, dem Menschen Tugenden und Laster vorzuhalten, nicht als etwas fremdes, sondern wesensgleiches. Es ist, als wäre er immer wieder erstaunt über die Verwandtschaft von Natur und Menschenleben, als wäre er durchdrungen von dem Gedanken, dass beide eins sind, und als suchte er mit Entdeckerfreudigkeit die ungezählte Menge von Analogien zwischen ihnen. Er löst auf seine eigene Art das alte Problem des Zusammenhanges von Mensch und Natur, eine Frage, welche den Denker immer wieder beschäftigt und die die Gegenwart mit den Waffen der Wissenschaft in Angriff nimmt.

Fröhlich selbst hat darüber Auskunft gegeben in dem Gedicht, das er den Fabeln vorausschickt, einem seiner besten und einem der wenigen, die eine gründliche Umarbeitung erfuhren.[10])

---

[9]) F. a. W. 29. April 1849.

[10]) In der zweiten Auflage ist es noch breiter und weniger prägnant gefasst als in den Ges. Schr. I. Bd.

Die Fabel.

Flüchtend aus der Weltverirrung,
Und der Sprache, Schuler, Staaten,
Babylonischer Verwirrung,
Liess ich mich von Wald und Saaten,
Höhen, Tiefen, Wüsten, Meeren,
Trösten wieder und beraten,
Sah in der Geschöpfe Heeren
Ungestörter Ordnung Walten;
Denen die sich von ihr kehren
Bild und Warnung vorgehalten.
Tiere, Blumen, Bäume lehren
Neu die Ewigkeit des Alten.

Aehnlich äussert er sich in einer Schulrede:[11]) „Die Schriften der Natur, das sind die ältesten und ewig jungen; hier wehet Gottes Geist lebendiger denn in manchen Schriften der Alten; hier waltet Wahrheit, Gesetz und Ordnung, Weisheit und Schönheit."

Solches sucht er zu erfassen und darzustellen. Alle Gestirne wandeln in den wohlgeordneten Bahnen, und selbst der anarchistische Komet, der sie aufzuwiegeln sucht, erfüllt ein zwingendes Gesetz. Jedem irdischen Wesen ist sein Teil zugemessen, nicht zu kärglich, nicht zu blendend leiht die Sonne den Sternen ihr Licht.

Gleich gemessen euren Sphären
Ist mein Weigern, mein Gewähren.

Alles hat einen weisen Zweck, auch das Böse ist nur ein „Widerspiel".

Schön und Gutes mehr zu heben
Ist das Gegenteil im Leben,
Licht und Schatten, Tag und Nacht.

Was geschaffen ist, hat ein Recht zu leben, und eines soll das andere dulden. Herz und Kopf, die sich streiten:

Wahrlich du hast nicht die rechten Weisen,
Würdig Gott zu lehren und zu preisen.

können erst vereint die Schöpfung erfassen. Der Dichter ist beseelt von einem vertrauenden Optimismus (der noch fast an die Glückseligkeitslehre des 18. Jahrhunderts erinnert). Und er legt das eigene Glücks- und Danksgefühl in die Natur.

Es ist schön und tief, wenn die Sterne die Sonne preisen:

---

[11]) Ueber die Bildung des Geistes zur Einheit entgegen der Einseitigkeit. Schulrede. 1832. Sch. No. 20.

„Göttliche, du mir geboren.
Mich hast du dir auserkoren,
Mir stets gehst du auf und unter,
Streust mir Lenz und Herbst herunter
Mir hast du in Himmelsferne
Angezündt die kleinen Sterne."

Er erkennt in der Natur — und also auch im Menschenleben — eine innere Notwendigkeit. Noch selten findet sich ein richterliches Aburteilen, überall ein Begreifen, ein Erfassen. So liegt ein schöner Zug von Tragik in den Worten der klagenden Wolke:

Ich wollt euch erquicken mit frischem Tau,
Dich Aehrenfeld, dich Blume der Au,
Da hat mir des tückischen Frostes Gewalt
Im Sturme die Tropfen zu Schlossen geballt.

Ein Symbol für das Leben schafft er im „Lebensbaum", in dessen Zweigen ungezählte Wesen wimmeln, einander bekämpfend, einander ablösend, immer nur sich selbst für einzig echt haltend, aber alle auf den prophezeiten Frieden hoffend:

„Lasst euch nicht um diesen Glauben bringen,
Mehr ist er, denn nur ein süsser Traum;
Angefangen hat das Leben kaum
Und verjüngend wurzelt fort der Baum. [12])

Ueberall in Natur und Kreatur glaubt er ein Sehnen, einen Glauben nach Erlösung zu finden.

All das hat seinen Einfluss auf die Gestaltung der Fabel im einzelnen. Abgesehen von den Satiren wiegt das Betrachten vor. Die Dinge verkünden, was sie sind. Man bleibt innerhalb der Natur. Der Dichter drängt sich nicht mehr vor und plaudert mit dem Leser, wie in den Fabeln des 18. Jahrhunderts, nie werden Anekdoten und Histörchen aus dem Menschenleben erzählt, wie bei Lafontaine und den deutschen Verfassern von „Fabeln und Erzählungen". Der Mensch erscheint ganz selten und dann als Gattung mit dem bezeichnenden Namen „Manntier". Es fehlen auch alle Abschweifungen, Ausfälle, Parallelen, Uebergriffe in die Wirklichkeit, wie auch Lessing sich ihrer bediente; selten ist eine Moral ausgesprochen. In diesen Dingen ist Fröhlich Künstler. Er steht nicht mit einem Bein in dieser, mit dem andern in jener Welt. Die Fabel ist ihm ein in sich abgeschlossenes Stück Leben, das für sich selbst sprechen soll. Nur an einer Stelle nimmt

[12]) I. Bd. 254.

er auf die Wirklichkeit Bezug: im Titel. Darin ist er Erfinder und Meister. Er nimmt seine Ueberschriften nicht aus der Fabelwelt, sondern aus der Realität, indem er die Lösung, den Sinn der Fabel, in ein einziges Wort hineindrängt, oder mindestens darin andeutet. So ist der Titel zu einem wichtigen Bestandteil geworden, dem er besondere Sorgfalt und Liebe widmet und der den Genuss der Fabeln beträchtlich erhöht. Manchmal möchte man ihn allerdings lieber nicht als Ueberschrift, sondern am Schlusse der Fabel sehen, etwa ähnlich wie die Lösung eines Rätsels.

Lessing verlangt von der Fabel, dass sie einen einzelnen, nur einmal geschehenen Fall aufgreife und ihm die Kraft des Wirklichen leihe, indem sie in der Form der Vergangenheit erzähle. Fröhlich braucht das Präsens, die Form der Gegenwart und Ewigkeit, denn ihm ist die Fabel nicht ein einmaliges Vorkommnis, sondern ein Symbol, das „neu die Ewigkeit des Alten" verkündet. Damit hängt zusammen, dass die eigentliche Handlung meist dürftig ist, zumal in der vegetativen Welt, in der Bewegung ja ausgeschlossen ist. Hier handelt es sich nicht um einen Vorgang, sondern um ein Bild. Ein paar Objekte, etwa ein Baum und eine Blume, werden zu einander gestellt, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse gezeigt, das sie durch Reden ausdrücken. So ist ein Haupttypus der Fröhlichschen Fabeln der Dialog, bald mit einer kleinen epischen Exposition, bald aber auch ohne.

Eine weitere Konsequenz ist der Mangel an Typen. Lessing erklärt sich mit Recht die Vorliebe des Fabeldichters für hochentwickelte Tiere in deren allgemein bekannten und unveränderlichen Charakter. Ein solcher komme umsoweniger vor, je tiefer man auf der Leiter der Wesen herabsteige; das sei auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten im Pflanzenreich, noch seltener im Steinreich finden lasse. Fröhlich hat die überkommenen Typen des Tierepos zu den Zwecken der Satire verwendet; er ist aber auch derjenige Fabeldichter, der sich in jenen sonst unbesuchten Gebieten mit besonderer Vorliebe aufhält. Die Vegetation, die Gesteinswelt, auch Bach und See, Wolke und Gewitter, endlich die Gestirne, — kurz die ganze Natur zieht er in den Kreis der Fabel; bisweilen auch menschliche Erzeugnisse. Von Typen kann hier natürlich nicht mehr die Rede sein; schon den Löwen stellt er das eine Mal als den nobeln König, das andere Mal als den gewalttätigen Leiter einer Republik hin. Dies noch mehr bei Naturerscheinungen wie etwa der Wolke,

die in einer Fabel als zerstörungssüchtig, in der nächsten als Segen spendend erscheint. Die Objekte sind ihm nicht sowohl Träger einer Eigenschaft, als Symbole; der Fuchs ist listig, die Pappel aber ist nur ein Symbol für den Hochmut, der Edelstein für echten Wert. Ja, wenn Fröhlich Rose und Leichenstein zueinander stellt, so streift er schon das Gebiet der Allegorie.

In der Ausführung bewegt er sich zwischen Lessing und dem durch Lafontaine, Gellert etc. vertretenen Prinzip, indem er von jenem die Knappheit, von diesen die gebundene, gereimte Form nimmt, und aus diesen Elementen einen eigenen, neuen, sehr charakteristischen Stil prägt. Strophenform vermeidet er (mit Ausnahme späterer Fabeln) schon darum, weil sie der knappen Fassung hinderlich ist. Er sucht mit dem Minimum von Versen auszukommen.

Auf Grazie und Schmuck verzichtet er; die Dinge an sich schon sind poetisch, der Zweck ist nicht Schilderung, sondern die Idee. Er kann epigrammatische Kürze erreichen, wie in „Sanglose“:

„Lerchen, s' ist doch nur das Lieben,
Was zum Singen euch getrieben?“
„Wär's auch, Käuzchen, aber Diebe
Singen nicht, selbst in der Liebe.“

Bisweilen gefällt er durch die einfache Schlichtheit, häufiger durch einen markigen Ton.

Mit des Donners hochherrlicher Stimme
Schreitet vom Himmel der Strom zu Tal;

oder

Schwing mir die Buben und schwing mir sie stark,
Ruft dem Winde der Wald.

Die Fabeln sind das einzige Werk Fröhlichs, das seinen Namen und seine Bedeutung über die Grenzen der Schweiz hinaustrug, das ihm in den umfänglicheren deutschen Literaturgeschichten einen Platz verschafft hat, [13]) darum weil es in der Entwicklung einer Gattung einen Markstein bedeutet.

In Deutschland war die Fabel in dem didaktischen und tendenziösen Zeitalter der Reformation gepflegt worden und dann wieder vor der Blüte der Literatur im 18. Jahrhundert durch Hagedorn, Lichtwer, Gellert, Pfeffel, und zwar als kleine Erzählung aus dem Menschen- und Tierleben; redselig und oft etwas

---

[13]) Hermann Kurz, Geschichte der deutschen Literatur VII. S. 364. Richard M. Meyer, Die Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts S. 109.

leer; lehrhaft und oft etwas platt, ganz berechnet für das spiessbürgerliche Publikum jener Zeit. Lessing reduzierte sie, im Gegensatz zu jenen, in Theorie wie in Praxis auf die denkbar kürzeste und knappste Form und das war vielleicht schon ein Zeichen für ihre Lebensunfähigkeit. Als die Poesie dann wichtigere Aufgaben zu lösen begann, und, sich von jedem Nebenzweck emanzipierend, die grossen Gattungen pflegte, starb die Fabeldichtung vollends ab und hat sich seither nie wieder erholt. Fröhlich ist wohl der letzte und im 19. Jahrhundert der einzige deutsche Fabeldichter von grösserer Bedeutung. Er war es aus angeborener Anlage; aber die äusseren Umstände waren zur Entfaltung seines Talentes besonders günstig. Die Schweiz hatte zu dem Aufschwung der deutschen Literatur keine eigenen Leistungen beigetragen, und wenn auch allmählich Goethe, Schiller, Uhland und die anderen Grossen auf die einheimische Produktion abfärbten, die literarischen Zustände, Geschmack und Interesse waren in vieler Beziehung auf der Stufe des 18. Jahrhunderts stecken geblieben; dazu die engen zur Satire auffordernden Verhältnisse der Kleinstadt; die den Schweizern im Blute liegende Neigung zur Lehrhaftigkeit; endlich die überwiegende Beschäftigung mit den öffentlichen und politischen Angelegenheiten: ein solches Milieu begünstigte kleinere poetische Gattungen mit ethischen Nebenzwecken.

.Das literarhistorisch Bedeutsame von Fröhlichs Fabeln besteht in der Erweiterung, welche die ganze Gattung durch sie erfuhr. Von jeher hatte man die alten Motive der äsopischen Tierfabel immer wieder aufgegriffen, bis man zu Gellerts Zeit anfing, zu Anekdoten und Schwänken mit menschlichen Figuren zu greifen. Die Motive für sich waren nicht mehr Reiz genug, daher legte man nach Lafontaines Vorbild das Hauptgewicht auf die Vorzüge der Ausführung, und die Rokokoarabesken rankten sich üppig um einen oft dürftigen Kern. Ausser von Lessing war in der Erfindung von Tierfabelmotiven wenig geleistet worden, aus dem guten Grunde, weil sich die wertvollen Motive hier so wenig wie anderswo ad libitum erfinden lassen. Als nun nach fünfzig Jahren in Fröhlich ein geborener Fabeldichter erstand, fand er den lange kultivierten Boden ausgesogen und erschöpft. Notgedrungen und ganz folgerichtig siedelte er sich auf dem anstossenden Gebiete an, zumal er sich hier bei seinem Natursinn heimisch fühlen mochte. So wird er der Fabeldichter der vegetabilen und unbelebten Natur. Dadurch, dass er unmittelbar von ihr ausgeht, hat er den Vorzug der Unmittelbarkeit und

Frische, und dem neuen Stoffkreis entspricht ein neuer Stimmungskreis, das liebevolle Einfühlen und die sinnige Freude an der Natur, die behaglich kontemplative Weltanschauung, die daraus gesponnen wird, so dass er als der Idylliker der Fabel erscheint. Aehnlich war das Epos, dem es auch an neuen Stoffen gebrach, durch Hermann und Dorothea auf idyllisches Gebiet abgelenkt worden. Als Fröhlichs Fortsetzer aber erscheint der Däne Anderson, der, auch ganz folgerichtig, die toten Objekte in den Kreis der Fabel einbezieht.

Von weit geringerer Bedeutung ist die Zeitsatire, die Fröhlich wieder eingeführt hatte. Solche hatte auch schon in den Fabeln des 18. Jahrhunderts gesteckt, die, wenn auch etwas zimperlich, die Schäden der damaligen Zustände angriff, nämlich die Untugenden der spiessbürgerlichen Gesellschaft und allenfalls die fürstliche Landesregierung. Unterdessen waren die Verhältnisse doch andere geworden, die Satire konnte kecker und freier auftreten. Zudem lebte Fröhlich in einem republikanischen Staat. Neben dem einzelnen Kleinstädter zerzaust er auch schon ganze Stände, „Junkertum und Pfaffen", später polemisiert er scharf und gründlich gegen politischen Radikalismus und die Auswüchse fortschrittlicher Bestrebungen. Menzels Literaturblatt [14]) erfasst das zeitgemässe dieser Erscheinung: „Man muss gestehen, dass diese Form sehr glücklich ist, Satiren auf das moderne öffentliche und Privatleben einzukleiden, und da hier der Gegenstand unerschöpflich und immer neu ist, dürfte die Nachahmung einmal am Platze sein;" aber die Bedeutung war nur lokal und die Nachahmung ist gänzlich ausgeblieben.

Die Wirkung blieb eine beschränkte. Zwar wurde der literarhistorische Wert und das Neue der Erscheinung von bedeutenden Persönlichkeiten, wie A. L. Follen [15]) und Heinrich Kurz [16]) bald erkannt: eine glückliche Erweiterung der Gattung, hiess das gemeinsame Urteil.

Die Kritiker lobten, und das Schweizerpublikum las; in Deutschland fanden die Fabeln laut Menzels Literaturblatt 1830 noch nicht die verdiente Berücksichtigung.

Vor allem aber, und das ist entscheidend, wirkten sie nicht befruchtend, nicht anregend, und davon, dass sie der ganzen Gattung nach langer „Vernachlässigung wieder Achtung ver-

---

[14]) 1830 Nr. 106.
[15]) Vgl. K. Jb. 117.
[16]) Geschichte der deutschen Literatur VII. 364.

schafft“ hätten,[17]) ist nicht die Rede. Auch ein grösserer hätte der Fabel nicht wieder auf die Beine geholfen; sie scheint sich trotz des Ueberschreitens der früheren Grenzen unserer Kulturstufe nicht anpassen zu können. Einzelnes Bewundernswerte, wie Goethes „Adler und Taube“ bleibt sporadisch; wo sie in Sammlungen auftritt, wie etwa in F. Mauthners „Märchenbuch der Wahrheit“, erscheint sie von Grund aus umgewandelt.

Dass Fröhlich heute vergessen ist, ist zu begreifen. Die Zeitsatire ging mit der Zeit vorbei; poetische Auffassung und Deutung der Natur finden wir, allerdings in anderer, aber genialerer Form bei grossen Lyrikern, wie G. Keller und Mörike. Fröhlich sagt uns bei allen Vorzügen zu wenig. Wir finden noch Gefallen an der Naivität Aesops, an der graziösen Erzählung und dem Esprit Lafontaines; allenfalls an den pointierten Anekdoten Lessings; bei allen aber ist uns das, was das Wesen der Fabel ausmacht, gleichgültig. Fröhlich aber fehlt eine Eigenschaft, die mächtig genug wäre, seinen Fabeln das Leben zu retten. Nur in Schulbüchern hielten sich ausgewählte Nummern noch lange.

VI. Abschnitt.

Innere Wandlung. (1827—1836.)

1. Das neue Milieu.

1827 tat Fröhlich den Schritt, der für sein ganzes Leben verhängnisvoll werden sollte. Er meldete sich auf Anregung Follens als dessen Nachfolger für die Stelle eines Deutschlehrers an die Kantonsschule in Aarau. Sie wurde ihm zu Teil. Jm Juli 1827 siedelte er nach Aarau über.[1])

Die Trennung von seiner Vaterstadt, an der er trotz der erlittenen Anfeindungen mit Liebe und begeistertem Lokalpatriotismus gehangen, fiel ihm ausserordentlich schwer, obgleich er

[17]) Sudhoff, In der Stille, 1853.

[1]) An dieser Stelle bricht die treffliche Biographie J. Kellers ab, und es fehlte für Fröhlichs weitere Schicksale jede ausführlichere Darstellung. Die vorliegende ist aus den oben angegebenen Quellen zusammengetragen.

in Aarau auf reichere Anregung und Tätigkeit hoffen durfte. Die Kantonsschule daselbst war der Sammelplatz hervorragender, frei strebender Männer;[2]) da war vor allem der erwähnte Follen, der wegen demagogischer Umtriebe Deutschland den Rücken gekehrt, und Fröhlichs Vorgänger im Amt, sich als trefflichen Schulmann bewährt hatte. Ob die beiden Männer jemals näher befreundet waren, ist unbestimmt, jedenfalls löste sich ihr Verhältnis nach Fröhlichs innerer Wandlung und als Follen, der in freiheitlich-radikalen Anschauungen verharrte, den flüchtigen Herwegh, den Gegenstand von Fröhlichs tiefster Verachtung, mit offenen Armen in Zürich aufnahm. Eine viel ärmere, vielleicht etwas ängstliche, aber tüchtige und zuverlässige Natur war Prof. Rud. Rauchenstein, der zeitlebens Fröhlichs Freund blieb. Dagegen scheint er dem Dichter und Politiker Karl Rud. Tanner (1794—1849) trotz vielfacher Berührungspunkte, wie die Vorliebe für altdeutsche Literatur und trotz der Aehnlichkeit ihrer Naturauffassung und Naturdichtung nie nahe gekommen zu sein, denn er betrachtete ihn, mit Recht oder Unrecht, als seinen Gegner, da er im feindlichen politischen Lager, dem der Radikalen, stand.

Bei regelmässigen Gesellschaftsabenden der Schullehrer soll Fröhlich am anregendsten gewirkt haben. Er war unerschöpflich im Erzählen interessanter Anekdoten, man glaubte die betreffenden Personen vor sich zu sehen und zu hören.[3])

Im Geiste Pestalozzis, und zum Teil persönlich bekannt mit ihm, unternahmen Fröhlich und einige seiner Kollegen eifrige und uneigennützige Bestrebungen zur Bildung der Lehrer. Er soll während der ersten Jahre in Aarau mehrere Kandidaten in Kost und Logis genommen haben. Als dann die Radikalen obenauf kamen, bemächtigten sie sich dieser schon hoffnungsreichen Ansätze zur Bildung von Seminarien und stellten die Urheber der Idee auf die Seite.

Eine Fülle von Anregung eröffnete sich Emanuel, als 1830 sein Bruder Theodor als Musikdirektor nach Aarau berufen wurde.

Das neue Amt bedeutete für Fröhlich zunächst eine neue Last Arbeit. Mit Recht hebt der Nekrolog des Sohnes hervor, dass er mit seiner Uebersiedelung seinen eigentlichen Beruf, den eines Geistlichen verliess, und Lehrer und Erzieher wurde. Er hatte eine Menge Stunden zu erteilen, ausser dem Deutsch-Unterricht Geographie, teilweise auch Singen und Religion. 1832 und 33

---

[2]) Dändliker, Gesch. der Schweiz, III. Bd. S. 532.

[3]) K. M.

amtete er als Rektor der Schule, wie es hiess zu allgemeiner Zufriedenheit.

Der grossen Last trat er mit seiner ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit entgegen; sein tägliches Pensum von Unterricht und Privatarbeit betrug 14—16 Stunden und begann morgens in aller Frühe.

Ein Wort über seine Lehrtätigkeit gehört mit zum Charakterbild des Dichters. In den unteren Klassen richtete er sein Hauptaugenmerk auf das Sprechen- und also Denkenlernen. Eine besondere Liebhaberei, die damals übrigens mehr oder weniger allgemein betrieben wurde, waren poetische Uebungen. Gerne sehe sich der Knabe bei seiner aufkeimenden Schöpferkraft aufgefordert, sich selbst in Hervorbringung von etwas Schönem zu versuchen. Freilich sei es ganz und gar nicht darauf abgesehen, einen Flug Dichter nach dem andern zu erzielen. Aber wie der Tanz die schöne Bewegung des Körpers fördere, so diese metrischen Uebungen die Bewegung in der Sprache.[4]) Fröhlich mochte die Gefahren, die in einer solchen Schuldichterei liegen, doch verkennen, und es zeugt von seinem eigenen Dilletantismus, wenn seine Schüler ein Stück des Nibelungenliedes metrisch übersetzen mussten oder wenn er ihnen die jedem künstlerischen Gefühl widerstrebende Aufgabe erteilte, ein Hebelsches Gedicht ins Schriftdeutsche zu übertragen.

Fröhlich wurde von seinen Schülern, wenn nicht gefürchtet, so doch mit Respekt angesehen, der nur in der politischen Aufregung der dreissiger Jahre ins Wanken gekommen zu sein scheint. Mit den einzelnen Lehrern wurde die Kantonsschule in unerquickliche Streitigkeiten hineingezogen.[5])

Zum eigentlichen Erzieher fehlte Fröhlich wohl die Geduld und die Freude; er seufzte manchmal über die geistlose Schulmeisterei, besonders in den unteren Klassen, die ihm seine kostbare Zeit raube. So gab er sich vorzugsweise mit den aufgeweckteren Schülern ab, ohne sich um die Dummköpfe stark zu kümmern. An Willkürlichkeiten und Schrullen hat es jedenfalls nicht gefehlt, in der Machthaberstellung des Lehrers mochten sich die Ecken seiner harten Natur am offensten zeigen. Die Disziplin soll er „auf eine eigentümliche Weise“ gehandhabt haben. Seiner dezidierten und wenig schmiegsamen Natur war

[4]) K. M.
[5]) Vgl. Sch. Nr. 10.

es jedenfalls versagt, sich den Schülern zu geben, sich mit ihnen einzulassen. Viel mehr mag der Eindruck seiner prononzierten Persönlichkeit auf sie gewirkt haben.

2. Politische Wandlung.

Zu dieser mannigfaltigen Betätigung gesellte sich noch eine neue, der er bisher, zu seinem eigenen Glücke, fremd geblieben war und die ein schlimmes Unwetter über ihn heraufbeschwor: die politische. Wie er aus dem engen spiessbürgerlich-schläfrigen Brugg in einen bewegteren Kreis mit intensiverer Tätigkeit getreten war, so folgte auf das etwas matte, aber gedeihliche öffentliche Leben der Restauration das unruhige Gären und Treiben, das die politische Umgestaltung von 1830 vorbereitete.

Was kannte Fröhlich von der Politik bis dahin? Nichts! Er hatte sich an patriotischen Bestrebungen gemeinnütziger Art beteiligt; an Vereinen, nicht an Parteien. Er hatte am Stoss eine Rede gehalten, die reinste Vaterlandsliebe atmet und realpolitische Verhältnisse überhaupt nicht berührt. Aus seinen Schweizerliedern tönt Begeisterung und Vertrauen, und wo er in den Fabeln gegen Pfaffen und Junkertum loslegt, richtet sich seine Satire, sein Spott nur gegen Auswüchse, nicht gegen die Sache selbst.

Nun kommt er nach Aarau. Was ihm zunächst auffällt, sind nicht die grossen Dimensionen der Bewegung, die in Europa die Ereignisse von 1830 herbeiführte, nicht der Schwung und die Wucht, sondern die kleinen Hässlichkeiten, Jntriguen und Bierbankpolitik. Er steckt mitten unter politisch aufgeregten Leuten, deren Treiben er im Detail kennen lernt. Er sieht, wie die grossen Ideale, Freiheit, Gleichheit, Fortschritt, die er im Liede, wenn auch mit individueller Modifikation gepriesen hatte, in praxi zu Fratzen verzerrt, als Aushängeschild und Deckmantel eigennütziger Bestrebungen missbraucht werden.

Bei Freiheit und bei Recht
Bleibt ein verkehrt Geschlecht
Dennoch der Sünde Knecht. U.

Er erkennt als Triebfedern, nun er ins Uhrwerk hineinsieht, vielfach nicht Willen zum Besten und Vaterlandsliebe, sondern Parteihass und persönliche Motive. Denn mehr als anderswo scheint die Politik des Kantons Aargau mit vergifteten Waffen und auf hinterlistige Weise geführt worden zu sein. Unter den Stössen dieser Erkenntnis muss das Gebäude seines jugendlichen

Optimismus allmählich abbröckeln. All das schmerzt ihn tief und empört seinen Gerechtigkeitssinn. Er nimmt kein Blatt vor den Mund und mit der gewohnten unklugen rücksichtslosen Offenheit äussert er (unbeschadet der Brugger Erfahrung) seine wahre Meinung und Ueberzeugung. Das macht ihm Feinde, deren Hass er zu spüren bekommt. Er gerät in eine schiefe Stellung. Auf einem unebenen holperigen Boden wackeln auch die gerade gebauten Tische.

Er vermag auch nicht mehr die innere Berechtigung der rapid wachsenden revolutionären Strömung anzuerkennen, denn gerade im Aargau waren die Verhältnisse sehr erträgliche. In Paris bricht die Revolution aus. Nun kann Fröhlich nicht mehr mit. Auf dem Wege des Gesetzes, nicht der Gewalt, sollten sich die neuen Ideen verwirklichen. Frankreich wirkte auf die Schweiz. Die Parteigegensätze verschärften sich. Fröhlich wendet sich anonym in einem langen, gereimten, eindringlich beschwörenden „Friedenwort" an die Eidgenossen, er betitelt es bezeichnend „Niklaus von der Flüh".[6]) Es scheint unbeachtet vorübergegangen zu sein. Nachdem eine im September 1830 eingereichte gemässigte Petition von der aargauischen Regierung immer wieder auf die lange Bank geschoben und das Volk immer in Ungewissheit hingehalten worden war, kam es zu aufgeregten Volksversammlungen, und am 6. Dezember 1830 zogen die Aufständischen unter dem Merenschwandener Schwanenwirt Heinrich Fischer gegen Aarau Verlegenheit und Panik; die Truppen liessen die Obrigkeit im Stich; die Stadt wurde von jenen besetzt; die Regierung musste abdanken und wurde durch eine radikale ersetzt. Am Tage zuvor „äusserte sich Fröhlich laut auf offener Strasse gegen die Revolution, mit deren offenen und geheimen Leitern und Ausbeutern er gebrochen habe".[7]) Das ist also das Resultat. Es kam, wie es kommen musste. Die Wirklichkeit wirft den Optimismus in Scherben. Darin ging es Fröhlich wie vielen andern. Aber nun kann er sich nicht wie viele andere in solchen Fällen enttäuscht und resigniert zurückziehen. Er hat sich schon zu weit eingelassen; nach Rauchensteins Ansicht war es überhaupt unmöglich, bei den engen Stadtverhältnissen und in einer Stellung als Staatsangestellter sich der Politik zu entziehen. Machte er mit, so wurde er fürs mitmachen, machte er nicht mit,

---

[6]) Sch. Nr. 15. Die Beweise Schumanns für Fröhlichs Autorschaft sind mir nicht bekannt, doch redet das Gedicht ganz dessen Sprache.

[7]) Kirchenblatt für die reform. Schweiz 1866. Nr. 1.

so wurde er fürs nicht mitmachen bestraft. Er macht mit, denn ihn treibt seine unumwundene Offenheit, sein heisses Temperament und seine leidenschaftliche Anteilnahme am Wohl des Vaterlandes zu weiterer Tätigkeit. Und da beginnt, was wir an seinem Geschick das Tragische nennen können. Er vermag in dem Getriebe nicht mehr seinen eigenen Standpunkt zu wahren. Parteien ziehen wie zwei entgegengesetzte Pole an, und in dieser Doppelströmung geht eine Seiten- oder Mittelstellung leicht verloren. So treibt heisses Blut, Erlebtes und Erlittenes Fröhlich der reaktionären Partei in die Arme: er wird allmählich zum fanatischen Parteimann. Ganz ähnlich erging es, um die Nächsten zu erwähnen, J. J. Reithard und Wolfgang Menzel, nur dass bei diesen die unerquicklichen Folgen noch greller hervortreten.

Fröhlich beteiligte sich aktiv an der Politik. Vom Frühling 1830—1835 kämpfte er in der Neuen Aargauer Zeitung unumwunden und scharf für die konservative Partei.[8]) Er soll auch (wir wissen freilich nicht wann? ob etwa später bei den Klosteraufhebungswirren?) eine politische Mission zu den unruhigen Freiämtern übernommen, aber dafür nur Spott geerntet haben. „Ueberhaupt redete er in jener Zeit manch kühnes Wort mit."[9])

Am 16. Dezember 1830 hatten die Sieger einen Verfassungsrat gewählt, der seine Tätigkeit am 22. Februar 1831 begann und am 15. April den Entwurf einer neuen Verfassung beendigte, die am 6. Mai trotz heftiger Opposition angenommen wurde.

In dieser Zeit pfefferte Fröhlich seine Zeitungsschreiberei mit ein paar Fabeln und ähnlichen gereimten Ergüssen seiner Galle, die seinen Abscheu, noch weniger vor den demokratisch-radikalen Prinzipien, als vor deren Inszenierung und der Kleinpolitik jener Tage aussprechen; alles in einem Ton, der seine in den Fabeln bewährte eigenartige Kraft aufs höchste steigert. Die Bildlichkeit, die an die Bibel, insbesondere an die Apokalypse erinnert, entbehrt stellenweise nicht der Grossartigkeit, aber auch hier verunmöglicht der tiefwurzelnde Dilletantismus etwas Perfektes.

Die „Paramythie": „Abgottschlange"[10]) lautet:

„Seit Gott der Herr den Wurm verflucht,
Des List verlockt zur Sündenfrucht,

---

[8]) Nach einer Notiz von Pfarrer Müri in K. M. sollen ihn zur Zeitungsschreiberei auch ökonomische Gründe gedrängt haben.

[9]) Kirchenblatt für die reform. Schweiz. 1866 Nr. 1. Neue Helvetia I. S. 675.

[10]) Neue aarg. Ztg. 2. Febr. 1831.

Schleicht die Verführung kreuz und quer
Und krümmt und windet sich einher.
Die Meistrin aber dieser Kunst
Heisst Buhlerei um Pöbelgunst.
Das ist die Schlang, die leckt den Staub,
Gelagert stets auf neuen Raub,
Und sagt zum Wust, durch den sie fährt,
Wie rein bist du und aufgeklärt!
Und alle Farben wechselt sie,
Dieselbe stets, dieselbe nie,
Und altert sie, bleibt ihr doch jung
Der Giftzahn und die Doppelzung.
So bläht sie, gleissend in dem Schlamm,
Zu einer Krone ihren Kamm."

Faust und Mephisto besinnen sich auf immer neue Schlechtigkeiten, bis ihnen endlich nur Zoten übrig bleiben;[11]) das Sumpflicht will die Sterne übertreffen.[12]) Mit Verachtung wird das Verhältnis von Führer und Menge behandelt in der Fabel „Der Mann vom Berge".[13]) Die Scheinpolitiker vergleicht er mit Pudeln, die von einem geriebenen Anführer terrorisiert werden und ihm „aufwarten" müssen.

Auf die eidgenössische Politik, wahrscheinlich speziell auf Dr. Kasimir Pfyffer von Luzern, der eine Bundesrevision in zentralisierendem, aber auch in liberalem Sinne anstrebte, bezieht sich das Gedicht „Der wilde Jäger",[14]) dessen apokalyptisch-prophetischer Anfang mit dem aufs Reale zielenden Ende eine unfreiwillig komische Dissonanz erzeugt.

„Sein böses Aug' rollt fürchterlich,
Zwingt gleich der Faun zum Lächeln sich,
Sein Mund, verkniffen, ist der Sitz
Von Spott und Hohn und Teufelswitz.
Die Nüstern lüstern ihm nach Streit:
Sein Wesen ist Aufgeworfenheit.

Und wisset ihr, was so im Land,
Der Freiheit Fahn' in einer Hand,
Die Kainskeul im andern Arm,
Der Jäger jagt mit seinem Schwarm?
„Der Obmannsstelle Geld und Ruhm
Im Bundesdirektorium"".

---

[11]) Ebd. 30. März 1831.
[12]) Ebd. 9. Februar 1831.
[13]) Ebd. 23. März 1831. In Bd. I. S. 134 verändert als „Spektakels Ende".
[14]) Ebd. 19. Februar 1831.

Unter diese Ausfälle sind aber ein paar „Kriegslieder“ eingestreut, in denen der wahre Patriotismus Fröhlichs schöner denn je hervorbricht. Sie beziehen sich auf eine drohende Gefahr eines Krieges mit Preussen infolge des Neuenburgerhandels. Der Titel des einen „Neue Lust am Vaterland“[15]) und die Strophe eines andern:

Jetzt auf! Mein teures Vaterland,
Und lass nicht Hader walten,
Und nimm die Waffen dir zur Hand,
Die Feinde fern zu halten.
Von Freiheit schallen Tal und Flühn; —
In Werken soll der Glaube glüh'n,
Und auf der Freiheit Stätten
Der Feind uns nicht zertreten.[16])

lassen deutlich durchblicken, wie dadurch die drückende Missstimmung über den kleinpolitischen Hader eine erwünschte Abwendung nach aussen erfuhr. Diese Befruchtung der patriotischen Lyrik durch äussere Ereignisse hatte den Schweizerliedern noch gefehlt, deshalb dort das Philosophieren und Natursymbolisieren. Nun stösst Fröhlich auf lebenskräftige Motive und sogleich gelingen ihm so frische und kecke Töne, wie im „Lied eines Schweizerknaben“:

Mein Vater ist gegangen
Mit an des Landes Mark.
Sie wollen den Feind empfangen,
Mein Vater auch ist stark.
Die Mutter weint' beim Scheiden,
Und auch das kleine Kind,
Mir schlug das Herz vor Freuden,
Die Fahne flog im Wind![17])

In einem dieser Kriegslieder stehen die Verse:

Und liegt auch dort der Pole tot —
Das Blut von seiner Wunde
Ist doch der Freiheit Morgenrot.

Das schienen Fröhlich noch die wahren Freiheitskämpfer. In mehreren begeisterten Gedichten besingt er die Polen,[18]) besonders als Flüchtlinge in Aarau erschienen.

Die politische Produktion der folgenden Jahre bis auf 1835

[15]) ebd. 26. März 1831.
[16]) ebd. 16. März 1831.
[17]) Bd. II. S. 106.
[18]) Vgl. Neue Aarg. Ztg. Nr. 25, 1832.

zeigt, entsprechend der äusseren Lage, etwas mehr Ruhe, aber auch den allmähligen Vollzug des innern Umschwunges. Fröhlich fährt fort, die verschiedenen Begleiterscheinungen und Symptome, die eine politische Krisis immer mit sich führt, satirisch oder strafend zu behandeln. Vom Dezember 1831 stammt ein merkwürdiges Gedicht gegen Misstände des Gerichtswesens. Es eifert gegen Ränke, Rachsucht, Bestechlichkeit und Despotismus der Richter; ohne künstlerischen Aufbau, ohne eigentliches Motiv, wie es die augenblickliche Seelenverfassung eingeben mochte. Das ganze ist dargestellt als Predigt des Richtschwertes an den Richter.[19])

Der Wetterpro—fit (Nov. 1831) spottet über die politischen Wetterfahnen, die sich nach jedem Winde drehen.[20]) Wie unmittelbar manche Fabel an ein äusseres Ereignis anknüpft, zeigt „Der Ausschuss" (Ende Dez. 1831).[21]) Die Schafe sollen eine Deputation an den Wolf schicken. Jedes fürchtet sich, das klügste schlägt vor: „Die Räudigen, die Räudigen!" Fröhlich glossiert im Manuskript: „Als Tanner (der Dichter) und Bruggisser an die Tagsatzung gewählt wurden". Am Ende des Jahres 1833 seufzt er, es gehe noch lange

Bis sich die Wunden schliessen
Und wieder wird besteh'n,
Was Eitelkeit zu stillen
Zerriss die frevle Hand.
Als man hinwarf für Grillen
Pflicht, Eid, Recht, Glück und Land. U.

Ein Unglück, dass Fröhlich trotz seiner mannigfaltigen Tätigkeit auf die Redaktion nicht verzichtete. Es lässt sich leicht denken, dass sich gerade von den erwähnten Versen Mancher mit oder ohne Grund betroffen fühlte. In J. Kellers Material findet sich ein vergilbendes Papier, worauf sich der Aerger eines kaum sehr edlen Gegners ergossen hat. Der Aargauer Zeitungsschreiber, „Pfarrer Emanuel Fröhlich" erscheint vor Zeus ernstem Richterstuhl:

Er pries im Lorbeerkranze
Das hohe Verdienst der Psalmendichter,
Allein verblendet von dem Glanze
Wähnt er sich jetzt als grösserer Dichter
Und setzt sich frech ob Davids Sitze.

---

19) Neue Aarg. Ztg. 2. Dez. 1831.
20) Bd. I. S. 136 „Die Windfahne" betitelt.
21) Bd. I. S. 135.

Dabei steht von derselben Hand die Anmerkung: „Er wollte der ihm anvertrauten Jugend 1824 auf 25 in Brugg, besonders die Psalmen Davids entziehen und verdächtigen. Statt derselben schaffte er selbst fabrizierte Gedichte herbei, die er mit der Anweisung empfahl, dass er sich schämen würde, wenn er nicht ein besserer Dichter und verständigerer Mensch als David wäre". Man sieht, dass schon damals Fröhlichs politisches Auftreten geeignet war, seiner Autorität als Schulmann Abbruch zu tun und offenbaren Verleumdungen wie der obigen einen Schein von Recht zu geben.

Fröhlich aspiriert im Himmel auf den ersten Platz unter den Fabeldichtern, aber Zeus weist ihn zurecht:

Gessner gab den Menschen Tugend,
Aesop den Tieren Verstand,
Und du entstelltest in deiner Jugend
Gute Menschen in Dichtersgewand.
Daher gehörst du zum Chor der Pasquillanten,
Sprach Zeus zu Emanuel, dem Bekannten.

Dazu die Anmerkung: „Pfarrer Fröhlich wollte die Pfarrei in Brugg 1825 um jeden Preis erhaschen; nach altem Herkommen wird diese Stelle durch die Stimmenmehrheit der Bürger besetzt. Bestechung, sowie jedes andere niedrige Mittel wurde von beiden Nebenbuhlern Fröhlich und Märki ergriffen. Dennoch musste Fröhlich bald weichen. Alsbald erschienen seine 100 Fabeln, worin er seine Gegner entstellt, Märki, den jetzigen Pfarrer von Brugg, unter der Rubrik „Kanzelaff" usw. Das — wohlfeile — Urteil lautet, keiner der Schatten habe so viele Frechheit gehabt,

Wie dieser Zeitungsschreiber, der selbst in Elysium noch hadert,
Stolz, tollkühn, hochfahrend, Urteil und Vorzüge fodert.
Nein, Aargaus neue Freiheit wollte er in der Geburt ersticken,
Durch freche Lüge Hohe und Niedrige in Hader verstricken
Als besoldeter, feiler Oligarcher und Despotenknecht,
Beschimpfte er Bürger, die sich opfern für Freiheit und Recht;

worauf Fröhlich in die Unterwelt reist.

Dies ein Ausdruck der mutmasslichen Stimmung seiner Gegner!

Nun sein politischer Wandel böses Blut gemacht hatte, wurden auch die Brugger Ereignisse und die Fabeln hervorgezogen und missdeutet. Viele der Rezensionen von Fröhlichs Werken beschäftigen sich, die meisten ziemlich unverständig, mit seinem Gesinnungswechsel. Man findet es unbegreiflich, wie er, „nach-

dem er selbst in die noch ruhige Zeit hineinstürmte, als nun wirklich die Anker gelichtet wurden, so wasserscheu tat und der schlechtesten aller Aristokratien Handlangerdienste verrichtete".[22]) Noch 1871 wird ihm vorgeworfen, dass „äussere Unannehmlichkeiten viel zu bestimmend auf ihn gewirkt hätten, dass er in zwei verschiedene, scheinbar unähnliche Gestalten auseinanderfalle und man sich fragen müsse, ob Fröhlich das eine und das andere aus der Tiefe und Fülle seines Herzens" gewesen sei.[23])

Die schlimmste Folge war, dass Fröhlich sich bei denen, die jetzt das Regiment in Händen hielten, unbeliebt gemacht hatte. Er erkannte eine Gefahr, die ihm nahte. Es war 1835 eine neue Schulordnung erlassen worden, und bei dieser Gelegenheit sollten alle Lehrer neu gewählt werden. Schon zuvor, am 22. September 1835, schreibt er an Wackernagel: es sei vielleicht nicht umsonst, dass seine beiden Büchlein (Das Evangelium St. Johannes in Liedern und Elegien an Wieg und Sarg) gerade jetzt erscheinen, „da bei der neuen Organisation unserer Kantonsschule wir vieljährigen Kämpfer für Ordnung und namentlich auch für wissenschaftliche Bildung gegenüber dem Pöbelgeschrei nach den allernächsten Nützlichkeiten, Rauchenstein, Kaiser und ich, neuen Tücken und Feindseligkeiten bloss gestellt sind. Wir bauen freilich auf die gute und gerechte Sache, auf mehrjährigen Schuldienst" etc.

Aber am 31. Oktober 1835 wurden er und sein Kollege Professor Kaiser nicht wieder gewählt. Dieser Schlag traf ihn unendlich schwerer als die Niederlage in der Brugger Pfarrwahl. Damals wurde dem Jüngling einer der Wege, die ihm offen standen, verschlossen, nun einem Familienvater jäh die sichere Existenz geraubt. Er gestand alles annehmen zu müssen, was sich ihm darböte.

Aber die Entrüstung übertäubte doch anfangs noch die Sorge, und die Briefe aus jenen Tagen an seinen Freund Wackernagel sprechen mit leidenschaftlicher Bitterkeit, die sich auch zu Ungerechtigkeiten hinreissen lässt. Dies Ereignis verdient eine eingehendere Darstellung, weil es eines von den beiden wichtigsten und bestimmendsten in Fröhlichs Leben war. Er vermag diese Erfahrung nicht wie jene in Brugg mit ein paar scharfen Fabeln wegzuspotten, sondern sie frisst sich in ihm ein, und was er

---

22) Schweizerblätter 1833, 2. Jg. S. 122.
23) J. Müller, Der Aargau Bd. II., S. 76.

an weltlicher Poesie im folgenden Jahrzehnt hervorbringt, verrät fast ausnahmslos durch seinen giftigen Farbton die Spuren dieses Ereignisses.

Fröhlich entrüstet sich namentlich darüber, dass die Mehrheit der Regierung die feierliche Versicherung, Beteuerung und Handschlag, den sie ihm und Kaiser vor der Wahl gegeben, aufs schamloseste gebrochen hätten. Einer der Anhänger habe über die Büberei geweint, als wäre sie seinem eigenen Sohn passiert. Die Gegner schwelgen im Siegesrausche. Er und Kaiser seien das Opfer politischer Leidenschaft und schamlosester Büberei geworden. Seminardirektor Augustin Keller, der als sein Nachfolger berufen sei, nennt er seinen Neider, einen von Ehrgeiz besessenen Phrasenmann. Dieser Schandbube sei zu seiner Verdrängung vorzüglich tätig gewesen, da er auf seine Stelle spekulierte. (Ob es damit seine Richtigkeit hat, ist fraglich. Wenigstens lehnte er ab, Fröhlichs Stellung zu übernehmen.) Keller sei die Schlange, Rudolf Tanner die stinkende Otter: er habe seine langgenährte Rache kühlen wollen. Die Schüler seien entrüstet, selbst Radikale sprechen sich über die Wahl als eine Niederträchtigkeit aus. Die Angelegenheit habe nicht wenig zur Vermehrung der allgemeinen Unzufriedenheit beigetragen und errege auch ausserhalb des Kantons Aufsehen. In Summa: „So ist die ganze Wahlgeschichte ein Musterstück von Niederträchtigkeiten, die dir zeigen, was die Freiheit im Kanton Aargau ist, und warum wir seinerzeit mit vielen anderen redlichen Männern gegen das Aufkommen solcher Schlechtigkeiten und Gaunergrundsätze kämpften . . . tausendmal lieber eine Monarchie!“, so stellt Fröhlich in den Briefen an Wackernagel vom 5. und 31. Oktober 1835 die Sache dar. Einseitig natürlich; Fröhlich begriff nie, dass jede historische Bewegung, die Licht bringt, auch Schattenseiten haben muss; dass Politik im Grund ein Handel ist; sondern er beurteilte sie nach Recht, Prinzip und Moral. Aber dass der Rechtsstandpunkt immer nur ein subjektiver sein kann, das entging ihm vollkommen, und er hat Zeit seines Lebens in dem starren Wahne gelebt, das Alleinrichtige und Wahre zu wollen.

Wie ihn diese Katastrophe innerlich beschäftigte, ohne dass er sie hätte verwinden können, so spiegelt sie sich (abgesehen von seiner allgemeinen Verbitterung in der weltlichen Lyrik) direkt und leicht kenntlich in vielen seiner Produkte, ohne sich jemals zum Kunstwerk zu verklären. Eine Reihe von Sprüchen und Epigrammen bezieht sich auf sie. In den Novellen spielen Wahlintriguen eine grosse Rolle. Eine getreue Kopie seines Un-

glückes bietet eine der ungedruckt gebliebenen Prosaparabeln.[24]) Sie bildet das beste Beweisstück für den allzukleinen Abstand von Fröhlichs Kunst und Leben. Die ganze künstlerische Umgestaltung besteht nämlich darin, dass er bei der Erzählung seiner eigenen Leidensgeschichte keine Namen nennt. So haben viele seiner Produkte (die lyrischen noch am wenigsten) zwar eine äusserliche, aber keine innere Wahrheit. Sie tragen ein subjektives Gepräge, aber es fehlt ihnen die poetische Objektivierung. Die Fabeln sind darum vortrefflich, weil das Kleid der Natur den persönlichen Kern verhüllt. In den Parabeln fehlt jede Maske und wir stossen uns an dem hässlichen Gesicht der Wirklichkeit. Selbstherrlich tönt der Schluss einer Parabel: „Der Schulmeister aber ertrug diese Ungerechtigkeit als eine Prüfung, aufgerichtet durch den Trost eines guten Gewissens und die Teilnahme aller Rechtschaffenen". Das ist nicht Ueberwindung eines Erlebnisses durch die Kunst!

Seines Amtes enthoben, hatte Fröhlich nun Musse. Unfähig zu lesen — seine Gedanken irrten stets ab — scheint er diese und andere Parabeln komponiert zu haben.[25])

Vor dem 20. November erhält er einen Ruf an die Kantonsschule in Chur, wo er hätte die Fächer sich selbst auswählen können. Man denkt sich, nach all diesen Erfahrungen hätte er mit Freuden den Staub der undankbaren Heimat von den Füssen geschüttelt; auch hätte ihn, der nie in der Fremde gewesen, eine neue Umgebung gelockt; aber er gehört zu den tief im Mutterboden wurzelnden Schweizernaturen. Er schlägt ab, da er nur notgedrungen exiliere. Am 20. November nimmt er eine Lehrerstelle und das Rektorat der Aarauer Bezirksschule (Sekundarschule) an, die er im Winter 1835 auf 36 zum grossen Teil allein leitet; aber er sehnt sich, sein Leben der Kirche und der Kunst zu weihen. Am 1. Februar 1836, seinem 40. Geburtstage, wählen ihn die 18 Chorherren des Stifts Münster einstimmig zum Pfarrer nach Kilchberg. Die Regierung vergällt ihm diese Geburtstagsfreude, indem sie am 5. Februar die Zustimmung verweigert, obwohl sie selbst Fröhlich am 27. Januar als wahlfähig vorgeschlagen hatte. Protest und Prozess der Chorherren fruchten nichts. Ein zweiter Ruf nach aussen ehrt ihn. Offenbar durch Vermittlung Wackernagels bietet man ihm eine Lehrerstelle in Basel an, aber auch diesmal kann er sich nicht zur Ueber-

[24]) K. M.

[25]) F. a. W. 5. Oktober 1835.

siedlung entschliessen.[26]) So hat sich sein Schicksal entschieden. Er bezieht seine neue Amtswohnung, in der er 30 Jahre bleibt. Vom 27. August 1836 datiert der erste Morgengesang in der Helferei:

In meine Seele wehe,
Du frischer Morgenduft,
Aus meiner Seel' verwehe
Der Selbstqual Kerkerluft.

Die Regierung fügte dann die Stelle eines Klasshelfers (Hilfspredigers) des Kapitels Aarau-Zofingen bei. Zugleich erteilte er Unterricht am höheren Töchterinstitut in Aarau.

3. Tod des Bruders.

Kaum ein Jahr hatte die Eindrücke der unglücklichen Wahlkatastrophe etwas abzuschwächen vermocht, da brach ein neuer Schlag über Fröhlich herein, der, wie jener, in ihm die tiefsten Spuren hinterliess.

Sein Bruder Theodor war, wie schon erwähnt, 1830 als Musiklehrer an die Kantonsschule Aarau berufen worden. Wie Emanuel in zweiter Linie musikalisch, so war umgekehrt Theodor auch mit poetischem Sinne begabt. Die gegenseitige Anregung, die ja schon die Schweizerlieder gezeitigt hatte, trug neue Früchte.

Sänger und Dichter sind erkoren
Freund und Bruder sich zu sein.
Nun wir Brüder sind geboren
Und als Freunde wir uns funden,
Und mit Ernst der Kunst uns weihn:
Sind wir dreifach fest verbunden.

So lautet die Widmung an Theodor, die Emanuel Fröhlich seinen „musikalischen Sinngedichten“ [27]) vorausschickt. Gemeinsam hatten sie mehrere Jahre an einem neuen aargauischen Kirchengesangbuche gearbeitet; zu Konzerten Theodors schrieb Emanuel den Text, so zu einer Weihnachtskantate,[28]) und zu einer Passionskantate.[29]) An Wackernagel schreibt er am 1. August 1835: „Ich bin hinter einer Kantate „Das Alpenleben“. 1. Teil

---

[26]) F. a. W. 28. und 31. März 1836.

[27]) A. R. 1852 S. 82.

[28]) Besonders gedruckt, geistliches Konzert, aufgeführt von dem Gesangsinstitut in Aarau am Weihnachtsabend 1830.

[29]) Geistliches Konzert, aufgeführt von dem Gesangsinstitut in Aarau am Charfreitagabend 1831.

Bergfahrt, 2. Bergsonntag, ein sogen. Dorf. Szenen und Rhytmen, wie sie der Komponist bestellt.“ Auch eine Kantate zum Jugendfest Aarau (1835?) findet sich vor. Alle diese Produkte sind poetisch wertlos und unoriginell, ebenso kleinere Stücke, wie ein Quartett für Kantonsschüler 1832. Erfreulicher ist das Resultat dagegen, wo der Dichter freie Hand hatte und der Komponist ihn unterstützt. Ja, dieser vermag durch eine passende Melodie die Lebensfähigkeit der Lieder zu steigern; so scheint sich das Turnlied „Der Griechen schöne Jugend“ wenigstens in Zürich bis in die 50er Jahre lebendig erhalten zu haben.

Ein Sonettenkranz auf grosse Musiker von Theodor Fröhlich[30]) zeigt in Geist und Ausdrucksweise ganz die Art Emanuels und dient uns als eine Illustration der Seelengemeinschaft und -verwandtschaft des Bruderpaares. Beide werden namentlich vom religiösen Gehalt der Musik ergriffen. Wir glauben Abraham Emanuel zu hören, wenn Bach und Händel mit Luther und Zwingli verglichen werden, oder wenn Bach „Evangelist, Apostel und Prophete, Herrscher mit dem Mosisstab in Handen“ heisst, Händel als „ein Mann der Kraft mit evangelischem Munde“ gepriesen wird, der die „hohen Helden vom alten Bunde mit Pfingstfeuer und mit Engelzungen besungen“ habe. Das entspricht Emanuels deutsch-protestantischer Gesinnung. Es entspricht auch seiner Bildlichkeit, wenn Bach „ein zweiter Erwin“ (v. Steinbach) genannt wird, dessen Tempel sich im Marmorkranz erhebe, die riesigsten und zierlichsten Massen fügend,

Wo kühne Bogen heil'ges Dunkel fassen,
Von oben strahlt das Licht in weitem Kranze;
Den Kreuzesstamm umlaubt die Wunderpflanze,
Und Ros' und Lilien glühen und erblassen.

An Formgewandtheit kommen diese Sonette denen Emanuels zum mindesten gleich, an Leichtigkeit und Grazie der poetischen Phantasie stehen sie oft darüber, so z. B. in der Anfangsstrophe „Beethoven“

Betret ich einen lichten Zaubergarten?
Rauschen und glänzen dort nicht Festgewänder
Der Feen entlang die goldenen Geländer?
Singen nicht Elfen dort auf hohen Warten?

Solche Töne zum Lobe der Musik und ihrer grossen Meister hat darauf Emanuel bis zu seinem Ende fortgesetzt. Noch 1861

---

[30]) Alpenrosen 1837 S. 317.

schrieb er „nach Anhörung der Johannespassion“ einen Hymnus an Bach, dessen Werk als „Vorgeschmack von obern Chören“ preisend. Von 1855 stammt ein Sonett, zweifellos dem Andenken des verstorbenen Bruders gewidmet, das deutlich das religiöse Empfinden in der Musik am höchsten stellt:

Und huldigend vor allen jenen Meistern,
Die ernst und tief am Worte sich begeistern,
Und die „das Schöne sei das Heilige“ besiegeln.

Wie viel einer vom andern lernte und beeinflusst wurde, lässt sich nicht entscheiden, ja, die beiden Brüder wussten es wohl selber nicht. Es fehlt nicht an Urteilen, die Theodor als den Höherbegabten hinstellen; sicher war er fürs Leben der weniger glücklich Veranlagte. Seine sensitive Natur wird von den Ereignissen mehr gedrückt. Er vermag nicht der innern Leidenschaftlichkeit durch Charakterkraft das Gegengewicht zu bieten, wie Emanuel. So wird dieser, zumal er um mehrere Jahre älter war, dem jüngern und schwankenden Bruder ein väterlicher Leiter gewesen sein. Ein rührendes Dokument dessen ist es, wenn er in einem Briefe an Schnyder von Wartensee für unkluges und verletzendes Benehmen Theodors um Verzeihung bittet, aber zugleich zu seiner Entschuldigung alles aufbietet.[31])

Die innere Leidenschaftlichkeit besiegelte Theodors Geschick. „Ein Zusammentreten der peinlichsten Verhältnisse steigerte seinen schon lange keimenden Lebensüberdruss.“ [32]) „Traure und weine mit uns, unser Freund und Bruder ist nicht mehr unter uns, wir vermissten ihn unter tötender Angst, nie empfundenem Jammer seit letzten Sonntag früh. Da hat er sein frühes Ende in den Wellen gefunden, und diesen Abend erst brachte man mir — seinen am Ufer gefundenen Hut“, schreibt er an Wackernagel. Ebenso gewaltsam, aber noch tiefer ergreift ihn dies Ereignis als das des Vorjahres. Hatte jenes auf seine Stellung zur Welt bestimmend gewirkt, so besiegelte dieses eine längst im Werden begriffene Umwandlung seines Verhältnisses zu den religiösen Dingen. Davon soll später die Rede sein. Hier ist es zunächst insofern von Wichtigkeit, als es auch die nicht geistlichen Produkte der nächsten Jahre beeinflusst.

---

[31]) K. M.

[32]) F. a. W. 22. Oktober 1836.

Fröhlich behauptete, dass der Tod seines Bruders den Quell seiner Lyrik bleibend verschüttet habe. In der Tat klafft von jenem Tage an in den durch Jahrzehnte sich regelmässig hinziehenden Gedichtmanuskripten eine grosse Lücke, und seine eigentliche Lyrik hat sich nie wieder zu der Frische und dem Reiz erholt, den sie zuvor besessen haben mochten. Die lieblichste Saite ist gesprungen; es tönt nur eine streng ernste in der geistlichen Dichtung, eine meist schrille in der politischen und eine lehrhaft schnarrende in der didaktischen. Das mag verwundern, liesse sich doch auch das Gegenteil denken: eine Vertiefung des lyrischen Gefühls durch Schläge des Schicksals. Aber solches war Fröhlichs harter Natur nicht gegeben; sein Innerstes weiht er dem Christentum, und es äussert sich wesentlich umgewandelt und mittelbar im religiösen Lied. Seine Stellung zur Welt blieb zu real und zu tendenziös, als dass sie eine poetische Verklärung hätte erfahren können.

Das Jahr 1836 teilt Fröhlichs Leben in zwei ungefähr gleiche Hälften. Die Umwälzung, die sich in seinem Innern vollzog, ist damit im wesentlichen abgeschlossen. Er steht als ein anderer da, und es beginnt die Periode, welche die Früchte dieses Entwickelungsprozesses zeitigt.

VII. Abschnitt.

Politische Ereignisse und Leiden.

(1836—1846.)

Die weltliche Poesie Fröhlichs der folgenden Jahre kann nicht verstanden werden, ohne ihre Voraussetzung, die politischen Ereignisse. Diese bilden zugleich ein Stück von des Dichters Biographie, da er von ihnen mehr als einmal persönlich betroffen wurde.

Zum erstenmal hat Fröhlich die Leyer, „Die umwoben der Totenkranz und Grabesstaub umstoben“, herabgenommen, um in (ungedruckten) Sonetten seinen Freund J. J. Füssli bei seiner Wahl zum Antistes der Kirche Zürich (Dezember 1837) zu begrüssen. Die persönliche Bedrückung macht sich in scharfen Worten Luft:

Verzweifeln will ich nicht am Vaterlande,
Wenn schon ich unter Uebermütigen lebe,
Vor denen ich mit Tausenden fast bebe,
Weil sie sich dartun recht als eine Bande,
Die kein Gefühl mehr hat für Ehr und Schande,
Ob sie den Schurken nur zum Amt erhebe
Und dem Verdientesten den Fusstritt gebe
Und frech und blind jagt an des Unheils Rande. U.

In jenen Jahren war der Aargau der Kampfplatz neuer politischer Wirren, namentlich eines weittragenden Konfliktes zwischen Kirche und Staat. Die radikale Regierung verwickelte sich in Händel mit dem Bischof von Basel, zu dessen Bistum der katholische Teil des Kantons gehörte. So wenig Fröhlich mit den Katholiken liebäugelte, so wenig war er für eine Unterordnung der Kirche unter den Staat, und das ziemlich gewalttätige und eigenmächtige Vorgehen der Regierung erregte sein tiefstes Missfallen. Wiewohl er nach der Wahlkatastrophe die Redaktionstätigkeit niedergelegt und sich vom öffentlichen Parteileben zurückgezogen hatte, mag seine Ansicht über die Dinge sattsam bekannt gewesen sein. Es war in jenen Jahren überhaupt nicht möglich, sich ganz vom politischen Leben zu isolieren. Ja seine Lage scheint sich unter den jetzt das Szepter führenden Feinden noch verschlimmert zu haben. Hatte am Anfang der 30er Jahre noch Leben und Lebenlassen geherrscht, so hatte man nun über „Terrorismus und Servilismus“ zu klagen.[1])

In unserm Freistaat darf frei denken jedermann,
Doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran,

höhnte er damals. Dazu gesellte sich der blinde Hass der aufgeregten Menge, die ihn als Apostaten, Renegaten verschrie. Er sei verkauft ! Er stehe im Sold der Aristokraten! Fröhlich galt von den Fabeln und der Stossrede her als radikal, man sah nur seinen Parteiwechsel, und das genügte zu den schmählichsten Verleumdungen. Niemand gab sich die Mühe einer abwägenden gerechten Beurteilung; niemand untersuchte, ob und wie weit die Stossrede und Fabeln von Radikalismus zeugen; niemand dachte daran, dass sich nicht nur Fröhlich, sondern auch der Boden unter seinen Füssen verwandelt hatte, dass das, was der Restauration als weit vorgeschrittener Liberalismus galt, nach der Umwandlung der 30er Jahre konservativ genannt wurde; niemand kümmerte sich um Fröhlichs Motive oder um die Unter-

---

[1]) K. M.

suchung seines Standpunktes. Er wurde ohne weiteres mit einer Partei zusammengeworfen.

Aus der Zeit von 1841—44 berichtet ein Pfarrer, der damals Kantonsschüler gewesen sein mochte:[2]) „Meine Kameraden sagten: „Das ist ein Aristokrat! (bedeutete damals Landesverräter). Wie die Alten sungen . . .! Er schritt sehr aufrecht, trotzig einher, erwiderte unsere Grüsse aber freundlich. Es war eine böse Zeit für Fröhlich.“

Als er sich einmal in einer Fähre über die Aare setzen liess, kamen die Mitfahrenden, die ihn nicht kannten, ins politisieren und zogen besonders saftig über den Pfarrer Fröhlich los. „Das bin ich, ihr Pfaffenfresser, und wenn ihr den Mut habt, probiert's und schmeisst mich hinaus!“ rief Fröhlich und liess seinen Stock blicken, so dass die Kannegiesser kleinlaut wurden und sich hinter den Fährmann verzogen.

1840 und 41 wurden ihm wiederholt Fenster eingeschlagen, ja am Tage der durch Augustin Keller veranlassten Klosteraufhebung (13. Januar 1841), als die Erregung aufs höchste gestiegen, wurden ihm durchs Fenster zwei Bleikugeln ins Haus geschleudert, die hart am Kopfe seiner Frau vorbeifuhren. Am 24. März 1841[3]) seufzt er: „Wir leiden unter Verruchtheiten jeder Art“; und am Ende dieses Jahres:[4]) „Ich danke Gott von Herzen, dass er mir gegen eine Welt von Feinden auch Freunde gegeben hat“.

Inzwischen hatten die Kämpfe im Aargau die ganze Eidgenossenschaft in ihr Gewirr verwickelt; die einzelnen Kantone nahmen für und wider die Klosteraufhebung Partei; 1843 bildete sich im geheimen der Sonderbund. Bedrohlicher wurden die Verhältnisse, als auf Initiative Aug. Kellers der Aargau auf der Tagsatzung 19. und 20. August 1844 die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz verlangte; ein Antrag, der allerdings zurückgewiesen wurde, ja sogar die Einführung der Jesuiten im Kanton Luzern zur Antwort hatte, aber am 8. Dezember 1844 den ersten Freischarenzug heraufbeschwor. Dass dieser jämmerlich fehlschlug, scheint die Erbitterung nur gesteigert und nach innen gewendet zu haben. Ein Brief vom 2. Februar 1845 an Wackernagel gibt uns vollen Einblick in den Ernst der Lage Fröhlichs: „Des Schändlichsten aber ist, und zumal in meiner

---

[2]) K. M.
[3]) F. a. W.
[4]) F. a. W. 24. Dezember 1841.

nächsten Umgebung, so viel, es herrscht ein so türkischer Terrorismus, ein so wildes Banditentum, dass ich öfter von Kneipen und dem Posthörnchen [5]) aus mit dem Tode bedroht, ernstlich an meine Sicherheit dachte. Seit dem 8. Dezember sind Drohungen von diesen Freibeutern nicht mehr zu verlachen. Jetzt scheinen sie etwas stiller. Ich bin durchaus stille und zurückgezogener denn je; aber ich muss ein Jesuit sein, den man von der Gasse wegschiessen dürfe."

Daraufhin bot Wackernagel sein Haus offenbar als Zufluchtsstätte an. Fröhlich antwortete am 26. Februar 1845: „Herzlichen Dank für dein Anerbieten; Gott verhüte es in Gnaden, dass ich davon Gebrauch machen müsse. Allerdings könnten Umstände eintreten, wo ich wenigstens für den ersten Augenblick den Unmenschen aus dem Weg treten müsste . . . Ohne Not verlasse ich natürlich die Meinigen und die tägliche Arbeit nicht. Ob aber dieser Augenblick nahe sei, weiss ich nicht. Will der Sturm des Himmels die Gedanken der Bösen verwehen? Auf jeden Fall bin ich auf der Hut; auch will man mich zur rechten Zeit benachrichtigen. O Gott! dass wir uns über solches schreiben müssen." Offenbar war es die scharfe Lauge des 1843 erschienenen „Jungen Deutsch-Michel", die die Galle der Gegner von neuem rege gemacht hatte.

Die wachsende Gährung ergoss sich schliesslich in den zweiten Freischarenzug. Es waren über 4000 Mann, darunter ein Dritteil Aargauer, die unter Leitung des Hauptmann Ochsenbein gegen Luzern zogen. Als die aufgeregte Schar am 30. März 1845 vorüberzog, hefteten sie Fröhlich das Bild eines am Galgen hängenden Jesuiten an die Haustüre. Wem sollte es einfallen, der Mann drinnen möchte gerade zu der Zeit Hutten, den grossen Kämpfer gegen Pfaffen und Papsttum, verherrlichen! In seiner Biographie des Berner Dialektdichters G. J. Kuhn [6]) erzählt Fröhlich fast wörtlich das eigene Schicksal: Kuhn hielt die Nachahmung des französischen Treibens für verderblich und glaubte sich vor Gott verbunden, an seinem Teil zu warnen, was er freimütig und unerschrocken tat. Natürlich hatte er dieses zu entgelten. Auf offener Strasse wurde ihm Pfaffe, Aristokrat etc. zugeschrieen; eines Morgens fand sich mit Kreide an die Haustüre gezeichnet ein gehängter Pfarrer im Kirchenornat. Es gab der Leidensgenossen noch viele.

---

[5]) Obskure politische Zeitung, herausgegeben von S. Landolt. Aarau 1840?—1846?

[6]) A. R. 1851.

Auch der zweite Freischarenzug nahm ein klägliches Ende. In bitterer Genugtuung spottete Fröhlich über den in Luzern gefangenen Teil der „Helden“:

Die selbst die Kirche flohn und andern sie gewehrt,
In eine Kirche sind sie jetzo eingesperrt.
Gesetz, Recht, Ordnung, Pflicht, Ehr, Eid und Treu, die sieben
Erzjesuiten, die ihr hättet gern vertrieben,
Sie sind im Lande doch trotz eures Sturms verblieben;
Grund- und Ecksteine sind's; für euch die bösen Sieben. U.

Ein anderer Teil schlich sich beschämt nach Hause. Ochsenbein, ihr Führer, soll in seinem „Schlachtbericht“ geäussert haben:[7]) „Zerknirscht an Leib und Seele bin ich heimgekehrt“. Diese lächerliche Phrase bearbeitete Fröhlichs unbarmherziger Spott in parodierenden Varianten:

Auf Jesuiten sollt' und Pfaffen sein gebirscht,
Statt dessen kam ich heim an Leib und Seel zerknischt.

Berechnet war der Plan auf einen Siegesschmaus,
Zerknirscht an Leib und Seel kam hungrig ich nach Haus. U.

Er sei „im Angriff rasch, im Rückzug noch geschwinder“ gewesen; das Schicksal habe ihm ein Bein gestellt; er sei „über sein eigenes Ochsenbein gestolpert“.

Mit dergleichen meist höhnenden Gedichten auf Zeitereignisse scheint Fröhlich nicht allein gewesen zu sein.

In Kellers Material findet sich noch ein Gedicht auf den „Chrutstierzler Chrieg 1835“, eines auf die „Klosterräumung“ durch Franz Waller am 10. Januar 1841; beide nicht von Fröhlich. Dieser liess die saftigsten Verse wohlweislich ungedruckt.

Ausser diesen gelegentlichen Ausbrüchen des Spottes und Zornes reiften aber während dieser Jahre in Fröhlichs Geist zwei grosse Werke heran: seine Epen und die Satire „der junge Deutsch-Michel“. Sie bilden Gegenstücke; einmal zeitlich, Michel ist während der beiden Epen „Zwingli“ und „Hutten“, und zum guten Teil in der Pause zwischen beiden entstanden, dann aber insofern, als sie den positiven und negativen Ausdruck desselben Zustandes, derselben Gesinnung darstellen. Die Epen verherrlichen Fröhlichs historisches Ideal, die Michelsatire geisselt die historischen Zustände, die er verabscheut. Jene erheben die Reformation, diese reisst die Folgen der grossen Revolution herunter. Jene bewegen sich in der Vergangenheit, diese bezieht sich auf die Gegenwart, in beiden aber herrscht derselbe Kampfgeist.

---

[7]) K. M.

VIII. Abschnitt.

Politische Satire. Der „Junge Deutsch-Michel".

Die Wirren der Klosteraufhebung und der Freischarenzüge sind die eine Wurzel der Michelsatire, das Treiben der deutschen Radikalen in der Schweiz die andere. Fröhlich schienen beide Erscheinungen aus dem selben Geist geboren, und in dieser Schrift wollte er ihn bekämpfen.

Er zog sich also keineswegs von der Gegenwart zurück, wie behauptet wurde; nur das stimmt, dass ihn die Zeitereignisse und persönlichen Unbilden weniger als früher erschütterten. Das Wahlunglück 1835 war eine Krisis gewesen, die ihn für die Folge abgehärtet hatte; der Tod des Bruders 1836 hatte alles weltliche eine Zeitlang aus dem Gesichtskreis gerückt, später als ein Ding von zweiter Wichtigkeit erscheinen lassen. Richtig ist auch, dass sich Fröhlich von der aktiven Realpolitik zurückzog und in diesem Sinne ist sein Spruch zu verstehen:

Was das Ergebnis sei von dieser Welt Betrachtung?
Absonderung von ihr, Mitleiden und Verachtung.

Sichere Ansätze zum „Michel" weisen ins Jahr 1842,[1]) einzelne Sprüche scheinen schon in frühere Zeit zu fallen,[2]) so der eben angeführte; so:

Wie doch die Republik zur Despotie oft passt:
In beiden wird Wahrheit und Offenheit gehasst;

so das doppelzüngige:

Das Zünglein gibt den Ausschlag
An unserer Gerichtswaag.

Also bissige Bemerkungen, wie sie in Prosa jeder macht; Einfälle, im Moment versifiziert, Gelegenheitsdichtungen kleinsten Stils. Erst 1842 mochte der Gedanke an eine Sammlung entstehen, der bittere Quell reichlicher zu fliessen beginnen und der paarweis gereimte Alexandriner, offenbar aus der wenige Jahre

---

[1]) Weihnachtsgabe für Hamburg 1842 (Sch. Nr. 42) S. 103 Reimpaare in Alexandrinern von Fröhlich, im Michel nicht aufgenommen.

[2]) Auch: A. R. 1839. S. 133 ff. „Scherz und Ernst". Mit „F" unterzeichnet.

zuvor erschienenen „Weisheit des Bramanen“ seines verehrten Rückert übernommen, zur Regel werden. Kurz vor dem 7. Juli 1843 erschien in Zürich die erste Auflage, und erregte sofort ein ziemliches Aufsehen, Beifall und Entrüstung, so dass im selben Jahr noch eine zweite Auflage erschien. Die dort nach lockeren Gedanken- ja Wortassoziationen sich folgenden Sprüche sind hier möglichst gruppiert und geordnet, auch um einige 80 Nummern vermehrt; etliche sind zusammengeschweisst, andere zu verschiedenen Nummern getrennt worden, ein paar minderwertige weggelassen; wenige geändert; all das ohne Belang.[3])

1846 endlich erschien eine dritte Auflage, Abdruck der zweiten, mit 47 beigefügten neuen Nummern. Sie beziehen sich fast ausschliesslich auf Kirchlich-Religiöses, wenden sich namentlich gegen die Schule von D. F. Strauss und bilden den Uebergang zu den „Reimsprüchen“ von 1850, dem eigentlichen Bekenntnis von Fröhlichs Weltanschauung.

Wo nichts anderes bemerkt wird, legen wir im folgenden die zweite Auflage zugrunde.

Auf sie beziehen sich auch die meisten Rezensionen. Ausser den unter Nr. 43 bei Schumann aufgeführten sind zu erwähnen: Neue Helvetia (1. Jahrgang 1843 Nov. und Dez.-Heft, S. 669), die eine objektive, aber strenge Beurteilung bietet, und Schweizer Zeitung 1843 Nr. 298, 299.

Von allen Schriften Fröhlichs hat Michel den grössten äussern Erfolg aufzuweisen. Aufschluss über Entstehung, Zweck und Motive geben zwei Briefe an Wackernagel, die vorangestellt werden sollen und auf die wir mehrmals zurückgreifen werden. Am 8. Januar 1843 heisst es:

„In Wahrheit, sollten wir uns aus der Schweiz nicht öfter, nicht noch stärker hören lassen, gegenüber so gottvergessenen frechen Sängern wie die Herwegh, Prutz, Boas[4]) und so viele andere? Sie lassen nichts neben sich gelten. Wie nötig wäre auch für die Schweiz eine konservative und womöglich kräftig opponierende Literaturzeitung, denn auch unsere radikalen Blätter lassen nichts gelten, was nicht ihres Sinnes.“

Am 7. Juli 1843: „Vor Vollendung des Druckes (des Deutsch-

---

[3]) 1844 erschien ein „Anhang zur ersten Auflage. Auf vielfaches Verlangen gedruckt“. Die in der zweiten Auflage eingereihten 85 Nummern sind hier separat herausgegeben, offenbar um Eigentümern der ersten Auflage das Anschaffen der zweiten zu ersparen.

[4]) Eduard Boas 1815—1853.

Michel) sah ich noch die bübischen 21 Bogen Herweghs und habe noch während der Korrektur einige Antworten auf dieselben geschrieben, wie 208, 295, 314, 332. Der Angriff auf unsere Weihnachtspoesie, die von ihnen so genannte Bettelpoesie, und auf Deine Zeitgedichte zeigen in der Tat nur die Wut der Getroffenen. Willst Du antworten? Die Leute und ihre Sprache könnten wohl nicht pöbelhafter sein. Es ist merkwürdig, wie nun auch wieder von der Schweiz aus ein wichtiger literarischer und noch mehr als literarischer Kampf sich erhebt. Mein Büchlein wird in unserer Gegend fleissig gelesen."

Mit dem J u n g e n Deutsch-Michel hat es folgende Bewandtnis: die 40er Jahre waren bekanntlich eine Zeit der Gärung. Dem engen und stockenden Leben in Deutschland arbeiteten eine Menge teils kräftiger und bedeutender, teils nichtsnutziger Elemente entgegen. Freiheitliche Ideen regten sich überall, ungestüm wurden Pressfreiheit und Konstitution gefordert; auch von Kirche und Strenggläubigkeit suchte man sich zu emanzipieren. Die grossen Ideen, welche die französische Revolution in die Welt geschleudert hatten, feierten eine Renaissance. All das musste Fröhlich unsympathisch sein.

Ausgewiesene Revolutionäre flüchteten in die Schweiz, namentlich nach Zürich, und bildeten ein neues Ferment der auch hier sich regenden radikal-fortschrittlichen Ideen. Sie richten eine heillose Bescherung an:

Die Schweiz ist der Spott der Nationen geworden, weil sie dumm genug war, (206) sich zur Milchkuh Michels zu machen. Aber er melkt so schlecht, dass sie ihn samt dem Kübel fortstossen wird (153). Michel bringt nur den Hader ins Land.

> Schon wurden rings im Volk geübt der Duldung Lehren,
> Jetzt kann dies Volk sich kaum des Jesuits erwehren. (151.)

Er ist ein Einheizer und macht mit seinem Freiheits-Gebräu den guten Schweizern die Köpfe heiss (152).

Er sagt:

> Mir ist die Schweiz ein sichrer hoher Turm:
> Dort, Deutschland, läuten wir dir zur Befreiung Sturm. (154.)

Fröhlich ist empört über dieses Treiben:

> Gastfreundschaft übst du, Schweiz, auch am Brandstifter aus,
> Gewährst, dass er ansteckt dein und des Nachbars Haus?

Der deutsche und der schweizerische Radikale waren ihm Spiessgesellen, und e i n Schlag konnte beide treffen. Beide heissen also Michel, und es ist nicht zu entscheiden, ob sich ein-

zelne Epigramme auf deutsche oder schweizerische Personen und Verhältnisse beziehen. Auch Fröhlich hat ja nicht unterschieden. Das oben angeführte

„Wie doch die Republik zur Despotie oft passt“,

ändert er zum Druck in

„Wie Michelokratie zur Despotie oft passt . . .“

Unterscheidet er den „Michel“ nicht, so grenzt er ihn doch ab. Er verwahrt sich vor jeder Ideengemeinschaft. Nicht einmal im Hass gegen Rom will er mit ihm eins sein; auch Michel ist ein Jesuit; der Jesuit im Frack; und will wie der im Talar das Volk zu blindem Glauben zwingen (III. Aufl. 418, I. Aufl. 4). Auch die 1848er Revolutionäre betonen das nationale Element, ihre Lieder feiern das deutsche Vaterland. Aber das sind Fröhlich Phrasen! Sie verachten die heldenmütigen Freiheitskriege, Waterloo und Leipzig. Michel spielt sich als zweiter Luther auf, ist aber das Gegenteil. Fatal, dass er auch den Hutten für sich als Helden beansprucht. Prutz und Herwegh feiern ihn in Gedichten, letzterer schliesst ein Gedicht sogar:

Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

Dagegen wehrt sich Fröhlich, Michel habe nur das gemeinsam mit Hutten, dass er auch Kutten und Kronen schmähe (66); er brenne doch Weihrauch vor St. Napoleon;

Warum? er hält sich selbst für einen solchen Kaiser (25)

Heimlich zerfresse ihn Franzosengift; 66)

Der Michel grüsst im Chor der Freiheit Morgenglut,
Deutschland verjüngt ihm nur ein Meer von Bürgerblut.
Die Bürger-Menschenlieb in ihm ist nicht zu hemmen
Wie Frankreich tat, möcht er im Blut sein Land auch schwemmen. (76)

Alles führt er im Grunde auf den alten Gegensatz hinaus: deutsche Reformation — französische Revolution.

Man ist in Verlegenheit, wenn man Fröhlichs Angriffspunkte bezeichnen soll. Er wirft dem Gegner nicht weniger als alles vor, und dies unkluge Uebermass verwischt seine Physiognomie und macht ihn zu einer nicht ganz glaubwürdigen Figur. Es werden ihm alle schlimmen Motive untergeschoben; Eitelkeit, Leichtsinn, Sinnenlust, Egoismus und nicht zum mindesten Neid. Er erscheint bald als der idealbezechte Freiheitstrunkenbold, bald als misstratener Schlingel, bald als lächerlicher Narr und wieder als weltverderbende teuflische Macht.

Die Hauptzüge sollen im folgenden nach den von Fröhlich selbst in der 2. Auflage gemachten Abteilungen skizziert werden.

Politisches: Michel stellt die ganze Welt auf den Kopf, alles wegen leerer Begriffe (Freiheit!), die mit dem Glücke des menschlichen Geschlechtes wenig zu schaffen haben. Und dieser Despotenfresser wird selbst zum Tyrannen; Fröhlich beklagt sich bitter (wie in den oben angeführten Briefstellen) über den Despotismus der Radikalen, den er am eigenen Leibe erfahren (59, 151, 169, 170). Das Gesindel wählt sich seine Fürsten (140); sie sind auch darnach! Michel will sich emanzipieren, d. h. er will mitregieren.

> Der Herr Professor hat die Staats- und Kriegsgeschäfte
> Und Volk und Völkerglück bereits in seinem Hefte (29).

Jedes Geschäft masst er sich hochmütig an, ohne eine Ahnung davon zu haben; er hält Polizeidienst und leidet den Unfug (146), er erzieht das Volk und lässt Zoten drucken (150), er reisst alles um (114), ohne aufzubauen, und drischt leeres Stroh (115); er kämpft gegen jedes Phantom wie Don Quixote (177), sein Maul und seine Taten stehen in lächerlichem Widerspruch. Die Volkssouveränität artet aus; die Pressfreiheit wird zur Pressfrechheit. (31.)

Mit derben Knütteln wird der Kommunismus angegriffen.

> Kommun ist euer Sinn, drum heisst ihr Kommunisten (27).

In ihnen wird die Narrheit zur Raserei.

> Im Kommunismus trennt das Tier vom Manntier nur
> Der Dampf, Zigarrenrauch, der Rausch, die Unnatur.

Aus Gottfried Kellers Tagebuch erfahren wir unterm 10. Juli 1843, dass der Kommunismus in Zürich durch den Schneidergesellen Weitling gepredigt werde und die Zahl seiner Anhänger sich mehre. Im November wurde Weitling wegen seiner Umtriebe mit Gefängnis und Verweisung aus der Schweiz bestraft. Im Gegensatz zu Fröhlichs fanatischen Angriffen überlegt der junge Keller sorgfältig; freilich kann er dem Kommunismus auch keine gute Seite abgewinnen und führt ihn auf kurzsichtigen und gierigen Neid gegen die Reichen zurück. „Sie wollen auch einmal an die Reihe; die Toren!“ Die Frage beschäftigte allgemein; hier wie anderswo war Fröhlich keineswegs der einzige polemische Dichter.

Im ganzen hat sein Spott die Auswüchse einer fortschrittlichen

Politik richtig getroffen. Aber um Uebertreibung, Taumel, Phrasentum und Gewalttätigkeit willen verdammt er die ganze Bewegung, um der Symptome willen die Sache. Er übersieht, dass die deutschen Flüchtlinge geistiges Leben und höhere Kultur ins Land brachten. Er schüttet das Kind mit dem Bade aus. Nirgends eine Einschränkung, nirgends ein Ueberlegen, immer ein gründliches Verdammen. Fröhlich ist und war zeitlebens nie fähig, die Geschichte in ihrer Notwendigkeit und ihren Gesetzen objektiv zu betrachten. Die Einseitigkeit, die nicht selten bei ihm zur Borniertheit wird, erklärt sich mit dadurch, dass er, im Gegensatz zu einer späteren Generation, als deren Vertreter G. Keller gelten kann, nie aus den engen Verhältnissen herauskam. Er hat sich nie in der Fremde ausweiten und abschleifen können, er hat nie die Welt gesehen. Daher sein enger Horizont, daher seine Ueberschätzung der Wichtigkeit der heimatlichen Verhältnisse.

Am unerquicklichsten sind die Epigramme über „Religiöses“, denn auf diesem Gebiete berührt seine gallige und leidenschaftliche Art weit unangenehmer, als wo es sich um Politik handelt. Er erscheint als massloser Zelot und vergibt seiner persönlichen Würde zu viel. Er wendet sich nicht nur gegen das atheistische Geschrei, die Pfaffenfresserei, die Uebertreibungen, die damalige Intoleranz gegen das Christliche, sondern mit der selben Intoleranz gegen jeden religiösen Freisinn überhaupt, dem er immer nur die niedrigsten Motive unterschiebt; er greift mitunter zu einer Sprache (266, 282, 287), die er schon aus Klugheitsgründen besser vermieden hätte, und zu Schmähungen, denen jeder Inhalt, jede Pointe, jedes ästhetische Interesse abgeht.

Auf den schon 1839 erledigten „Straussenhandel“ kommt er wieder zurück. Es ist ihm eine Schande, dass die Zwinglistadt, von der ehemals „Reformation und Schriftverbreitung“ ausging, nun „Deformation und Schriftbestreitung“ die Tore öffnet (260). Die kritische Theologie verwirft der ehemalige Rationalist.

Zu kritisieren weg ist Straussens gross Geschick:
Der Hass der Wahrheit heisst nun innere Kritik (259).

Auf die lebenslängliche Pension, mit der Strauss für seine Abberufung von der Zürcher Hochschule entschädigt wurde, beziehen sich 256, 257, 258 und 254:

Nicht bare Münze ist das Christentum, sagt Strauss,
Und Zürich zahlt dafür ihm bare Münze aus.

Drastischer und komischer wirkt eine anonyme Karrikatur, die sich auf denselben Vorfall bezieht; der langbeinige Bürgermeister Melchior Hirzel kniet mit einem Geldsack vor dem Vogel Strauss, den der Teufel reitet. Mit dem in der III. Auflage (429), also erst 1846 erwähnten „Sant Bruno Baur“, dem neben „Sant Strauss‘ Rauchopfer gebracht werden, ist wahrscheinlich der kritische Theologe Ferd. Christian Baur (1792—1860) oder Edgar Bauer, der Verfasser des „Entdeckten Christentums“ (lit. Comtoir Winterthur) gemeint.

Die freisinnigen religiösen Ideen des 19. Jahrhunderts führt Fröhlich, wie jedes Uebel, auf seine grosse Feindin zurück:

Der Revolutions-Religion Ausdenker
Hat Galgen zu Altär'n und zu Aposteln Henker.
Die Revolution der Franken ist dein Heil,
Mord dir Religion, dein Hirtenstab das Beil. (277.)

Pädagogisches. Die Religion ist die Grundlage aller Erziehung. (303, 315, 302):

Der Weisheit Anfang ist die Gottesfurcht allein:
In des Unglaubens Schul' kann nicht die Weisheit sein.

Aber der Michel ist Schulmeister geworden. Zucht und Glauben schwinden unter dem verdammungswürdigen Zuschaun (351), nach Wissen und Gesinnung kräht kein Hahn mehr (350), die „Meinungsinnung“ ist die Hauptsache geworden. Jegliches Wort lehrt man die Jugend anzweifeln (296), kurz: ein wild Geschlecht von Buben ist aufgeschossen (300). Schlagende Bemerkungen richten sich gegen eine verkehrte Lehrmethode; man lehre die Kinder durch Sprachphilosophie sprechen (331), man quäle sie mit grammatikalischen Denk-Lehr-Schnurrpfeifereien (319), die Theorie vom Takt lehre nun das Tanzen (326). Dazwischen glänzen so glücklich getroffene Einfälle wie (317):

Gibt schulgerechte Form schon richtige Gedanken?
Ist schönem Denken nicht die schöne Form zu danken?

In den Epigrammen reden zwei Personen, abwechselnd und gleichzeitig: der feine Pädagoge und der Parteimann. Beide reden aus Erfahrung. Den Pädagogen hat die Erfahrung weise gemacht, den Parteimann einseitig. Fröhlich hat in seiner Praxis sicherlich viel verkehrte Erziehungsversuche gesehen, aber er schiebt sie viel weniger der Torheit des Lehrers, als seinen Ansichten in die Schuhe. Was der Pädagoge wahrnimmt, verdreht der Parteimann. Fröhlich gehört zu den Naturen, die durch Erfahrung mehr einseitig als klug werden; die persönlichen Ein-

drücke sind so mächtig, dass ein gerechtes Abwägen nicht zustande kommt; sie füllen den Vordergrund so sehr, dass kein weiter Ausblick möglich ist. So verdammt er die Reformschule um ihrer Auswüchse willen.

Auf ein persönliches Erlebnis weist ein Brief an Wackernagel vom 7. Juli 1843 hin. Er spricht von dem „Rochholzischen Unfug an der Kantonsschule“ (Aarau): „Der Mensch lehrt fort. Jetzt wird noch die gesamte reformierte Geistlichkeit gegen ihn vor die Regierung treten. Wahrlich, man kann gegen den Michel nicht stark genug sich aussprechen.“

Ernst Ludwig Rochholz,[5]) geb. 1809 in Ansbach, kam als deutscher Flüchtling in die Schweiz, wo er 1836 als Fröhlichs Nachfolger an die Kantonsschule gewählt wurde. Schon bald erhoben sich Angriffe gegen seine Lehrtätigkeit, die allerdings von freisinniger und radikaler Tendenz durchsetzt war. Auf Rochholz mögen sich eine Menge von Versen im Michel beziehen, vor allem wohl die scharfen Pfefferkörner im Anhang von 1844, 390—399.

Wahrscheinlich ist Rochholz auch das Abbild des freisinnigen Lehrers in der Novelle „Die Witwe“.[6]) Das wertvolle Motiv: der Kampf einer tüchtigen und verständigen Mutter gegen den törichten und verderblich wirkenden Lehrer ihres Sohnes, macht Fröhlich zum Träger seiner Tendenz. Die Mutter ist von alter Art und kirchlich, der Lehrer eingewandert (Deutsch-Michel), freisinnig und radikal. Die Anklagen sind bis in Einzelheiten dieselben, wie die von allen Seiten gegen Rochholz erhobenen; der Ausgang der Novelle dagegen ist ein Triumph, den Fröhlich nur in der Phantasie über seinen Gegner feierte. Die Mutter siegt durch tapfere Energie über den Lehrer, er wird von ihr und einem alten Handwerksmeister im Examen coram publico mit Bibelstellen abgeführt, kleiner Mogeleien überwiesen und seine Absetzung in Aussicht gestellt.

Die Witwe ist das Gegenstück in Prosa zum pädagogischen Teil des Deutsch-Michel. Als Parallelen zu den bereits gegebenen Epigrammen diene beispielsweise:

„Nicht einmal nach Gründlichkeit der Kenntnisse wird gefragt, auch nicht nach dem Lehrtalent, nach persönlicher Würde,

[5]) J. Hunziker: Ernst Ludw. Rochholz. Beilage des Programms der aargauischen Kantonsschule 1892/93.

[6]) A. R. 1851. V. Bd. S. 43.

nach Wandel und Glauben durchaus nicht. Im Gegenteil, je heidnischer, desto besser."[7])

Zu 289:

Erziehungsräten hast du hinterm Ohr gekraut
Bis man dir, Michel, hat die Schulen anvertraut,

passt die Stelle: „es ist überhaupt traurig, sagte sie, mit welcher Leichtfertigkeit jetzt Lehrer angestellt werden". Aller Dünkel, absprechendes Wesen, Unordentlichkeit, Pietätlosigkeit und Verwilderung der Michel-Buben wird in der Novelle ad oculos demonstriert. Auch dem ist Fröhlich gram, dass religiöse und didaktische Dichtung in der Schule nicht mehr zum Wort kommen; der Lehrer sagt, ein Lehrgedicht sei überhaupt ein Unding, weder Lehre noch Gedicht. In Fröhlichs Aesthetik muss die didaktische Dichtung im Gegenteil einen hohen Rang einnehmen, weil sie beides, Lehre und Poesie, ist.

Manches bittere Wort mag sich auch auf den alten Feind Augustin Keller beziehen, der als Seminardirektor erst in Aarau und Lenzburg, dann in Wettingen, ausserdem als Leiter pädagogischer Zeitschriften eine bedeutende Stellung im Erziehungswesen des Kantons einnahm.

Merkwürdig zwar: Basis und Ziel beider Schulmänner waren ganz ähnlich; es gibt Aussprüche Kellers, die ebenso gut von Fröhlich herstammen könnten. So: „Nach meinem Gefühl und der eigenen Erfahrung ist das Heiligste, was in der Jugendseele angefacht und sorgfältig gepflegt und bewacht werden muss, das religiöse Gefühl und der kindliche Glaube." Zum kindlichen Religionsunterricht gehöre die stete Hinweisung auf die Offenbarung Gottes in der Natur (ganz Fröhlich!)[8]) und den Ausdruck seines Willens und seiner Allgegenwart in den menschlichen Schicksalen,[9]) oder: „In der Schule wecket die Herzen der Jugend zur Liebe des Vaterlandes und des Volkes, machet ihr durch die Denkwürdigkeiten unserer herrlichen Geschichte

[7]) V. Bd. S. 50.

[8]) Vgl. Fröhlich: Ueber die Belebung der Kirchlichkeit und der christlichen Erziehung, 1833. (Sch. Nr. 25.) „Wenn das Kind im eigenen Gefühl der Schönheit und Wunder sagt: Gott hat die Wiese mit Blumen geschmückt und das Feld mit Aehren erfüllt, er ruft der Sonne, er leitet Strom und Gewitter, so lässt das das Herz nicht kalt wie eine auswendig gelernte Definition . . . von Allmacht, Allwissenheit etc.

[9]) 1828. Augustin Keller. Ein Lebensbild von J. Hunziker S. 10 u. 11.

und grossen Natur Land und Leute teuer und wert. Entzündet namentlich durch Geschichte und Gesang die Gemüter zur Nachahmung der Tugend ihrer Vorväter."[10]) — Die vaterländische Schule ist nicht für Parteien, sondern für das Volk da," hätte Fröhlich jedenfalls bestätigt; betätigt aber weder er noch Keller in vollem Umfange. Denn neben vielem Gemeinsamen hat auch noch viel Verschiedenheit Platz. Auf Keller sind zum mindesten die Verse gemünzt: (345)

Die Kirche braucht man nicht; wir sind des Wissens Hüter,
Und unser Eigentum Pfarrhäuser und Pfarrgüter.
Der Herr Direktor hat ihr Mütlein so erhoben,
Dafür sie ihn denn auch als Tageshelden loben.
. . . . Und dies besonders sucht er gründlich zu dozieren:
Zwei Päpste können nicht zu gleicher Zeit regieren.

Häufig vielleicht ist auf einen anderen Seminardirektor angespielt, auf Ignaz Thomas Scherr (1801—70), der, ein Deutscher von Geburt, seit 1825 in Zürich am Taubstummen- und Blindeninstitut tätig war, 1831 in den Erziehungsrat, 1832 als Seminardirektor nach Küsnacht berufen, das ganze Unterrichtswesen des Kantons Zürich in freiheitlichem und radikalem Sinn umgestaltete, bis er 1839 beim Straussenhandel gesprengt wurde. Sicher richtet sich gegen ihn und die Aufklärung an der Zürcher Kantonsschule die (ungedruckte) Parabel: „Der Unterricht in der Freiheit". Kaum Parabel zu nennen, so durchsichtig ist die Umkleidung. Es ist bittere und ungerechte Polemik, aber mit dem tieferen Grundmotiv: Ist der Mensch zur Freiheit geboren? Nein, zum Gehorsam! Scherr mochte auf diesem Gebiet des Kampfplatzes als der gefährlichste Gegner erscheinen, das zeigt die Parabel deutlich. Der Schluss, dass auch die Michel-Verse sich gegen ihn richten, ist naheliegend.

Die Rezension in der „Neuen Helvetia" I kommt ausführlich auf diese Partien zu sprechen und fällt ein ähnliches Urteil wie das unsere. Fröhlichs pädagogischer Erfahrung lässt sie volle Gerechtigkeit zuteil werden. Aber über seinem Auge liege ein dichter konservativer Schleier. Auch die Mängel der Reformschule werden nicht verschwiegen: „Die grösste Sünde der Regenerationsperiode war, dass sie die Schulreform mit der Hastigkeit und der nachdrücklichen Strenge eines allzugrossen Feuereifers betrieb. Selbst der edlere Teil des Volkes wurde betroffen von dem raschen, oft schonungslosen Umsturze des Alten. . . . Das

[10]) 1836. Ebenda S. 32.

Seminar musste anfangs unvorbereitete Zöglinge aufnehmen und sie nach einem unvollständigen Kurse auf die Schulen aussenden, um dem Mangel an Lehrern zu steuern.“ (Vgl. Fröhlich, 345):

Was in Jahrzehenden Gelehrte kaum erringen,
Soll der Seminarist in einem Jahr erschwingen.

„Unglücklicherweise musste ein unseliger Kampf zwischen den Häuptern der Schulreform und der Geistlichkeit . . . . . die Stellung beider Stände zu einander und zum Staate verrücken.“ In diesen Kampf mit hinein gehören die diesbezüglichen Stellen des Michel. Dagegen wird energisch protestiert gegen die Masslosigkeit in den einen Epigrammen, wie den Angriff auf ausländische Lehrer in der Schweiz:

Doch dass im Ausland noch ihr möget suchen solche?
Ein jedes Zuchthaus hat bei uns dergleichen Strolche.

Gerecht, wenn sie sich nur auf Auswüchse beziehen würden, ungerecht, weil sie summarisch und unterschiedslos verdammen, sind die Epigramme über Aesthetisches.

Sie richten sich gegen die revolutionäre Poesie, namentlich die Lyrik der 40er Jahre. Fröhlich räumt mit keiner Silbe ein, dass er für die ästhetischen Vorzüge seiner Gegenpoeten nicht blind gewesen sei. Die moralische Entrüstung über einen Herwegh liess ästhetische Erwägungen gar nicht aufkommen. So lässt er an der Kunst des Deutsch-Michel kein gutes Haar. Sie sieht mit naseweisem Hochmut über bisherige Meisterleistungen weg (376), sie ist frivol, huldigt frech und schamlos (352) der Eitelkeit und Fleischeslust (373), der Neid auf Fürsten gibt die Freiheitslieder ein (356), aber ihr Gift bringt junge Herzen zur Hölle (358).

. . . Was als Schmetterling der Poesie gefiel,
Frisst nun, ein schwarz Gewürm, Blust weg und Blatt und Stiel. (362.)

Welsche Witzeleien (366) ertönen statt germanischer Heldenlieder. Raub, Meineid, Aufruhr, Mord (354) lobt sie als Recht. Gegen diese Kunst tritt er in die Schranken.

Allwo verschuldet hat auch Kunst das Strafgericht,
Da, Dichter, heischt die Zeit von dir das Strafgedicht.

Im einzelnen tadelt er die (damals) moderne Musik. Wagner lernte er wohl erst nach 1850 kennen, hat ihn aber sicherlich in die Kategorie der jungen Deutsch-Michel gerechnet.[11]) Oper,

[11]) 24. August 1853 an Wackernagel: An jenem Tisch (in St. Moritz?) war R. Wagner mein Nachbar links, er blieb aber schweigsam und wollte, ob-

Operette, Ballett sind ihm zu leicht und frivol. Bei dieser Gelegenheit wird auch der fromme König Ludwig I. von Bayern, der Kunst- und Dichterkönig, übel als Protektor von Possen und Erbärmlichkeiten abgekanzelt.[12])

Als den gegnerischen Anführer erkannte Fröhlich mit sicherem Gefühl Herwegh. Schon seine etwas schwankende Persönlichkeit bot Angriffspunkte genug.

Auf seine Unterredung mit Friedrich Wilhelm IV., in der er sich ziemlich taktlos benommen haben soll — ein Ereignis, das auch Heine satirisch behandelt, — ist gemünzt:

> Entlaufen ist dem Dienst der Michel wie ein Wicht,[13])
> Nun gibt er seinem Herrn in Pflichten Unterricht (90).

79 schildert eingehend das Rencontre und den beschämten Abzug Herweghs, der dem König „michelmässig gegriffen nach der Kron'". Der König verkündete Herwegh, er werde noch einmal nach Damaskus kommen, also eine Bekehrung erleben. Fröhlich höhnt (80), Michel werde diese Anspielung auf eine Bibelstelle gar nicht verstanden haben. Herwegh liess sich gern ein üppiges Leben gefallen. Darauf:

> Du lässt, wenn um dich her Champagnerflaschen knallen,
> Auf Fürsten-Schwelgerei'n Strafpredigten erschallen. (56 u. 55.)

Dieses Blossstellen persönlicher Schwächen war das wirksamste Mittel, den Freiheitssänger zu blamieren.

Herwegh war der typische Repräsentant jener Freiheits- und Revolutionslyrik der vierziger Jahre. Richard Meyer sagt:[14]) „Er war der Mund des Volkes nur desto mehr geworden, je weniger er sich innerlich irgend über den Durchschnitt erhob." Diesem Mund des Volkes mit einer tüchtigen Maulschelle das Reden zu verleiden, betrachtete Fröhlich als eine Hauptaufgabe. Die Nr. 79—100 beziehen sich sämtlich auf Herwegh, ausserdem

---

schon er mir am Brunnen täglich begegnete, mit mir nicht anbinden, und verbindliches hatte ich ihm nichts zu sagen. Seine Musik ist mir gänzlich ungeniessbar, ich halte sie für Barbarei. Ich hörte unter seiner Leitung in Zürich seinen Fliegenden Holländer, das Gedicht ist Unsinn; die Musik sowie die im Tannhäuser statt Rührung Erschüttelung. Die Gottlosen haben keinen Frieden; wie sollten sie uns geben, was sie nicht haben?

[12]) I. Aufl. 210. In der II. Auflage (367) sind diese Verse gemildert und mehr die Inkonsequenz zwischen Protektion ernster und leichter Kunst betont. Vielleicht veranlasste die Stelle in der Neuen Helvetia S. 676 diese Aenderung.

[13]) Herwegh war aus dem Militärdienste in die Schweiz geflohen.

[14]) Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, S. 351.

eine Menge von Sprüchen, denen man auf den ersten Blick die spezielle Beziehung nicht ansieht. Denn was Herwegh traf, traf den ganzen Michel. Den „Aufruf“:

„Reisst die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden!
Gott im Himmel wird's verzeihn!“

beantwortet Fröhlich 91—96:

Reisst alle Kreuze aus! Dies Brandmal bleibt geschrieben
Auf deiner Stirn, wenn auch dein Buch bald wird verstieben.

Auf das „Heidenlied“, besonders auf die Stelle

. . . . . Dieweil das N. T.
Noch nicht erfunden war

bezieht sich:

„Du sagst: „Erfunden ist das Neue Testament!“
Erfunden, Michel, ist dir auch das Firmament.“

Das beim „Alpenglühen“ gedichtete „Vive la République“ bespottet Fröhlich:

Des Michels Poesie ist in der Tat unique:
Ihm singt die Alpenpracht: „vive la république!“

Jeder liest aus der Natur, was ihm behagt, Herwegh die Republik, Fröhlich die Theokratie.

Es musste ihn gewaltig ärgern, dass Herwegh den Winkelried besang, und zwar besser, als es ihm selbst gelungen. „Der Freiheit eine Gasse“. Sogar als Protestant spielte er sich auf,

„Solang ich noch ein Protestant
Will ich auch protestieren . . .“

und vor allem nahm Michel, wie erwähnt, den Hutten für sich in Anspruch. Zu seiner Zeit strebte Hutten schon an, was jetzt noch nicht erfüllt ist: „O Hutten, lerne warten!“ singt Robert Prutz[15]) und Herwegh kontrastiert in zwei Gedichten Ufenau und St. Helena.

„Ufnau! Hier modert unser Heiland,
Fürs deutsche Volk ans Kreuz geschlagen . . .
Der Hutten ist's und ihn erkür' ich
Zu meines Herzens erstem Helden.“

So subjektiv war die Geschichtsauffassung jener Zeit, dass die entgegengesetzten Parteien unbedenklich und naiv dieselbe historische Persönlichkeit für sich reklamierten.

---

[15]) Gedichte. 1843, S. 39.

Noch mehr widerwillig-gemeinsames hat Fröhlich mit dem erwähnten Robert Prutz, den er in einer oben angeführten Briefstelle gleich nach Herwegh als Gegner nennt. Prutz betont namentlich das Deutsch-Nationale immer wieder warm und kräftig; er teilt mit Fröhlich die Vorliebe für Uhland.[16]) Mit seinem Programm[17]) „Was wir wollen“ hätte sich Fröhlich in vieler Beziehung einverstanden erklären können. Beide begrüssen den eben damals ins Werk gesetzten Ausbau des Kölner Doms als ein Symbol deutsch-nationalen Aufschwungs. Freilich meint es Fröhlich (in seinen Gedichten von der Rheinreise) etwas anders als Prutz:

„Den Dom der Freiheit, bau ihn aus!“

Gegen Prutz und Herwegh zugleich richten sich die Epigramme: „Ihr Jungen . . .“ (7, 8). Fröhlich nahm hier den Gegensatz auf, den Herwegh in seinem Gedicht „Die Jungen und die Alten“, Prutz in „Alter und Jugend“, boten; er war einer der Alten, die „die Stirn in Falten“ legen und den Uebermut der Jungen als Frevel verurteilen; er war einer von den „pfäffisch schnaubenden“, einer von denen, die Herwegh mit den Versen meinen mochte:

(Sonnett an A. A. C. Follen.)

„Manch böser Geist haust in Helvetiens Schlünden,
Manch schlimmer Pfaffe keucht den Berg hinan,
Der Teufel bricht sich mit dem Kreuze Bahn.

Neben den Gedichten dieser beiden Revolutionssänger ist es eine Sammlung von Prosastücken, die Fröhlichs ganzen Hass auf sich gezogen hat, die 21 Bogen aus der Schweiz, herausgegeben von G. Herwegh, die statt eines beabsichtigten „Deutschen Boten aus der Schweiz“ 1843 erschienen, das eigentliche Organ des Deutsch-Michel in der Schweiz.

Hier erschien eine abschätzige Kritik der Zeitgedichte Wackernagels und Rebers; hier wurde durch Ludwig Seeger die wohlgemeinte, von K. R. Hagenbach, W. Wackernagel, Fröhlich u. a. 1842 herausgegebene „Weihnachtsgabe für das abgebrannte Hamburg“, in die sich allerdings sehr klägliche Nummern eingeschlichen hatten, als „Bettelpoesie“ heruntergerissen und lächerlich gemacht. Fröhlich, der auch Beiträge geliefert hatte, wird nie genannt oder zitiert, dagegen heisst es am Schluss: „Sollen

[16]) Gedichte. 1843, S. 144.
[17]) Ebenda S. 135.

wir auch von den übrigen Mediocritäten, ja Nullen dieses Almanachs reden? Gott bewahre!" Das musste Fröhlich gewaltig wurmen, wie das angeführte Zitat vom 7. Juli 1843 beweist, und bildete offenbar einen Impuls zur Verschärfung des Deutsch-Michel.

In der Masse der politischen Poesie der vierziger Jahre wird die Stellung des „Michel" einmal dadurch gekennzeichnet, dass er speziell für die Schweiz berechnet ist, ausser deren Grenzen er unbekannt blieb.

Und zwar steht er auf Seite der konservativen schweizerischen Tendenzliteratur, als deren andere hauptsächlichste Vertreter J. Gotthelf, W. Wackernagel, Balthasar Reber, J. J. Reithard zu nennen sind. Dieser ist wahrscheinlich der Verfasser der „Radikalen Jesuitenpredigt von Pater Incognitus" 1845, die das genaue Seitenstück zum Michel bildet. Bei aller Verschiedenheit der Taktik richten sich die Angriffe auf genau dieselben Punkte, die eben von Anfang an gegeben waren. Die leitende Idee: Die Radikalen sind die ärgsten Jesuiten! findet sich auch bei Fröhlich. Er galt auch lange Zeit als Verfasser dieser, übrigens weniger einschlagenden Satire. Von Reithard stammen ferner Entrüstungsgedichte gegen Herwegh,[18]) wobei, wie der „Bote von Uster" [19]) hervorhebt, das unfreiwillig Komische die vollkommene Imitation von Herweghs Manier ist. Derselbe Artikel versetzt auch Fröhlich einen tüchtigen Hieb: „Monsieur Reithaar hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, Herwegh zu bekämpfen, oder vielmehr wie Meister Fröhlich in Aarau zu beschimpfen und zu verleumden, nur in etwas noblerer Form". Insofern als Fröhlich sich selbst Herwegh gegenüber stellt, kann er, wenn auch des letztern Wirkungskreis ein viel weiterer ist, als sein Gegenpol gelten. Zwischen beiden stehen, weniger extrem, auf konservativer Seite die Zeitgedichte Wackernagels, auf fortschrittlicher Seite, um ebensoviel gemässigter, die von Robert Prutz.

Der Unterschied des persönlichen Charakters — Herwegh ist der überschwengliche, leichtsinnige, leidenschaftliche Gefühlsmensch, Fröhlich der strenge, harte und eckige Moralist — spiegelt sich in ihren Gedichten, gibt aber hier Herwegh schon einen gewissen Vorteil, während Fröhlich als Mensch unbestritten höhere Achtung verdient.

[18]) Eidgen. Monatsschrift 1845, I. und IV. Heft.

[19]) 1845, Nr. 39: Der Polizeidichter Reithaar. (So lautete der Familienname des Dichters, den er dann willkürlich in „Reithard" abänderte.)

Jener kann sich nicht zum realen Leben stellen, dieser nicht genügend zur Kunst erheben. Herweghs Temperament ist so gestaltet, dass im Lichte der Poesie alle seine im Leben glanzlosen Eigenschaften zu leuchten beginnen, das Leichtfertige wird zum poetischen Elan, das Phrasenhafte zum Schwung, das Hitzige zur Begeisterung. Fröhlich verliert unter dem Zeichen der Poesie. Seine Moral wird zur Trockenheit, seine Sittenstrenge zum Richtertum, die Wohlmeinenheit ist unter einem gehässigen Ton verborgen.

Ebenso ist es mit dem Terrain, auf dem die beiden kämpfen. Man täusche sich nicht; es ist nicht so, dass die bessere Sache auch poetisch besser verwertbar ist; in der Poesie ist die Sache des Gefühls, der Leidenschaft, des Fortschritts, das Neue, das Aktive immer überlegen der Verteidigung des Alten, dem Konservativen, dem Besonnenen, dem Passiven. Was in Realität Torheit ist, kann im Lied edel, hinreissend und überzeugend klingen, was wir im Leben als durchaus tüchtig und ehrenhaft loben, kann den poetischen Effekt verfehlen.

Die Ueberlegenheit von Herweghs Talent ist geringer, als man auf den ersten Blick schätzen wird; er hätte unter andern Umständen vielleicht nur Unbedeutendes geleistet, aber seine Waffen und seine Position gaben ihm einen tüchtigen Vorteil vor Fröhlich. Er hat das Gefühl, Fröhlich den Gedanken, ihn trägt die Leidenschaft, Fröhlich umgrenzen die Normen; er hat den berauschenden Wein der Begeisterung, Fröhlich das erkältende Wasser der Ernüchterung.

Fröhlich fehlen wirksame Motive, die er in ein rauschendes Gewand kleiden könnte; womit wollte er begeistern? Die Zeitgedichte Wackernagels beweisen, dass auf der konservativen Seite mit Herweghscher Begeisterungspoesie aktiver Art wenig anzufangen war; es blieb nur irgend eine passive, abwehrende Stellung. Von den verschiedenen Möglichkeiten, Strafgedicht, Kampf, Satire, Karikatur, hat Fröhlich eigentlich alle gewählt; vielleicht zu seinem Schaden. Die Laune des Dichters wechselt alle paar Zeilen. Schon das ist fatal, dass Leidenschaft und Galle im Strafton reden, der entschiedene Parteimann nicht als Partei auftritt, sondern als Richter. Auf einer „höhern Warte“ steht Fröhlich nicht, aber er bekennt auch nicht, wie Herwegh in naiver Ehrlichkeit:

Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen?

Wir werden den andern Versen Herweghs:

Doch du, o Dichter
Bist nimmer der Richter!

nicht ohne weiteres beistimmen, aber es ist peinlich, wenn der Dichter-Richter alle Augenblicke vom Sitze springt, um dem Angeklagten eins zu versetzen oder ihn zu verspotten. Nicht als ob es Fröhlich am Willen zum Wahren gefehlt hätte, aber er ist innerlich noch selbst nicht im Reinen und über dem Ausfall vergisst er die Haltung. Der Rezensent in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1844 Nr. 35 bemerkt: „Wackernagel erfüllt das, was ihm Pflicht deucht, mit dem Ernste, der Wärme, der Würde, die wir an ihm gewohnt sind. Jener (Fröhlich) kämpft mit dem, was man für die Waffen seiner Gegner erklärt. Es ist ihm nichts zu schlecht, was ihm in die Hände gerät, um es dem Feinde an den Kopf zu werfen."

Die Zerstückelung in Epigramme hat diese Unsicherheit der Stellung mit ermöglicht und zugleich Einheit und Aufbau, jede künstlerische Komposition vernichtet. Sie sind mehr entstanden wie der Aerger, als wie die Kunst sie eingab. Es ist ein Geschwirre von einzelnen Pfeilen, nicht ein wohlgeleitetes, planvolles Feuer. Im Grunde war es wohl sein Dilletantismus, der Fröhlich die Form der Epigrammdichtung wählen liess. Ermüdet nun schon das gleichmässige, ununterbrochene Steigen der Raketen, so kommt hinzu, dass viele von ihnen weder blitzen noch krachen. Hätte er doch seine eigene Weisheit mehr zu Rate gezogen:

Manch dickes Buch zerstäubt, ein trefflich kurzes Wort
Fliegt wie ein Strahl des Lichts durch alle Zeiten fort. u.

hätte er doch häufiger zu drastischen und witzigen Vergleichen gegriffen, wie beispielsweise in dem Epigramm:

Von Spinngeweben will den Obstbaum rein er fegen
Und fängt es damit an, die Aeste abzusägen.

Man möchte seine Behauptung:

Es hüllt sich Schmerz und Zorn in Reim und Bilder ein
Zum Zeichen wie verfolgt die Wahrheit müsse sein. (III. Aufl. 455.)

häufiger verwirklicht sehen. Auch ist seine Wahrheit mehr eine verfolgende als verfolgte. Und sie wählt oft Waffen, die innerhalb der Schranken der Poesie nicht zulässig sind. Wieviel Bosheit verzeiht man einem Heine um seiner Kunst willen; bei Fröhlich ist keine Kunst, die uns entschädigen kann. Ob es ein künstlerischer oder ein menschlicher Defekt ist, dass ihm Beherrschung und Mass abgehen, ist kaum zu unterscheiden.

Das aber ist klar: er hat über der Absicht die Kunst verloren und darum ist sein Deutsch-Michel vollständig vergessen; er war ein Mann des Handelns, der die Poesie zu seiner Dienerin, statt zu seiner Herrin machte und deswegen sind seine Werke vergänglich.

Neben dieser direkten politischen Satire hat Fröhlich auch noch zur Fabel gegriffen.

Ende der vierziger Jahre scheint eine Menge neuer Fabeln entstanden zu sein, von denen nur ein Teil in die gesammelten Schriften aufgenommen wurde. Und diese stehen an Wert und namentlich an Wirkung hinter den früheren zurück. Fröhlich hat sich seines Hauptvorteiles begeben, er geht nicht mehr von der Natur, sondern vom Gedanken aus. Immerhin gelingen ihm noch köstlich boshafte Satiren, so die Fabel von den Zeitwörtern (II. Bd. 97):

> Freiheit, Fortschritt, Fortgestaltung,
> Fortentwicklung, Fortentfaltung,

an denen der Papagei ein besonderes Wohlgefallen findet und sie vor- und rückwärts abzuhandeln weiss.

Der Kommunist erscheint als der aufgeklärte und vorurteilsfreie Kuckuck, der des eigenen Hauses, der eigenen Kinder und des Besitztums Narretei abschaffen will. Die Wolfsbrüder verkünden des Magens Naturrecht (192) und proklamieren bei den Herden das freie Niederlassungsrecht (186). Die Weisheit: Eigentum ist Diebstahl! macht der Fuchs zuerst kund. Es erscheinen die altbekannten Typen des Tierepos; aber alles mit besonderer Polemik auf die Gegenwart. Der Fuchs bedeutet den scheinheiligen Radikalen, der mit schönen Worten für den gemeinen Vorteil sorgt. Dazu gestaltet Fröhlich eine Kontrastfigur: den Dachs. Es ist die schmarotzende katholische Geistlichkeit mit ihrem Anhang, und mit diesen beiden Spielern wird im Tierpelz die Komödie der aargauischen Klosteraufhebung gegeben. Es ist das kleine Fabelepos „Dachs und Fuchs",[20]) dessen merkwürdigerweise fast nirgends besonders Erwähnung getan wird, obwohl es kulturhistorisch interessant ist und Fröhlichs satirische Begabung in bester Entfaltung zeigt.

Die Fuchsrepublik hat ein Auge auf das reiche Stift Dachsfelden geworfen, wo die fetten Klosterherren sich's wohl sein

[20]) I. Bd. 203. Eine Episode daraus A. R. 1853. 196.

lassen. Als sich ein schlauer Kumpan mit Scheinheiligkeit eingeschlichen die Schätze besichtigt und den Mitfüchsen das Maul wässrig gemacht hat, wird in Klubs und Schenken viel politisiert. Der Fuchsammann tut das Naturrecht der Füchse an dem Kloster dar, ein anderer beweist mittels der Kunstgeschichte, es sei im reinen Fuchsstil gebaut, gehöre also ihnen; aber vollends Herr Füchslein, der Schulmeister, der die Jugend so salbungsvoll das Gute, d. h. das Profitable lehrt, setzt in seiner Rede den Entwicklungsgang der Fuchsheit auseinander, aus dem sich ebenfalls ergibt,

> Dass ehestens aufzuheben sei
> Das Stift Dachsfelden,

und

> Dass, wer nicht diese Gesinnung teilt,
> Einstimmig mit uns nicht denkt und spricht,
> Dass den wir erklären für einen Wicht.

So wird beschlossen und den Dachsen kundgetan, dass sie ausziehen müssten,

> Und drinnen lassen als Schadenersatz
> Ihr sämtliches Gut und den Kirchenschatz.

Herr Füchslein aber freut sich

> dann der Papst
> Zu sein inmitten der Herrlichkeit!
> O glücklich, dass wir erlebt die Zeit
> Der Aufklärung, der Gedanken voll Heil.
> Der Freiheit von jeglichem Vorurteil.

In einer Fabel „Vertriebene und Verbliebene“[21]) aber heisst es:

> Wo die Dachsen man vertrieben,
> Allda sind die Füchse blieben!

Fröhlich hat hier, wie Disteli in den Zeichnungen zu seinen früheren Fabeln (schade übrigens, dass hier seine Illustrationen fehlen!) die Tiermaske äusserst durchsichtig gestaltet, so boshaft durchsichtig, dass das ganze nur eine verblümte Beschreibung der Klosteraufhebung ist, ja dass man vielleicht einzelne Personen erkennen kann. Der Schulmeister Füchslein hat verdächtige Aehnlichkeit mit Seminardirektor Augustin Keller, so wie er Fröhlich zeitlebens erschien: schlau und ehrgeizig. Wenn wir auch nicht alle Beziehungen mehr herausfinden können, so berührt doch die Dichtung ungemein lebensvoll.

---

[21]) I. Bd. 118.

IX. Abschnitt.

Die Epen.

Fröhlichs Epen mögen an dieser Stelle betrachtet werden, da sie gleich den eben besprochenen Satiren aus dem politischen Untergrunde jener Zeit, aus seiner persönlichen Lage und seinen Eindrücken herausgewachsen sind, wenigstens Zwingli und Hutten, die allein auf etwelchen literarhistorischen Wert Anspruch machen können, während Calvin und vollends die „deutschen Glaubensboten“ nur als belanglose Nachernte erscheinen.

Auf die eigentümliche Bedeutung der Epen wirft ihre Entstehungsgeschichte manches Licht. Sie reicht in die Zeit unmittelbar nach des Bruders Tod zurück. Damals flüchtete seine erschütterte Seele aus der Gegenwart weg und, da ihm die lyrischen Töne nicht aus der Kehle wollten, zur Vergangenheit. Aber bezeichnend für seine Natur: nicht in die romantische Vergangenheit. Er kann der Wirklichkeit immer nur halbwegs entfliehen. Er sucht nicht Genesung in der Kunst, die von den Fragen der Politik und der Realität nichts weiss, sondern in der Geschichte; er wendet sich in dasjenige Zeitalter, das ihm im Kontrast zur Gegenwart gross und herrlich erscheint: zur Reformation; er findet einen bewunderungswürdigen und zugleich ihm verwandten Helden: Zwingli. Es war der epische Stoff, der ihm am nächsten liegen musste. Was steckt in dem Stoff? Vaterländische Geschichte; Religion und Kirche; ein Geistlicher als Kämpfer.

Es ist dargetan worden, in welchem Ideenkreise Fröhlich erwachsen ist: Protestantismus und französische Revolution. Zwischen beiden Polen stand er sein Lebenlang. Hier ist der Sieg entschieden.

Zwingli ist die erste Verherrlichung der Reformation. Er ist Kampf- und Tendenz-Poesie so gut wie der Michel. Das dokumentiert der Dichter in den Sonetten, mit denen er seinen Freunden das Epos überreichte.

> Die Lust, der freien Kirch' anzugehören,
> Und Mut, den schnöden Weltsinn zu betören u.

soll es im Kern des Volks entzünden. Der Dichter will wirken, wie es sein Held getan hat:

Es will die Zeit dem Geistlichen verargen,
Dass er auch für sein Vaterland warm fühle;
Dass er sich widersetze dem Gewühle
Und widerstehe seines Orts dem Argen.
. . . .
Nicht so die Zwingli, Lavater, Breitinger,
Sie fürchteten auch nicht der Mächt'gen Hassen.
Sie predigten die Weisheit auf den Gassen. u.

Ueberall sieht er in der Gegenwart die selben Erscheinungen wie zu Zwinglis Zeit. Den damaligen Wiedertäufern entsprachen die eben erstehenden Kommunisten. Ein kleiner Glaubenskrieg entbrannte just, indem, wie schon erwähnt, der freisinnige David Strauss 1839 nach Zürich, der Zwinglistadt berufen wurde.

Wir haben nun mein Freund, seit zehen Jahren
Art, Schliche, Gift und Zischen jener Schlangen
Auf die des Liedes Helden Schwerter schwangen,
Im eignen Lande selber auch erfahren, u.

beklagt er sich.

Nachfolger in Zwinglis Amt war damals J. J. Füssli, der Freund Fröhlichs. Ihm überreicht er sein Werk mit 3 Sonetten, von denen das erste ausserordentlich bezeichnend sagt:

Gott dank ich auch für deiner Freundschaft Segen,
Und dass ich nun des Liedes Huldigungen,
Die für den Helden mich schon früh durchdrungen
Auf seinen Stuhl durch deine Hand kann legen.
Du wandelst recht in seines Schrittes Wegen,
Tratst in den Kampf und Sieg ist dir gelungen;
Und „neun und dreissig" bleibet unverklungen;
Und kämpfest fort dem Christenfeind entgegen.
Mir war mein Held der teure Gottesstreiter,
Durch trübe Zeit ermunternd mein Begleiter:
Sei nun mein Lied auch seines Muts Verbreiter!
Geschlossner noch, entschlossner gilt's zu kriegen;
Sein Wort erfacht: „Doch wird die Wahrheit siegen!"
Und von uns heiss es nicht: „Ihr habt geschwiegen!" u.

In seinem Prosaaufsatz[1]) entwickelt Fröhlich seine Einschätzung Zwinglis. Er ist ihm der Prediger der republikanischen Tugenden. Er scheint ihm von Gott wie zum kirchlichen, so auch zum politischen Reformator erkoren. Er ist „ein ganz anderer Mann als Luther, sein Rat hätte Europa umgestaltet".

Im Mai 1839 ist Zwingli bis auf zwei Gesänge, am 1. Juli 1840 ganz vollendet. Nun entsteht der Gewalthaufe der Michel-

[1]) Sch. Nr. 67.

epigramme. Schon im November 1842 hören wir, dass Fröhlich den ersten Gesang des Hutten komponiert, daneben aber noch tief in den historischen Studien steckt. Auf Ostern 1845 schliesst er das neue Epos ab.

Es ist in jeder Beziehung ein Gegenstück zu Zwingli. Die ganze Verschiedenheit erklärt sich aus dem Stoff, der andere Saiten zum Klingen bringt. Reformationszeit wie im Zwingli, aber das Kirchliche nur im Hintergrund, dafür Verherrlichung der „deutschen Nation".

Dieser Begriff hat in Fröhlichs Leben eine grosse Rolle gespielt. Folgende Einflüsse sind die Ursachen: Begeisterung für die deutschen Freiheitskriege, gemeinsamer Hass gegen Napoleon; Uebernahme des nationalen Elementes der Romantik; Strömung der aufblühenden Germanistik, Fröhlich übermittelt durch ihre Vertreter Follen und Wackernagel; seine Beschäftigung mit altdeutscher Sprache und Literatur; endlich das christlich-germanische Prinzip in der Regierung Friedrich Wilhelms IV.

In diesen Zusammenhang gehört eine Rheinreise, die Fröhlich ungefähr vom 20. September bis 5. November 1842 unternahm und die Folge von Gedichten, die sie zeitigte.

Im Geist und in der Weise der Romantik besingt er die Schlösser längs dem Rhein; elegisch melancholisch „Ehrenfels", durch dessen Fensterbogen die Abendglut schimmert[2]); heiter den „Rheinstein":

Dort schaut von allen Seiten
Der Schreibtisch in den Rhein
Zum denken und sinnen und dichten
Kann heimlicher nichts sein.

Dreimal die Ebernburg. In der Rochuskapelle beschäftigen sich seine Gedanken mit Goethe. Es zeigt sich, was zu erwarten war: Fröhlich bedauert seine Weiterentwicklung aus dem deutsch-christlichen „Sturm und Drang" zu der hellenisch-heidnischen Klassik.

„Dort war er an dem Feste
Und sang es auf das beste,
Mit Liebe deutsch und wahr.
Er hatte reichen Segen,
Weil er auf Wallfahrtswegen
Mit seinem Volk zur Predigt war.

---

[2]) II. Bd. S. 165.

O hätt' er alle Stunden
Sich mit dem Volk verbunden!
Er wär unendlich mehr.
Wenn er — ihr mögt mein Lachen —
Statt so viel andrer Sachen
Zur Predigt mehr gegangen wär! u.

„Auf dem Dampfschiff" ist ein Gedicht im Manuskript betitelt, worin er den Preis der deutschen Frauen singt, die mit ihm rheinab fahren. Er verwischt beim Druck[3]) die persönliche Note und nennt das Gedicht „Tiutschiu Zuht gât vor in allen", Walther von der Vogelweide die Ehre gebend, in dessen Sinn und Geist und dessen Form nachahmend es geschrieben ist. Walthers Einfluss ist auch in anderen Gedichten fühlbar.

Vor allem aber ist der Rhein selbst der Gegenstand seiner Poesie. Zu Worms[4]) blickt er tiefsinnig in den Strom; germanische Heldensage und Reformation verbindet sich geheimnisvoll in seinen Gedanken. Die weltlichen Helden des Nibelungenliedes sind alle untergegangen:

Wer kann den Strom aufhalten? und dessen Tod zum Hohn
Dem Schicksalsspruch soll werden, — der Priester kommt allein davon.

(Anspielung an die Episode des Nibelungenliedes: Auf der Fahrt nach Etzels Hof wirft Hagen den Kaplan in die Donau.)

Und wieder steht ein Priester am Strand: Luther, der neue Held. Er hebt den versenkten Hort, der jedem leuchtet und ein unvergänglicher Besitz der Deutschen ist.

Eh wird man Euch versenken, eh' Ihr den Hort versenkt!
Wer kann den Strom aufhalten? Die Welt ist gottgelenkt.
Freiheit stammt nur aus Glauben; er Deutschlands Einigkeit.
O heil'ge Münsterglocken, auch aus der Zukunft tönt ihr weit!

Den Lauf des Rheines deutet er symbolisch, er preist ihn als den Verbinder Deutschlands und der Schweiz, und doppelsinnig auf den Ausbau des Kölner Doms und die Errichtung des zukünftigen Deutschen Reichs anspielend, prophezeit er:

Ja du, o deutscher Strom, wirst noch der Spiegel werden
Des hehrsten Tempelbau's im Gottesreich auf Erden.
Erlagen andere längst der Schuld des Mord- und Raubens,
Bringst du dem freisten Volk den Segen deutschen Glaubens. U.

Auf der neurestaurierten Ebernburg ist Fröhlich der erste Gast, der das Kelchglas hebt:

[3]) II. Bd. S. 163.
[4]) II. Bd. S. 168.

Ich erhob es und ich trank
Hutten und Sickingen Dank.

Sei's ein gutes Zeichen mir,
Dass ich bin der erste hier,
Sprach ich, der von euch belebt,
Eurem Ruhm den Kelch erhebt.

Segnet mich und weiht mich ein,
Stärkt mich wie der edle Wein,
Dass das Lied, das ich erhob,
Mir geling' zu eurem Lob![5])

Auf Hutten bezieht sich auch das folgende Gedicht[6]) mit dem Refrain:

Hier wart' ich fest und stet,
Weis ab, wer mir zu nahe geht!

und ein letztes, ungedrucktes, von der Ebernburg, kontrastiert:

Die alten Volksbekehrer
Brant, Geiler, Hutten, Luther,
Sie fanden rings Verehrer;
Sie waren reich an Geist;
Die neuen Volksbelehrer,
Das Volk lässt sie allein:
Sie sind zu spitz und fein,
Sie wollen geistreich sein;
Was starker Wein so heisst,
Es ist gebrauter Geist. U.

Auf Fröhlich macht diese Rheinreise einen mächtigen und nachhaltigen Eindruck, ist es doch überhaupt das erste Mal, dass er aus den engen Grenzen des Schweizerlandes heraustritt. Er geniesst Natur und Kunst, preist namentlich die deutsche Malerei, deren Meister ihm Overbeck erscheint, träumt in der Geschichte und nimmt vor allem auch die Ideen der Gegenwart in sich auf. Das geeinigte Deutschland ist sein Ideal.

Die starke nationale Sehnsucht Deutschlands hat Fröhlich zum Hutten verholfen; ihre Erfüllung (durch den deutsch-französischen Krieg) 30 Jahre später C. F. Meyer zu seinem Hutten!

Wie sehr diese Ideen dominieren konnten, spiegelt eine Kritik Prof. A. Ebrards[7]): „Fröhlichs Hutten ist ein deutsches Heldenlied. Und wir dürfen wohl noch mehr hinzufügen: es ist

[5]) II. Bd. S. 166.
[6]) II. Bd. S. 167.
[7]) Die Zukunft der Kirche. 1846. Nr. 8.

das **einzige** deutsche Epos, das recht in vollem Sinne diesen Namen verdient und wert und geeignet ist, im Munde des deutschen Volkes rezitiert zu werden, wie der Italiener seinen Tasso, seinen Ariost rezitiert." Das Nibelungenlied bedürfe der Uebersetzung, Hermann und Dorothea könne nicht Volksgesang werden. „Fröhlichs Hutten kann dies, soll dies, muss dies."

Ein zweiter Unterschied zu Zwingli (der erste war die Betonung des nationalen statt des religiösen Momentes) ist die Gestalt des Helden. Die beiden Ulrich haben Merkmale mit ihrem Dichter gemein, Zwingli ist der kämpfende Geistliche, Hutten der kämpfende Sänger. Er ist politischer Dichter, Feind Roms und Frankreichs, wie Fröhlich. Beide sind vehemente Naturen.

„Es biege oder breche! Ich hab's gewagt! Das ist mein Reim"

sagt Hutten. Das ist auch Fröhlichs Trotz. Und:

„Niemand, entgegnet Hutten, hat stets sich in Gewalt,
Wenn ihm das Herz von Liebe und Hasse überwallt"

ist auch Fröhlichs Temperament und Erfahrung. Was er in der Bedrückung der kleinlichen Verhältnisse, in denen er lebte, empfunden haben muss, verrät der Vers:

„Ein grosses Schicksal fordert und weiten Raum sich grosse Kraft".

Wie äussere Ereignisse (der Zürichputsch 1839) den „Zwingli" förderten, so auch den „Hutten". In den Klosteraufhebungs- und Freischarenwirren schreibt er an Wackernagel*): „Seine (Huttens) Stellung zur Welt ist mir immer klarer. Es war damals ein Uebermut der Pfafferei und Fuggerei und Aufklärerei zu bekämpfen, nicht minder denn jetzt. In welch' grossen Entdeckungen fühlte sich damals Europa, in welchem Glanze prangte es des Handels, Reichtums, der Kunst und Hoffahrt, wie liess man sich blenden, dass man die fürchterliche Unsittlichkeit, Roheit, Gewalttat hart daneben und ringsum, oben und unten, nicht sehen wollte oder auch nicht sehen konnte. Ist es heute anders? Diese neue Literatur! wen ekelt es nicht?"

Nun folgte in Fröhlichs epischer Produktion eine lange Pause. Offenbar fühlte er sich erschöpft und fand keinen Stoff, der ihm lag. Am 31. Januar 1848 schrieb ihm Gotthelf: „Du aber setze dich bald wieder an ein Meisterwerk irgendeiner Art, und leuchtet dir kein Reformator ein, nicht einmal

---

*) 8. Januar 1843.

der Arnold von Brescia, so nimm was anderes, was Weltliches, irgend ein tüchtiger Bürgermeister oder eine alte Heldengestalt." Aber als Fröhlichs Poesie immer ausschliesslicher eine geistliche wurde, hielt er nur noch Helden des Christentums der Verherrlichung wert. Er machte sich 1852 an „Szenen aus dem heroischen Zeitalter des Christentums, Helden, die nicht den Tod, sondern das Leben bringen, Männer wirklichen Fortschritts".[9]) So entsteht eine Art Cyklus „Die deutschen Glaubensboten" in den Alpenrosen auf 1853 und 1854[10]), wozu noch der separat erschienene „Winfried" gehört.[11]) Ein Epos kann man diese gänzlich unbedeutenden Versifikationen nicht mehr nennen, die als eine Art geistliches Exerzitium des Verfassers erscheinen. Endlich raffte Fröhlich 1864 seine schon sehr reduzierten Kräfte noch einmal zusammen, um Calvin zu seiner 300jährigen Todesfeier in zehn Gesängen zu verherrlichen.[12])

Aus alledem geht deutlich hervor, dass seine Stoffwahl nicht durch künstlerische Erwägungen, sondern durch seine Gesinnung geleitet wurde. Damit stund er damals nicht allein. Der ihm gleichaltrige Lenau, der einzige bedeutendere Epiker der 40er Jahre, wollte seine Albigenser als Vorläufer der Freiheitskämpfer seiner Tage aufgefasst haben, und einen Glaubenshelden verherrlichte er in seinem Savonarola. In der Schweiz hatten die historisch-patriotischen Traditionen seit langem auf die Stoffwahl einen Einfluss ausgeübt. Es ist kein Zufall, dass die beiden ersten und auf lange Zeit einzigen Epiker der Schweiz, nämlich Salomon Tobler und Fröhlich auf die selben Stoffe verfielen. Jener[13]) gab 1837 die „Enkel Winkelrieds" heraus, dieser plante in seinen letzten Jahren ein Epos über denselben Vorwurf, das aber nicht zustande kam. Umgekehrt liess Tobler seinen schon begonnenen Zwingli fallen,[14]) als er von Fröhlichs entstehendem Epos hörte. Den ehrenfesten, biedern, eifrig protestantischen Geist teilte Fröhlich mit Gotthelf, Wackernagel, Balt. Reber und einer Menge kleinerer Genossen.

Nun ist allerdings Hutten kein so übler Griff für den Epiker, Zwingli entbehrt wenigstens nicht des Interesses. Aber Cal-

[9]) F. a. G. 15. Januar 1852.
[10]) Sch. Nr. 77 u. 80.
[11]) Sch. Nr. 82.
[12]) Sch. Nr. 104.
[13]) 1794—1875 aus Zürich, Pfarrer in Sternenberg, Hirzel, Embrach.
[14]) Der erste Gesang in: Lieder des Kampfes, herausgeg. v. S. Tobler, Gottfr. Keller, Rob. Weber und J. Kübler, Winterthur, 1848.

vin? „Was ist an ihm poetisches? Wird nicht gerade der trockene nüchterne Stil unseres reformatorischen Kultus, der herbe Rigorismus . . ., dem aller Sinn für Schönheit, mithin die erste Bedingung für Poesie abzugehen scheint, wird nicht gerade alles das auf den zensorischen Mann zurückgeführt?“ Es ist bezeichnend für die Kunstansichten jener Kreise, wie das Blatt, das diese Fragen aufwirft, sie beantwortet. „Was tausende nicht gewagt hätten, den glaubensstrengen, verstandesnüchternen, spröden und schroffen Calvin zum Helden eines Epos zu machen, hat er gewagt. Er hat damit den Beweis geleistet, oder wenigstens zu leisten versucht, dass alles Grosse, wenn es nur wahrhaft gross ist, . . . Gegenstand künstlerischer und dichterischer Verherrlichung werden kann und soll.“ [15])

Diese Unterschätzung der speziell künstlerischen Qualitäten ist das Krebsübel, von dem Fröhlichs Epik vom Ganzen bis in die einzelnen Teile infiziert ist. Die Ehrfurcht vor der Geschichte ist grösser als vor der Poesie. Auf Kosten dieser wird jene unverändert bewahrt. Eine Rezension [16]) erklärt die Entstehung des Zwingli aus der Richtung jener Zeit, Denkmale, Biographien und Charakteristiken überall, auch in den Werken der Poesie zu begehren. Es ist aber keine Frage, dass Vieles Fröhlichs künstlerischem Unvermögen auf die Rechnung zu schreiben ist. Das Endresultat lautet: seine Epen sind Reimchroniken, versifizierte Biographien, keine Kunstwerke. Es wäre unrichtig, das auf den Mangel an gewissenhafter Arbeit zu setzen, Fröhlich hat es an ausdauerndem Fleiss nicht fehlen lassen, aber er ist in den Vorarbeiten stecken geblieben. Jahrelang trieb er historische Studien. Die Hauptquellen sind nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln, es scheint, dass er alle wichtigeren Geschichtswerke aus dem 16. Jahrhundert gekannt hat, in der Literatur jener Zeit war er belesen. Er besass [17]) Luthers Predigten, Geiler, Teuerdank, Fischarts Bienenkorb etc., andere Werke liess er sich, etwa durch Wackernagel, beschaffen. Er rühmt Melchior Schulers Schweizergeschichte, desselben Ausgabe von Zwinglis Schriften; ja sogar ungedruckte Manuskripte des Reformators kannte er durch und durch. Aber die Menge des Materials wurde ihm zum Impedimentum. Er verstand es nicht, oder brachte es nicht über sich, das poetisch Belanglose auszuscheiden. Es wimmelt von Personen,

---

15) Kirchenblatt für die reformierte Schweiz. 1864. Nr. 14—16.
16) Blätter für literar. Unterhaltung. 1842. Nr. 177.
17) F. a. W. 14. Februar 1840.

die weder eine Funktion haben, noch charakterisiert werden, sondern einfach aufgezählt, auf einer Seite im Zwingli (78) deren 23. Vielleicht spielt dabei eine unglückliche Nachahmung alter naiver Volksepen mit. Er lässt historische Andeutungen fallen, die nur für ein geschichtskundiges Publikum verständlich sind. Die umständliche Ausführung der Disputationen, namentlich des Abendmahlstreites zwischen Luther und Zwingli ist nur für Theologen geniessbar. Schlimmer als das historische Zuviel ist das poetische Zuwenig. Statt Darstellung erhalten wir Mitteilung. Selten ist eine Situation sichtbar und lebendig gemacht; wo Fröhlich einmal eine gross angelegte freskenartige Schilderung bringt: die Schlacht von Marignano, da verstösst sie gegen den organischen Zusammenhang. Er hat nicht die Lust am „glanzvollen Geschehen", sondern nur am Stoff und der Gesinnung; er ist kein geborener Epiker. Wohl aber erhebt sich der Lyriker dann und wann mit vollem Schwung aus der eintönigen Berichterstattung, so wenn er den aus Klosterhaft befreiten Jüngling Hutten dem Morgen entgegenjauchzen lässt:

Begrüsst du mein Befreier aus jahrelanger Plag',
Begrüsst du heil'ge Feier, du neuer Lebenstag!
Begrüsst ihr ew'gen Lichter, die ihr mein Haupt umflammt:
Sei Priester du und Dichter des Lichtes, das vom Himmel stammt!

Ja Zweig, du regennasser, bespreng mir Haupt und Hand
Mit Himmelsweihewasser zum reinen Priesterstand!
Mein Weihetag ist heute; ich tret' ins Tempeltor,
Wie strahlt herab die Weite der Purpur aus dem hohen Chor!

Sind schon die Gedichte Fröhlichs nicht organisch aufgebaut, so versagt die Komposition um so mehr bei den grossen Epen. Im Zwingli könnten die drei ersten (und zugleich lebendigsten) Gesänge ebensogut fehlen. Ihr vermutlicher Zweck, als Exposition das Verderben der Reisläuferei und des Menschenkaufs, und ihren Eindruck auf Zwingli zu zeigen, kommt nicht zur Geltung. Durch die wuchtige Schlachtenschilderung werden die folgenden dünnen Gesänge erdrückt, vom VI.—XVIII. fehlt die Steigerung. Auch nicht Eine Disputation bleibt uns erlassen. Erst die Schlussgesänge erwecken wieder Interesse. Bei Hutten lag der Mangel an Kausalzusammenhang im Stoff. Im ersten Gang bemühte sich Fröhlich, „alle Fäden anzuzeddeln; dann folgen die Fahrten und Abenteuer streng chronologisch, aber reich und bunt. Offenbar schwebte dem Dichter die Technik der Odyssee vor, der wandernde Held erzählt mitunter seine Erlebnisse selbst (einmal wird übrigens ein langer Brief an seine Freunde vorgelesen). Hutten

wird auch direkt ein Odysseus genannt, seine Geliebte Constantia erscheint als Nausikaa, und ist geschickt als ersehntes Ruheziel in das rastlose Getriebe der Handlung eingewebt. Wo historisch noch ein innerer Zusammenhang vorhanden ist, wie zwischen der Ermordung des Johannes von Hutten und dem Krieg gegen Ulrich von Württemberg, wird er durch pedantische Chronologie weit auseinander gerissen. Den psychologischen Gehalt einer Situation weiss der Dichter nicht auszuschöpfen, Hutten zieht sich ganz unmotiviert von der Schaubühne der Geschichte auf die Ufenau zurück und stirbt, man weiss nicht woran. Dass Zwingli mit Frankreich und Venedig unterhandelt, ein Akt, den Fröhlich in seinem Prosaaufsatz missbilligt, wird erwähnt, aber weder psychologisch erklärt, noch ist er für das folgende von Belang. Auch die Ideen, zu deren Verherrlichung er die Epen ja eigentlich schrieb, kommen nicht rein zum Ausdruck; Hutten, der ihm als „poeta laureatus, eques germanus und orator nationis“ vorschwebte, wird in eine Blutrache verstrickt und verschwindet sang- und klanglos. Eine Kritik nennt ihn „wenig idealisiert“, vielmehr ist ihm die Idealisierung, wie sie Fröhlich vornahm, schlecht bekommen. Dem leidenschaftlichen, wilden Vaganten gab er ein viel gesitteteres Temperament. Dadurch entsteht der bedenkliche Umstand, dass die äussere Unruhe seines Lebens nicht mehr genügend motiviert erscheint. Wieviel anziehender ist C. F. Meyers Hutten, der Mensch mit seinem Widerspruch, als dieser biedermännische Held; die Constantia vollends ist als eine ideale Pfarrerstochter aus Fröhlichs Zeit gezeichnet. Zwingli ist überhaupt nicht lebendig geworden; die markante, wenn auch nicht anziehende Figur Calvins erscheint in geradezu unbegreiflicher Weise aller individuellen Züge entkleidet.

Wohl mehr aus Prinzip als aus künstlerischen Gründen hat Fröhlich den Nibelungenvers zu seinen sämtlichen epischen Dichtungen angewendet. Zu diesem Mass des „nationalen Epos“ mag ihn noch Follen und Uhlands Vorbild aufgemuntert haben. Aber während dieser mit feiner künstlerischer Berechnung im „Graf Eberhard“ die überzählige Hebung im Ausgang des vierten Verses amputiert, schleppt Fröhlich diese ermüdende Last durch seine zweitausend Strophen mit.

Vom Ganzen bis ins Einzelne dasselbe Ungenügen. Es ist zu bedauern, dass Sal. Tobler zugunsten Fröhlichs auf die Fortsetzung seines Zwingli verzichtet hat. Der einleitende Gesang zeigt in der sorgfältigen Exposition, in Anschaulichkeit und poetischem Gehalt seine Ueberlegenheit über Fröhlich. Wie wenig sich dieser

über die Reimchronik erhoben hat, zeigt der Umstand, dass sein Epos Satz für Satz als die weitere Ausführung seiner prosaischen Abhandlung über den Reformator erscheint. Es wurde nur in der Schweiz bekannt, und von den biedern Bürgern wohl mehr aus Achtung vor Stoff und Gesinnung, als aus ästhetischem Genuss gelesen.

Hutten aber, als eques germanus und orator nationis, fand auch in gewissen Kreisen Deutschlands lebhaften Anklang. Uns erscheint er als ein unglückliches Mittelding zwischen Geschichte und Kunst, zwischen der vorzüglichen Biographie Huttens von Dav. Strauss und C. F. Meyers „Huttens letzte Tage". Wie hoch stehen dessen knappe, abgeklärte Bilder über den weitschweifig ungeschickten Gesängen Fröhlichs! Wie sehr dieser aber gewissen Bedürfnissen seiner Zeit entgegenkam, geht aus der uns heute lächerlich klingenden Proklamation zum Nationalepos hervor. Man verwechselte Moral und Poesie; es fand etwas wie eine Reaktion der Kirche gegen die Emanzipation der Kunst statt.

Es ist auch kein Zufall, dass so ähnliche Produkte wie Lenaus und Fröhlichs Epen unabhängig von einander zur selben Zeit erschienen. Beide waren Lyriker, die sich nicht ohne ausserkünstlerische Nebenabsichten auf das Gebiet der Epik wagten und sich hier nicht gerade glücklich benahmen. Die lose Bilderfolge der Albigenser lässt wie Hutten die Komposition vermissen, im Savonarola wird genau wie im Calvin das Leben eines episch unbrauchbaren Glaubenshelden versifiziert, in beschaulichem, fast etwas handwerksmässigem Ton, durch den das Behagen an dieser geistlich-poetischen Uebung klingt. Aber freilich, Lenau entschädigt durch Empfindung, Phantasie und poetische Schönheit im einzelnen.

X. Abschnitt.

Fest- und Gelegenheitsdichtung.

1. Sonderbundskrieg und Versöhnungsfest.

Die allgemeine Gärung der vierziger Jahre machte sich Luft in den Revolutionen von 1848; in der Schweiz kam die Sache schon ein Jahr früher, im Sonderbundskrieg, zum Austrag. Der

„Junge Deutsch-Michel“ war eine Stimme in dem Gelärme, ein Symptom für die Erregtheit jener Zeit.

Der von Fröhlich schonungslos verspottete zweite Freischarenzug wurde von den Luzernern mit äusserster Härte bestraft, der heimlich schon bestehende Sonderbund trat an die Oeffentlichkeit und gewann an Bedeutung. Die Folge dieser Ereignisse waren erneute Anstrengungen der radikalen Partei, die in Zürich und Bern den Sieg davontrug. Die Gegensätze spitzten sich zu, die Sonderbundsfrage wurde brennend, am 20. Juli 1847 erklärte die Tagsatzung den Sonderbund aufgelöst; seine Antwort waren Rüstungen. In diesen Tagen seufzt Fröhlich — es ist das einzige Mal in seinem Leben — nach einem ihn ganz erfüllenden Stoff, der als Ableitung von Kummer und Sorgen ihm wie eine Himmelsgabe erscheinen würde.[1]) Aus diesen Worten ist die Angst vor den drohenden Ereignissen herauszulesen.

Das Gefürchtete tritt ein. Am 4. November 1847 beschliesst die Tagsatzung, den Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen; der kurze und ziemlich unblutige, aber wichtige Krieg bricht aus und endet noch im selben Monat mit der Kapitulation Luzerns. Einen Einblick in die lange Erwartung der Kriegszeit gibt die Stelle eines Briefes vom 24. Dezember 1847 an Wackernagel:

„Mir ist es diese traurigen und angstvollen Wochen über äusserlich wider Erwarten gut gegangen, ich blieb persönlich unangefochten. Die vermehrte Arbeit war mir jetzt erwünscht. Ich musste bei meinen sonntäglichen Reisen oft durch Truppenzüge hindurch, dennoch begegnete mir nichts unangenehmes, auch nicht durch die vielen Einquartierungen. Aber gemütlich litt ich ausserordentlich und meine Frau nicht weniger, und wer von uns nicht? Eine Zeitlang wagten selbst Freunde nicht mehr sich zu besuchen. Und auch jetzt noch bin ich in Haus und Schul, in Arbeit und Studien verborgen und vergraben.“

Und später gesteht er, „Der November 1847 war für mich als Mensch und Bürger die leidenvollste Zeit in meinem Leben; äusserlich war ich unangefochten.“

Diese Worte sind darum wichtig, weil sie durchblicken lassen, dass ihm das Wohl und Wehe des Vaterlandes näher geht als das persönliche Leid, das ihm seit Jahren zugefügt worden. So erscheint seine politische Dichtung nicht als die Rache für die Unbilden, die er erlitten, sondern als eine Waffe im Kampf für die „gute Sache“.

---

[1]) F. a. W. 13. Oktober 1847.

Dann mochte er hier den Ereignissen zum erstenmal nicht als ein beteiligter Parteimann gegenüberstehen, sondern im Gefühl der Ratlosigkeit, des hilflosen Zuschauens; er mochte fühlen, dass die Schuld nicht nur am Radikalismus liege, er mochte gewiss nicht unbedingt auf Seite des Sonderbundes stehen. Der Krieg erschien ihm als ein Unglück, nicht als ein Unrecht, er musste beklagen, nicht, wie sonst, verurteilen. Einer so aktiven, heftigen und entschiedenen Natur musste es am qualvollsten sein, ein Unglück über das Vaterland aus beidseitiger Schuld hereinbrechen zu sehen.

Indessen lief alles über Erwarten gnädig ab, während das folgende Jahr über die Nachbarländer viel schlimmere Wetter heraufbeschwor.

Das Aufatmen über die abgewendete Gefahr, die Freude an der neu erzielten Einigkeit und die Hoffnung auf ein weiteres Aufblühen des Vaterlandes war das, was Fröhlich zunächst zur Produktion trieb.

Den äussern Anlass dazu bot das eidgenössische Schützenfest in Aarau, das vom 1.—8. Juli 1849 dauerte und, wie das erste Schützenfest 25 Jahre zuvor, der Ausdruck einer allgemeinen und intensiven Stimmung der Nation wurde. Eine Rezension [2]) zu Fröhlichs diesbezüglichen poetischen Erzeugnissen [3]) beginnt: „Der schöne Gedanke der Versöhnung wurde von den besten Männern des Landes aufgegriffen und gepflegt, von jedem in seiner Weise. Männer verschiedener Denkart traten zusammen, um diesen Gedanken auszusprechen durch die Feier des eidgenössischen Schützenfestes in Aarau." Antipoden und Feinde, wie Augustin Keller und Fröhlich werden bei diesem Anlass zusammengenannt. Jener habe die Begrüssungsrede gehalten, führt ein Festbericht [4]) aus, der Toast Fröhlichs habe den Glanzpunkt eines anderen Tages gebildet. „Sein Auftreten wurde nicht bloss an der Festtafel, sondern im ganzen Vaterlande freudig vernommen, denn es war eine Bürgschaft, dass das Fest nicht das einer Partei, sondern eines ganzen Volkes sei."

So wurde Fröhlich zum patriotischen Festdichter. Er war es sein Leben lang in mehr oder minderem Grade, aber nie so ganz und so kräftig wie jetzt; und so mögen vereinzelte Er-

---

[2]) Solothurner Blatt Nr. 103, 26. Dezember 1849. Rezension der Alpenrosen auf 1850.

[3]) Eidgen. Freischiessen 1849 in Aarau, Fest- und Schützenzeitung.

[4]) Neue Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz. 1. Bd. 1849.

zeugnisse dieser Art aus früherer und späterer Zeit in diesem Zusammenhange erwähnt werden.

2. Patriotische Festlieder und Sprüche.

Eine erste Gruppe der Festpoesie bilden die patriotischen Lieder. Die Manuskripte beweisen ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schützenfest.[5]) Eine grosse Sangesfreudigkeit hatte Fröhlich ergriffen. Vom 19. Juni 1849 datiert eine „Einladung an das Jubelschiessen". Hier wird der Grundakkord zuerst angeschlagen.

Heran zum höchsten Kampf und Preis:
Uns selber zu bezwingen!

Ja durch Verbrüderung wird sein
Jedweder ein Befreier,
In ihr ist Sieg und sie allein
Des Festes höchste Feier.

Am nächsten Tage entsteht „Der Schützenbecher" und dann in rascher Folge: „Rot und weiss", ganz ähnlich wie das 1828 gedichtete „Landesfarben",[6]) das Schweizerwappen besingend; „Die Fahnenburg": die vereinten Kantonbanner rauschen und kosen miteinander:

Woher ihr sanftes Wehen?
Weil wiederum dahier
Sie sich vereinigt sehen,
All unter'm Kreuzpanier.

„Aufwärts, o Schweizerherz" ist ein etwas moralisierendes, nicht sehr glückliches Gegenstück zu der Nationalhymne enthält aber einzelne schöne Stellen:

Gross wie dein Land umher,
So denke gross!

Am schwungvollsten und unmittelbarsten kommt die Empfindung zum Ausdruck im „Vaterlandslied", wo Fröhlich sich's leicht macht durch die unverfrorene Anlehnung an Hoffmann von Fallerslebens 1841 gedichtetes und als Einzeldruck publiziertes „Deutschland, Deutschland über alles".

---

[5]) Die Mehrzahl der hier angeführten Lieder sind in die Novelle „Spiel und Gewinn am eidgenössischen Schützenfest zu Aarau 1849" (Alpenrosen auf 1850) und Ges.-Schriften V. Bd.) eingefügt. 4 Gedichte erschienen separat als „Beigabe zur Fest- und Schützenzeitung".

[6]) II. Bd. S. 119.

Heimat, Heimat über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wo im Hort des alten Walles
Alte Treu das Panner hält,
Von der Rhone bis zum Rheine,
Vom Tirol zum Frankenland,
Schweizerheimat, du die meine,
Heil dir, Heil in Gottes Hand.

Im übrigen gleichen die „Schweizerlieder“ diesen neuen Gesängen in Form, Sprache und Ideen derart, dass sie kaum auseinander zu kennen wären. Auf diesem Gebiet kann sich die innere Wandlung des Dichters am wenigsten offenbaren.

Diese Liedergruppe schliesst mit dem „Schlussgesang“: „Das Fest geht zu Ende“, (fast dem einzigen reimlosen Gedicht Fröhlichs), das den Charakter der Improvisation deutlich an sich trägt; es entstand „während des Schiessens am 7. Juli in der Telli“.[7])

Die Rezensenten, die offenbar auch von der allgemeinen Versöhnlichkeit angesteckt waren, machen einen grossen Ruhm von diesen Liedern. Das Schützenfest habe Fröhlichs Gemüt „das Schönste entlockt, was je von einer patriotischen Sängerseele hervorgebracht worden sei“.[8])

Bedeutendes und Neues hat Fröhlichs patriotische Festlyrik später kaum mehr aufzuweisen. Ein paar Schweizerlieder von 1851 und zwei Gedichte vom Juni 1853: „Dem Stande Bern. Zur 500jährigen Bundesfeier“ und „Dem ersten Bunde“[9]) variierten die alten Töne, verraten aber das Schwinden der poetischen Kraft. Auf der früheren Höhe steht nur noch „Unser Vaterland“.[10]) Die mit den Jahren zunehmende Durchsetzung jedes poetischen Stoffes mit religösen Ideen zeigt das Lied „Dem Zofingervereine zu seiner Erneuerung am 11. und 12. September“ 1855.[11])

Es macht sich der Mangel an Motiven und Ideen immer fühlbarer. Das, was Fröhlichs prononzierter Natur näher liegt, was er zu sagen hatte, hat er längst ausgesprochen; unendliche Male wiederholt er denselben Gedanken (z. B. die Deutung des Kreuzes in der Schweizerfahne), aber aus einem — übrigens begreiflichen

[7]) Wiese bei Aarau.
[8]) „N. Z. Z.“, 22. Dez. 1849. Rezension der Alpenrosen auf 1850.
[9]) Gedruckt in einer nicht zu bestimmenden Zeitung.
[10]) Vgl. Nr. 106. — II. Bd. S. 135.
[11]) Wie [9]).

— Mangel, nicht aus künstlerischem Bedürfnis nach vollendeter Ausgestaltung eines Motivs.

Ein Gedanke findet noch spät (1856) seinen deutlichsten Ausdruck: Nicht Partikularismus, sondern Einheit!

Nicht Zürich, Bern, nicht Uri,
Nicht der und jener Stand:
Die Gauen all verbunden,
Und wieder treu erfunden,
Die sind mein Vaterland!

Der Liebe zum Vaterland blieb Fröhlich bis zuletzt treu und der alte Mann hat noch ganz ähnlich gefühlt und gesungen wie der junge Brugger Patriot:

Ich jauchze all der Gletscher,
Der Alp und Felsenwand,
Und dass ich bin ein Schweizer,
Und dies mein Vaterland.

(Engadin. August 1857.) U.

Eine eigene Sitte waren damals wie heute noch in Aarau und Brugg die jährlichen Jugendfeste. Blumengewinde schmückten die Stadt und Inschriften. Deren Urheber war lange Zeit Fröhlich, namentlich in den 1840er und 50er Jahren. Seine Manuskripte weisen gegen die 200 solcher Sprüche auf.

Fröhlich war wie geschaffen für solche Gelegenheitsdichtung. Er liebt das Epigramm, den kurzen Spruch. Er liebt, wie so viele seines Volkes, die Feste; freilich auf seine eigene und tiefere Art; nicht als Amusement, sondern als Feier, als Tage von Bedeutung. Er liebt endlich die unmittelbare Anwendung und Wirkung der Poesie.

Mitten im Festjubel soll der Sinn des Festes, in der Fröhlichkeit die ernste Bedeutung nicht vergessen werden.

Ueber der Kirchenpforte — denn die Kirche gibt einer Feier erst die Weihe — mahnt das Wort:

Der Gang hierher erhält
In rechtem Gang die Welt. U.

An die unschuldige Eitelkeit der weissgekleideten Mädchen knüpft sich die Mahnung:

Wie dein Festkleid schmuck und rein
Soll auch deine Seele sein. U.

Mitunter gewinnt auch der Schalk über den Didaktiker die Oberhand:

Die euch grüsst zu diesem Fest,
Diese ist das „Rattennest",
Wie man jüngst benannt sie hat,
Sonst heisst sie „Prophetenstadt"; U.

so ironisiert er sein heimatliches Brugg. Mit den Kadetten spasst er:

Des Trommelfelles Lieblichkeit
Geht über alle Musik weit. U.

Der heranwachsenden Jungmannschaft, die sich bei diesem Anlass jeweilen in Waffenspielen tummelte, sprechen übrigens diese Tafeln besonders eindringlich zu.

„Sei des Waffenspieles Frucht
Tatenlust und gute Zucht."

„Fromm im Frieden und im Feld,
War der alte Schweizerheld."

„Edle Frucht:
Strenge Zucht." U.

Gesund, kräftig, daneben bescheiden und gottesfürchtig: das ist das Ideal, das er in ihnen grossziehen will. Nicht Worte, sondern Taten; nicht Ruhm, sondern Tüchtigkeit predigt er. Ganz im Geiste jener Zeit wird mit besonderem Nachdruck, weit mehr als heute, wo wir der Geschichte nüchterner und kritischer gegenüberstehen, auf die nachzuahmenden grossen Vorbilder hingewiesen. Namentlich den Geist der alten Schweizerhelden soll die Jugend in sich aufnehmen.

Die Väter opferten dem Bund das Leben,
Lern du von ihnen für den Bund zu leben.

Aber die Ideale werden, wenn nötig, aus der ganzen Weltgeschichte zusammengestellt. So in dem „Turnlied", das, fürs Jugendfest 1832 gedichtet und von Theodor Fröhlich komponiert, noch lange Zeit fortlebte.

Der Griechen schöne Jugend,
Der Römer Bürgertugend
Erhebt uns fort und fort;
Im Spiel, im Kampfgewühle,
In Kälte, Sturm und Schwüle,
Erwuchs das Leben dort.

Aber nicht minder die germanischen Helden sind nachahmungswürdig, auch die kräftigen Aelpler mit ihrem „Stossen, Ringen, Rennen". Die letzten Strophen lauten:

Es muss in Sonnenbränden,
An steilen Felsenwänden,

Der junge Wein erglüh'n,
Will er in alten Jahren,
Noch klaren Blick bewahren,
In Kraft und Scherzen blüh'n.

So wird von uns gerungen,
Dieweil verzog'nen Jungen
Schon Leib und Seel' ergreist.
Der Leib muss sich entfalten,
Zum Tempel sich gestalten
Dem edlen, starken Geist.

Der halb lehrhafte, halb soldatisch tüchtige Geist dieses Liedes, die kräftige Durchdringung von Hausbackenheit und Idealismus berührt uns heute altmodisch, ist aber der typische Ausdruck nicht nur für die Auffassung Fröhlichs, sondern wie mir scheint, jener ganzen Zeit.

Ganz besonders das religiöse Moment betonen die Festinschriften. Fröhlich tritt auch etwa zurück und lässt einfach einen Bibelspruch reden. So wollte er 1850 an der Kantonsschule das Wort anbringen:

„Lasset euer Licht leuchten,
Dass sie eure guten Werke sehen."

„Das wurde nicht genehmigt", setzt er im Manuskript hinzu, sondern vorgeschlagen: „Jeder Schritt in den Wissenschaften ist ein Schritt näher den Sternen". So zog sich der Gegensatz zweier Zeiten und Geistesrichtungen bis ins kleinste herunter.

Die „Fest- und Schützensprüche",[12]) die ihre Entstehung dem Aarauer Schützenfest 1849 verdanken, tragen dasselbe Gepräge, aber durch sie zieht sich als ein neues Ideal das Grundmotiv: Einigkeit.

Wo ein Volk sich sehen lässt,
Stark, gesund, in Eintracht fest,
Das ist schon ein grosses Fest.

Andere Sprüche beziehen sich auf das Festtreiben: die Ehrenbecher, die Eichenkränze, die guten und schlechten Schützen.

Mit besonderer Vorliebe greift Fröhlich das Symbolisch-allegorische an. Wappen und Fahnen werden gedeutet; das Motiv „Schild an Schild" wird in vielen Variationen ausgeführt, auf die Einigkeit deutend, das Kreuz im Wappen redet ihm vom christlichen Staate. Der Schluss ist — bezeichnend — ein Hinweis auf die menschliche Unzulänglichkeit:

---

[12]) Alpenrosen auf 1850.

Schützen waren wir von je,
Schützen einst im ABC,
Werden's auch nicht weiter bringen
Grade in den höchsten Dingen.

Solche Inschriften und Sprüche sind durch ihre Verwendung und die Bedeutung des Festes vorausgegeben. Es kann sich nur darum handeln, in knapper einfacher Form einen naheliegenden, gemeinverständlichen Gedanken auszudrücken. Das hat Fröhlich ganz richtig angegriffen. Dass von einer schlichten, allgemeinen Wahrheit ein kleiner Schritt zur Trivialität ist und jeder die Grenze zwischen beiden anders zieht, liegt in der Natur der Sache. Mit richtigem Gefühl hat Fröhlich eine schlichte, kräftige und eindringliche Form gewählt,

(z. B. Tellenpfeil — Landesheil),

den Lapidarstil, wie er es nennt.

3. Berührungspunkte mit Gottfried Keller.

Die beiden besprochenen Gruppen: die Vaterlandslieder und die Fest- und Schützensprüche, die ja grossenteils zum Versöhnungsfest von 1849 entstanden sind, hängen eng zusammen mit Fröhlichs Novelle: „Spiel und Gewinn am eidgenössischen Schützenfeste zu Aarau 1849"[13]). Lieder wie Sprüche sind hier teilweise eingeflochten, vor allem aber erklärt sich aus der Novelle die Stimmung, die Auffassung, das Milieu, dem sie ihre Entstehung verdanken. Weil diese Festpoesie und gerade diese Erzählung im Mittelpunkt der Aehnlichkeiten und Berührungen zwischen Fröhlich und Gottfried Keller steht, soll von diesen hier die Rede sein.

Als Fröhlich 1843 den „Jungen Deutsch-Michel", seine bedeutendste Tendenzschrift, dem Schweizervolke an den Kopf warf, war er nicht mehr der primus inter pares oder gar der hervorragendste unter den schweizerischen Dichtern seiner Tage, für den er eine Zeit lang ziemlich allgemein gegolten. Jeremias Gotthelf hatte schon seinen meisterhaften „Uli" (1841) geschrieben.. Doch fochten die beiden, durch persönliche Freundschaft verbunden, auf derselben Seite gegen denselben Geist. Im Michel-Jahr erstund aber im feindlichen Lager ein grosser Poet.

Der junge Gottfried Keller war 1842 von München in die

[13]) A. R. 1850. — V. Bd. 225.

Heimat zurückgekehrt; Zürich war gerade damals der Herd der revolutionären Gärung. Diesem Treiben sah Gottfried Keller ohne eigentliche Beschäftigung zu, und in nachdenklichen Tagebüchern sucht er seine Stellung zu den Fragen der Zeit zu gewinnen. Während Fröhlich, der gereifte Mann, starr und entschieden an seinem Platze stehend, in bittern Epigrammen richtet und verdammt, sucht Keller gewissenhaft jeder Erscheinung gerecht zu werden. Aber immer entschiedener zieht es ihn zur radikalen Partei. „Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampf für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme ...“

Unter solchen Erschütterungen bricht im Sommer 1843 der Quell seiner Lyrik hervor. Er gesteht es selbst, dass der Ruf des Tages ihn geweckt und seine Lebensrichtung entschieden habe, dass das Pathos der Parteileidenschaft eine Hauptader seiner „Dichterei“ gewesen sei. Er lernt von Herwegh und preist ihn in Sonetten, zur selben Zeit, da Fröhlich ihn herunterreisst. Er schreibt einen „Apostatenmarsch“ gegen einen Politiker, der, ganz wie Fröhlich, in den aargauer Wirren mit seinen radikalen Ansichten brach und auf die andere Seite übertrat.[14])

Er nimmt an einem Freischarenzuge teil und besingt ihn:

Auf, ladet eure Büchsen
Mit Pulver und mit Blei,
Wir wollen jagen und suchen,
Wo unsre Freiheit sei![15])

Fröhlich schlagen die Freischärler die Scheiben ein, und er rächt sich mit Hohngedichten. Vielleicht hätte er auch ein spitziges Epigramm gegen einen „Freiheitskämpfer“ geschossen, der mit einem „hölzernen Zündstein“ am Gewehr auszog, aber dieser Held: Gottfried Keller, war damals noch unbekannt.[16])

In den Ereignissen der Freischarenzeit wurzelt übrigens die Novelle „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“, die mit Fröhlichs „Die Witwe“ im Motiv eine auffällige Aehnlichkeit hat. Beidemal Schweiz und Gegenwart, beidemal ein Erziehungsproblem, bewältigt von einer tüchtigen, derben, tapfern Mutter. Aber der Geist in den Novellen ist genau ein entgegengesetzter, entsprechend dem streng konservativen und frei radikalen

---

[14]) Bächtold I. S. 224.
[15]) a. a. O. S. 436.
[16]) Bächtold erzählt die Anekdote I. S. 245.

Standpunkte der Verfasser. So liegt der Gedanke nicht weit ab, dass Keller durch die Erzählung Fröhlichs, die er höchst wahrscheinlich kannte, zum Widerspruch angeregt wurde. Es versteht sich, dass dies höchstens eine Triebfeder neben andern zu der (1856 erschienenen) Novelle Gottfried Kellers war und dass, bei der Unzulänglichkeit von Fröhlichs Erzählungskunst, von einer Förderung Kellers durch sie nicht die Rede sein kann.

Es lag nahe, den jungen, freisinnigen Dichter gegen die alternden Konservativen auszuspielen. Davon zeugt die Antwort Julius Fröbels, dem Keller seine Erstlinge unterbreitet hatte. Es heisst darin[17]: „Die bedeutendsten Dichter und Belletristen der Schweiz, Fröhlich, Reithart, Bitzius, gehören der Reaktion, der einfältigeren christlich-germanischen Richtung an und sind unfähig, etwas Frisches zu produzieren. Möchte es Ihnen gelingen, sich auf einen Standpunkt hinaufzuarbeiten, auf dem sie sich können geltend machen und einen Einfluss auf den öffentlichen Geist der Schweiz ausüben". Andererseits wird in der „Augsburger Zeitung"[18] Fröhlichs und Reithards Verdienst gegenüber dem aufblühenden Ruhm Kellers hervorgehoben.

Am bezeichnendsten ist aber eine Auslassung von G. Keller selbst über Fröhlich. Sie ist, einigermassen willkürlich, in die 1852 geschriebene Besprechung von Gotthelfs „Zeitgeist und Bernergeist" eingeschoben[19]) und aus dem Zusammenhang geht deutlich hervor, dass Keller, bei aller Bewunderung für Gotthelfs Genie, diesen und Fröhlich als die Vertreter einer gegnerischen Tendenz auffasst. „Das politische Leben der Schweiz hat schon lange vor 1848 ... die konservativen und reaktionären Parteien die Brauchbarkeit der Belletristik einsehen lassen, und zu einer Zeit, wo Freiligraths und Herweghs gereimter Handschuhwechsel noch ganz vereinzelt dastand, besassen die Schweizer schon umfangreiche poetische oder vielmehr unpoetische Manifeste, welche mit geharnischtem Zorn gegen den Radikalismus auftraten. . .

Vorzüglich Fröhlich, der Fabeldichter, nach Bitzius das intensivste und kernigste Talent der poesiebeflissenen Schweiz, warf in den wiederholten Auflagen seines „Jungen Deutsch-Michels" einen Regen von Invektiven gegen das eingewanderte Fremdentum, wobei indessen der Schweizer, die dazumal in einem

---

17) a. a. O. S. 229.

18) 1845 Nr. 51, Beil. S. 405.

19) Abgedruckt in Gottfried Kellers nachgelassenen Schriften und Dichtungen S. 133 ff.

harten Ringen um ein erneutes eidgenössisches Prinzip begriffen waren, nicht geschont wurde; vorzüglich war es auf das eidgenössische Festleben, auf das Pokulieren und Toastieren, Schiessen und Singen abgesehen; und die eidgenössische Schützenfahne, welche zur Zeit jenes wilden Kampfes unter dem Trotz und Hohn der Sonderbündler, Basler und Neuenburger Stabilisten, unter den Drohungen und Noten der grossen Mächte den nach bessern Zuständen sich sehnenden Schweizern ein Symbol war, das sie mit lärmendem, aber wahrem und liebevollem Enthusiasmus begrüssten, wo es sich zeigte, wurde von Fröhlich ein seidener Fetzen gescholten, von Lumpen getragen oder dergleichen". Keller hat die Epigramme des Michel 183—199 der zweiten Auflage im Sinn, namentlich scheint er sich an Verse zu erinnern, wie:

Ihr selber macht den Wind, dass euer Banner rauscht,
Bald wie ein Lumpen fliegt, bald wie ein Schlauch sich bauscht.

Keller fährt fort, auf Fröhlichs Festpoesie anspielend: „Nun, der Fetzen hat seitdem für einmal gesiegt und der schmollende Poet hat ihn am grossen Schiessen von 1849 selbst höflich in Reimen begrüsst ...". Nach einigen Abschweifungen auf politisches Gebiet kommt er auf sein Thema zurück: „Unterdessen setzt Fröhlich gelegentlich seinen alten Krieg fort und das auf die seltsamste Weise. Er schreibt nämlich dann und wann eine ästhetische Tendenznovelle, worin viel von gemalten Glasscheiben, altdeutschen Bildern und vorzüglich von Musik die Rede ist. Da werden dann die Radikalen nicht mehr als Schelme wie früher, sondern als künstlerische Barbaren dargestellt ... Da werden die Freiheitslieder singenden plebejischen Schweizersänger, welche nach des Tages Hitze einen guten Schluck ziehen aus den silbernen Preispokalen, in ein höchst unvorteilhaftes Licht gesetzt gegenüber den Händelsche und Mendelssohnsche Lieder singenden Fräuleins von Bern oder Aarau und ihren violinckratzenden Anbetern".

Damit ironisiert Keller sehr treffend die Novelle „Das Musikfest in Bern"[20]), aber auch den steif feierlichen Ton, der im ganzen den Fröhlich'schen Erzählungen anhaftet. Er, der grosse Novellist, hatte auch das Recht zum Spott. Wo sie sich einmal begegnen, offenbart sich der weite Abstand ihres Könnens. Und sie begegnen sich am Schützenfest zu Aarau. Wohl nicht in

[20]) Alpenrosen auf 1852.

Person (G. Keller scheint nicht daran teilgenommen zu haben)[21]), aber sie treffen sich, nachdem sie auf verschiedener Seite gekämpft, in der poetischen Verherrlichung dieses Versöhnungsfestes.

Freilich ist das nicht der alleinige Zweck des „Fähnleins der sieben Aufrechten“. Es ist Keller um die Verwertung eines trefflichen Motivs zu tun: Die Darstellung der Gestalten und Taten der sieben alten, in politischer Freundschaft verbundenen Kracher. Diese erlebten mehreres von dem Erzählten am Schützenfest in Aarau 1842 und am Freischiessen in Basel 1844. G. Keller konzentriert aber alles aufs Schützenfest in Aarau 1849, wie ausdrücklich in der Novelle erwähnt ist; und das offenbar darum, weil diesem Tage die grössere nationale Bedeutung zukam. Dass er diese zum Ausdruck bringen wollte und neben dem künstlerischen auch einen ethischen Zweck verfolgte, beweist der Brief an B. Auerbach[22]), in dem er die „Aufrechten“ als die alten Köpfe bezeichnet, welche die Zeit der versöhnten Gegensätze nicht mehr recht verstehen, und verspricht, „das Didaktische im Poetischen aufzulösen“. Das ist ihm vollkommen gelungen, und so ist ein einheitliches und organisches Gebilde entstanden, während Fröhlich seine Festgedanken und -Darstellung mit einer unoriginellen und langweiligen Handlung ziemlich ungeschickt durchflicht. Der Held ist — im Gegensatz zu dem frischen, lebenslustigen Schlingel bei Keller — ein tugendsamer, ernster, aber etwas blutloser Idealjüngling, der die Klopstocksche Sentimentalität über seine „ach so früh hingeschiedene Braut“ am Schützenfest etwas vergessen soll. Im Quartier bei einer „bejahrteren Witwe“ lernt er ein herbes und tugendsames Fröhlichsches Idealmädchen kennen. Diese drei mit dem konservativ-kirchlichen Geist des Verfassers erfüllten Personen werden kontrastiert zu Florian, dem Sohn der Witwe, einem etwas leichtlebig gedankenlosen, freisinnigen Fant, und der modern-oberflächlichen Friederike, die mit Konrads Eltern zum Feste nachkommt. In den wenigen Tagen entwickeln sich nun die Herzensneigungen derart, dass die beiden weltlich Gesinnten und die beiden Ernsteren sich finden. Aber neben den köstlich lebenswahren Liebesszenen im „Fähnlein“ erscheinen die in „Spiel und Gewinn“ — so heisst Fröhlichs

---

[21]) Bächtold wenigstens weist mit keinem Worte darauf hin.

[22]) Vom 25. Februar 1860. Bächtold II. S. 447.

Novelle[23]) — nicht nur merkwürdig hölzern, sondern die Werbung des biedern Konrad geradezu unglaubwürdig und unmöglich. In beiden Novellen wird das Festleben beschrieben, bei Keller in knappen Meisterzügen, bei Fröhlich in weitläufigen Umständlichkeiten. Hier wie dort wird die Hauptszene in die Festhalle verlegt; aber an dem Familientisch mit den beiden Brautpaaren wird einem nicht behaglich und man sehnt sich zu den „Aufrechten‘ und den zwei Sennen hinüber.

Ueber den Wert und die Bedeutung des Festes werden bei Fröhlich unendliche Reden gehalten; an der redlichen Absicht, den Versöhnungsgedanken rein ertönen zu lassen, hindern ihn aber seine dezidierten Prinzipien. Er ist unzufrieden, dass die Kirche nicht grösseren Anteil an dem Feste haben soll; er vermag kleine Boshaftigkeiten nicht ganz zu unterdrücken, so flicht er die Strophe ein:

Ja Trium-Fanten hebt den Blick
Her zum Triumph- und Blumentor,
Es hält euch eure Taten vor,
Denn es ist ein verblümter Strick,

eine „Inschrift“, die er mehr als ein Jahrzehnt zuvor auf „Bruggissers Triumphbogen“ gedichtet hatte. Er tadelt anderseits die Torheit bramarbasierender Inschriften wie:

Nach Aristokraten-Blut, Despoten, Fürsten,
Sollen unsre Rohre dürsten,

während Keller über den grimmigen Frymann, dem nichts anderes einfällt als Jesuiten- und Aristokratenfresserei, nur schalkhaft lächelt.

Der Grundton bei Fröhlich ist ein ernsthaftes Moralisieren, bei Keller etwa die Worte aus Karls Rede: „Ei! was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raum, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! ... welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland!“

Das ist die Freude des Künstlers am Leben und Treiben, an der Erscheinung und ihrer Mannigfaltigkeit, die dem auf die rechte Gesinnung und die sittlichen Ideale bedachten Fröhlich abgeht.

---

[23]) A. R. 1850. — V. Bd. 225.

Fröhlich hat unbestreitbar auf das öffentliche Leben der Schweiz, insbesondere seines Heimatkantons, Einfluss ausgeübt; seine Schweizerlieder, seine unzähligen Gelegenheitsgedichte, seine Festpoesie waren der Ausdruck nationaler Fragen und Ideale. Er hat die grosse Vergangenheit der Schweiz, ihre Helden, ihre erhabene Natur, die unabhängige Stellung des kleinen Staatswesens, dessen besondere Protektion durch Gott, verherrlicht. Er hat aber nicht grössern und vor allem nicht anhaltenden Einfluss erzielt, weil seine Werke an einem unheilvollen Dilletantismus kranken und weil er immer einseitiger nur die Auffassung eines Teiles der Nation vertrat. G. Keller wurde dem nationalen Geist jener Zeit gerechter und ist in vielem gleichsam Fröhlichs grösserer Nachfolger.

Auf Fröhlichs Schweizernovellen folgten die Leute von Seldwyla, „die Freude am Lande mit einer heilsamen Kritik verbindend," — Keller bezeichnet es in einem Briefe aus jener Zeit als seine Aufgabe, das Schlimme im Vaterland zu erkennen, und doch die Liebe zu ihm nicht zu verlieren — auf Fröhlichs Schweizerlieder und Festgedichte folgen die patriotische Lyrik und die Gelegenheitsgedichte Kellers. Sie sind Vertreter verschiedener Zeit und Richtung, aber nebst Gotthelf, von den Schweizerdichtern die bodenständigsten, nationalsten.

Ob und wie Keller von Fröhlich beeinflusst worden, ist um so schwerer zu entscheiden, als auf diesem Gebiete Ideen, Stoff und Motive zum grossen Teil gegeben sind. So wäre das „Fähnlein" jedenfalls auch ohne Fröhlichs „Spiel und Gewinn" entstanden, die poetische Verwertung des Schützen- und Versöhnungsfestes lag eben nahe und war ein geschickter Griff.

Dagegen scheint der 1857 für die Militärgesellschaft gedichtete „Schweizerdegen" auf Fröhlichs genau 30 Jahre älterem Lied „Die 22 Musikanten", das einer Musikgesellschaft gewidmet ist, zu fussen. Entsprechend dem verschiedenen Zwecke zielen die Gedichte nach verschiedenen Richtungen, aber die zu Grunde liegenden Vorstellungen sind die gleichen: die Schweiz ist ein Haus mit hohem Saal; Fröhlich füllt ihn mit den 22 Musikanten,

Es sitzen 22 Brüder
In einem wunderschönen Saal,

Keller mit Zeug- und Bannerherren,

Zeug- und Bannerherren sitzen
Harrend in dem hohen Saal,

vom Giebel blitzen die 22 Schilde.

Am grössten ist die Aehnlichkeit in den Motiven. Genau wie Fröhlich besingt Keller Tage von nationaler Bedeutung, Schützenfeste, Gesangsfeste; dem Fröhlichschen „Turnlied“ entspricht das Kellersche Marschlied für das ostschweizerische Kadettenfest usw. So begegnen sich die beiden auch in den Gedanken. Nach dem Sonderbundskrieg singt Keller:

> Doch nun der Streit gestritten ist,
> So sind wir wie Ein Mann,
> Ein Mann, der sich bezwungen hat,

entsprechend dem Worte Fröhlichs:

> Heran zum höchsten Kampf und Preis:
> Uns selber zu bezwingen.

Beiden gemeinsam ist auch die männlich tüchtige Art, der volle Brustton einer kräftigen Persönlichkeit, das spezifische Gewicht der schweren Schweizernatur.

Daneben sind die Unterschiede doch erstaunlich gross. Keller ist plastischer Dichter, Fröhlich Ideendichter. Es fehlt ihm die blühende Fülle von Bildern und Anschauung, die schwellende Phantasie. Und, was damit zusammenhängt: Er hat das Pathos, aber nicht die warmblütige Fröhlichkeit. Keller ist, ganz wie in den Novellen, behaglicher und festfreudiger. Drei Ellen guter Bannerseide, ein Häuflein Volkes ist alles, was sein Herz begehrt; jeder soll sich geben, wie er ist, treiben, wie er es kann. Das „Kehr nicht besser ich nach Hause, so werd ich auch nicht schlechter sein,“ hätte Fröhlich mit Stirnrunzeln vernommen. Das Wohlbehagen gilt ihm nichts, sondern der sittliche Gewinn; der Gegenwartsbejahung Kellers stellt er ein beständiges Fordern entgegen, das ihn nie recht zur Befriedigung kommen lässt.

4. Gelegenheitsdichtung.

Auf dem Jahr 1849 ruht der Akzent der langen Linie von Fest- und Gelegenheitsdichtungen, die sich durch Fröhlichs Leben zieht.

Fröhlich ist ganz und gar Gelegenheitsdichter. Freilich nicht in dem zarten Sinne, wie es etwa Mörike war; ihm fehlt gänzlich die Gabe, ein Erlebnis irgendwelcher Art zum Kunstwerk zu gestalten. Er sieht und erlebt vollkommen unkünstlerisch, er vermag die Wirklichkeit nicht umzuwandeln, zu verklären. Es mangelt seinen Gelegenheitsgedichten jeder ästhetische Reiz, der ihnen einen Wert über den Tag, dem sie galten, hinausverliehe.

Er ist auch nicht Gelegenheitsdichter in des Wortes tieferer Bedeutung wie Goethe. Er ist es nicht für sich selbst, aus innerem Bedürfnis; er ist es für seine Zuhörer. So gibt die reiche Masse dieser Produkte keinen Einblick in seine psychischen Erlebnisse, sondern nur einen Umblick auf seine Bestrebungen nach aussen, seinen Wirkungskreis, seine Umgebung.

So schlecht die Mehrzahl dieser — gedruckten und ungedruckten — Gedichte sein mag, so vervollständigen sie doch Fröhlichs Porträt. Ja, sie bilden eigentlich den Untergrund seiner ganzen Produktion.

Die untersten Ansätze möchte man in Fröhlichs gesellschaftlichem Verkehr sehen. Dass er ausserordentlich witzig und geistreich sein konnte und alle seine Kräfte spielen zu lassen verstand, ist hinlänglich bezeugt.

In Kasteln, berichtet ein Pfarrer Müri,[24]) habe Fröhlich jahrelang geistvoll improvisierte Ansprachen gehalten. Er traf dabei in Amtsangelegenheiten mit dem Armendirektor Augustin Keller zusammen. Beide konnten sich nicht leiden, keiner aber wollte dem andern zu Gefallen wegbleiben. So haben sie sich in Rhetorenkunst gemessen und gegenseitig überboten. Beim Essen führten sie fast allein das Wort und jeder liess die Blitze seines Geistes sprühen und sein Gift spritzen, einer trumpfte den andern ab, pumpte ihm Sottisen und Malicen ein, aber alles in höchst diplomatisch anständiger Weise, lächelnd wie Talleyrand. Regelmässig soll dabei Augustin Keller den kürzeren gezogen haben.

„An einer schweizerischen Predigerversammlung in Zürich (1860?) hatte sich die Reform breit gemacht, welche biblische Wunder als Mythen erklärte. Fröhlich hörte das an, und bis zum Mittagessen dichtete er eine geistvolle Persiflage. Jede Strophe endigte:

„Nun frage ich, ob das nicht mythologisch sei!“

Die Reformer waren wütend, aber auch sie mussten sagen: „Man sieht und fühlt halt doch, dass er ein Dichter ist,“ so erzählt derselbe Gewährsmann.

Die ausserordentliche Leichtigkeit der Improvisation hat Fröhlich zum Gelegenheitsdichter gemacht, aber mit ihr verbindet sich freilich ein Mangel an weiterer Gestaltungsfähigkeit. Er kommt nie über den ersten Wurf hinaus, und so kranken alle seine Gebilde am Dilettantismus.

---

[24]) K. M.; auch von anderer Seite bezeugt. — Müri, Schulgenosse Emil Weltis und Jakob Freys, starb ca. 1900 in Schinznachdorf als Pfarrer.

Wie Fröhlichs Person zu seinen Gedichten gehörte, sein Vortrag ihnen erst das richtige Cachet gab, deutet ein Brief von Balth. Reber (20. VI. 1850) an. Er habe bei der Lektüre der Reimsprüche oft laut lachen müssen, „besonders wenn ich mir Ihre malitiös gutmütige (?) Art dabei dachte, wie es klingen würde, wenn Sie es selbst vorläsen.“

Das Bezeichnende an Fröhlichs Gelegenheitsdichtung ist der Stoffkreis und die Ideen. Er hat nicht als Aesthetiker, sondern als Ethiker gewirkt. Ueber die Schweiz ist er nicht hinausgedrungen, aber hier war sein Einfluss nicht unbedeutend. Noch bestimmender wirkte er auf seine unmittelbare Umgebung; je näher die Kreise seine Person umgaben, um so grösser war seine Wirkung. So suchte er auch in den Gelegenheitsgedichten einen direkten Einfluss auszuüben. Sie sind angewandte Didaktik. Gesinnungsgenossen und Gleichstrebende werden an Jubiläen auf den Schild gehoben. Die Herren Pfarrer Benker und Schuler,[25]) seine Lehrer, haben (wie er) den harten Weg nach Mönthal unternehmen müssen. Das wird nun symbolisch ausgelegt. Es ist der Lebensweg, der Weg nach Mühental. Wurzeln hemmen, und der Sumpf will nicht tragen, leicht gerät man auf den Holzweg, die Steigung ist steil — es ist nicht ein Weg der „entschiedenen Fortschritte“, aber die beiden Jubelgreise haben sich trefflich gehalten.

Sie stammen aus der alten Schule,
Sie stehen auf dem gelegten Grund,
Nicht eigne Weisheit spricht ihr Mund. —

Selten und auch hier nicht geht es ohne Polemik ab:

Sie kennen Goethe wohl und Schlegel
Und Plato, Kant, Schelling und Hegel,
Wer gross jetzt heisst und gross war weiland,
Doch deren keiner ist ihr Heiland.

Sie bauen auf die Kirche,

Eckstein wird die Kirche sein
Für Staat und Schul, Haus und Gemein:

Das ist das Ziel von Fröhlichs Toast. Den „Philologen in Basel“ (1. Oktober 1847) trägt er, Witz und Tendenz vereinend, vor: Basel und Babel tönen ähnlich, auch hier wie beim Turmbau lassen sich neue Sprachen hören: Aufbauen heisse zerstören, grün heisse verdorrt, auch hier werde in die Wolken gebaut und eine unendliche Verwirrung angerichtet.

---

[25]) Sch. Nr. 62.

Da gilt's, ihr Sprachenmeister,
Der Sprache Hut zu sein
Und gegen einen jeden
Ein Wort gut deutsch zu reden. U.

Dem Verwelschen, dem Verfälschen müsse gewehrt werden. Denn es sind — ein echt fröhlichscher Gedanke —

Der Sprache tiefste Wurzeln
Gott, Sitte, Lieb und Recht. U.

So durchsetzt Fröhlich jeden Vorwurf mit seinen Prinzipien.

Und der Stoffkreis ist ebenso weit, als seine Interessen und seine Betätigungssphäre. Er feiert die häuslichen Feste und Familienereignisse: Geburt, Taufe, Hochzeit; als Geistlicher tröstet er Bekannte beim Tod ihrer Angehörigen mit religiösen Gedichten, schickt den Hingeschiedenen einen Nachruf in Versen nach[26]) oder verfasst die Inschrift auf den Grabstein; als Schulmann stellt er die erwähnten Jugendfestsprüche zusammen oder feiert Jubiläen[27]) und Abschied seiner Kollegen; als Theologe hält er poetische Toaste bei Predigerversammlungen und Kapiteln, als Musikfreund verfasst er Männer- und Frauenchören[28]) ihre Gesänge oder dankt einer gastfreundlichen Stadt für die Beherbergung festfreudiger Sänger,[29]) als Bürger weiht er etwa einen neuen Stadtbrunnen[30]) mit Sprüchen und Liedern ein oder liefert seine Beiträge für poetische Gaben zugunsten Wasser- und Brandbeschädigter;[31]) dazu die Unzahl seiner vaterländischen Festlieder,[32]) die Verherrlichung grosser Männer an der Wiederkehr ihres Todestages: Pestalozzi,[33]) Lavater,[34]) J. P. Hebel;[35]) der Guss der Reiterstatue Rudolphs von Erlach in Bern[36]) wird mit mehr als 600 Versen begleitet; ja, sein Calvin sogar ist eine Jubiläumsdichtung. Dann die Carmina an Freunde, die Stammbuchsprüche, die Kalenderverse, — kurz, eine üppig ins

---

[26]) Gedruckt sind Sch. Nr. 81, 95, 100.
[27]) Gedruckt sind Sch. Nr. 52, 56, 91.
[28]) Gedruckt sind Sch. Nr. 13, 14, 32, 73.
[29]) Sch. Nr. 73.
[30]) Sch. Nr. 96.
[31]) Sch. Nr. 27, 37, 42.
[32]) Sch. Nr. 15, 106 (ausser den schon erwähnten).
[33]) Sch. Nr. 57.
[34]) Sch. Nr. 41.
[35]) Sch. Nr. 93.
[36]) Sch. Nr. 61.

Kraut schiessende Gelegenheitsdichterei, die fast nur auf Kosten der Qualität entstehen konnte.

Es sind die spontanen, rasch hingeworfenen Erzeugnisse eines unermüdlich wirkenden Mannes, der seine Ideen und Ideale verkündete, wo er stand und ging. Sie mögen oft geschmacklos, unfertig, langatmig, eintönig sein, aber sie tragen alle den Stempel einer ausgeprägten Persönlichkeit.

XI. Abschnitt.

Fröhlichs Weltanschauung in den „Reimsprüchen".

Die „Reimsprüche aus Staat, Kirche und Schule" erschienen 1850, wahrscheinlich auf Anfang April. Einzelne Proben waren in Almanachen auf 1850 [1]) vorangegangen, Fröhlich schreibt sogar an Wackernagel am 29. April 1849, das Bändchen liege schon zum Druck bereit. Es ist aber wahrscheinlich, dass er es im Laufe des Jahres 1849 noch bereicherte.

Jedenfalls gehören die „Reimsprüche" also, wie die „Festpoesie", der Zeit an, die auf den Sonderbundskrieg folgte. Die Spannung dieser politischen Krisis war der letzte bedeutende Einfluss auf Fröhlichs Dichtung. Die Festpoesie ist mehr der unmittelbare Ausdruck der ersten Erleichterung und Freude, den Anteil des Herzens aussprechend; die Reimsprüche sind mehr das Werk des Verstandes, endgültig die Stellung Fröhlichs zur neuen Lage der Dinge manifestierend.

Er nennt sie ein zweites Bändchen „Michel". Sie sind aber mehr als das. Der „Junge Deutsch-Michel" ist fast gänzlich Straf- und Streitschrift, gegen alles gewendet, was Fröhlich als das Uebel der Zeit ansah. In den Reimsprüchen vereinigt sich dies negative Element mit einem positiven, das bestreitende mit einem behauptenden, das niederreissende mit einem aufbauenden; das Böse wird getadelt und zugleich das Gute gepriesen, mit der Satire vereinigt sich das Lehrgedicht.

Ueber die negativen Elemente sind nicht viele Worte nötig; was vom „Michel" gesagt wurde, gilt auch hier. Art und Form

---

[1]) Alpenrosen auf 1850. S. 176 ff. Neue illustrierte Zeitschrift für die Schweiz 1850. Nr. 14 und 15.

des Angriffs ist noch dieselbe. Nur fällt auf der Skala von lächerlicher Karikatur bis zu tiefernster Anschuldigung das Schwergewicht mehr auf diese Seite. Zum Schaden der Wirkung tritt das Metaphorische, die Anschauung, noch mehr zurück; die rhetorischen Mittel nehmen überhand. Schlagworte der Gegenpartei, wie Freiheit, Auflösung (174), Errungenschaft (179), Entfaltung (185), werden gleichsam als prächtig befiederte Vögel dem grausamen Spott überliefert, der ihnen Feder um Feder ausrupft, bis nur das klägliche Gerippe übrigbleibt. Wortspiele schiessen üppig empor, etwa der Art:

Vom Setzen kommt Gesetz; wenn man zu hohen Plätzen
Nicht anders kommen kann, hilft man sich mit Gesetzen.
Ein neu Gesetz erklärt erledigt alle Plätze,
Vom Setzen kommt Gesetz, man setzt sich durch Gesetze (211).

Bei einem gewagten Jonglieren mit Worten —

Von Hegel-Micheln wird allda der Staat verhegelt,
Von Michel-Hegeln wird die Schule da verkegelt (121) etc.

lässt Fröhlich allerdings oft den Sinn fallen.

Der Gegenstand der Satire hat sich auch nicht wesentlich geändert. Vom positiven Teil abgesehen, sind die Reimsprüche eher eine verschlechterte Auflage des Michel. Auch ein bedeutenderer Satiriker müsste sich in den Hunderten von Epigrammen erschöpfen. Der „Michel-Geist" wird hier wie dort ganz gleich gezeichnet.

Daneben werden allerdings die neuern Zeitereignisse (von 1846—49) hergenommen; der schweizerische Radikalismus wird tüchtig zerzaust, dagegen die Sonderbundsfrage als ein wunder Punkt mit Schweigen übergangen. Was Fröhlich vor allem beschäftigt, sind die Revolutionen rings um die Schweizergrenzen. Am Jahresende (offenbar 1848) „da doppelt wird das Los der Menschlichkeit empfunden", sieht er zu den „ewigen Ordnungen der Sterne" empor und versenkt sich in tiefes Nachdenken über die Weltgeschicke.

Also geht
Dahin des Lebens Strom, des Schicksals Sturmgewalt,
Erschüttert nun die Welt, und dröhnend widerhallt
Auch selbst der Alpenbau; — und wird des Sturmes Raub,
Was fest und lang bestand, was soll dann dürres Laub? (145)

Dieses Gedicht entbehrt in seinem tiefen Ernst nicht ganz der Grossartigkeit. Aber es war nur für den Moment von Wert, und dass die weitläufigen Auslassungen über die ausländische Politik irgend einen noch so kleinen Einfluss haben konnten,

davon war bei der isolierten Stellung der Schweiz, und erst recht Fröhlichs, nicht die Rede. Mehr als andere Dichtungsgattungen ist die Satire von äussern Umständen und Konstellationen abhängig, mehr als bei andern ist der Erfolg das Mass des Wertes. Beim Michel waren die Vorbedingungen weit günstiger, der Erfolg weit grösser. Die Reimsprüche sind über die erste Auflage nicht hinausgekommen.

Die Februarrevolution in Frankreich (1848) gab den Anstoss zu den Erschütterungen in ganz Europa. Von Welschland kommt alles Unheil, aus dem Westen kam der böse Geist schon 60 Jahre früher.

„Nicht aus dem Westen steigt der Freiheit Morgenrot,
Es ist ein blutig Schwert, das uns von dorten droht,“

das Schwert des Schreckens und des Bürgerkriegs. Vom revolutionären statt vom christlich-reformatorischen Geist scheint Fröhlich auch die Frankfurter Versammlung besessen.

„Hätt' in der Pauluskirch' euch Paulus selbst gepredigt
Und ihr gehört, — mit Heil wär' euer Werk erledigt.
Er sagt: „Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin.“ (44)

Vor lauter Geschwätz richten sie nichts aus. So sehr Fröhlich als Ideal eine Einigung Deutschlands vorschwebt, — auf diesem Wege will sie ihm nicht behagen. Reber schrieb an Fröhlich:[2]) „Vieles hat mir das Herz im Leibe hüpfen machen, weil es den Nagel auf den Kopf trifft, . . . Den Herwegh haben Sie nach Verdienst tüchtig lächerlich gemacht, aber erlauben Sie, die Frankfurter Versammlung dürfte etwas glimpflicher wegkommen, und Oesterreich loben Sie mir etwas allzusehr.“ Dem wird man beistimmen müssen.

Die Niederlagen der „Michel“ im engern Sinn: der republikanischen Revolutionäre, die im April 1848 unter Hecker und Struve im Badischen geschlagen wurden, bereiteten Fröhlich einen besonderen Triumph (63—73). Bezeichnend ist die Anschuldigung:

Für Deutsche habt ihr nicht, als Deutsche nicht gefochten;
Ihr wäret nicht gefloh'n, ihr hättet nicht verflochten
Mit Welschen euch und nicht gedungen sie zur Rache,
Mit Raub und Brand und Mord befleckt nicht eure Sache. (73)

Herwegh hatte eine Schar Arbeiter aus Frankreich eingeführt, die aber bei Dossenbach versprengt wurden. Er selbst

---

[2]) 20. Juni 1850.

benahm sich wenig rühmlich und rettete sich nur durch die Geistesgegenwart seiner Frau. Daraus liess sich etwas machen! Mit Schadenfreude malt Fröhlich das Bild, wie der Held auf einer „Chaise“ in die Schlacht fährt, auf dem „Kutschenbocke“ sitzt als Begleiterin ein Frauenzimmer in neuester Modetoilette und schmaucht ein feines Zigärrchen. Es ist gewiss Viktoria! Aber als die Kugeln pfeifen, wendet man schleunigst und macht sich davon. Viktoria, keine Wunden! (63) Den schon im „Michel“ erwähnten „Aufruf“ wendet Fröhlich nun gegen den Verfasser selbst:

„Reisst alle Kreuze aus und machet Schwerter draus,“
So rief er; und was riss denn er als Schwert heraus?
Aus einem Haufen Mist, es tönt wie eine Fabel,
Riss, flüchtig aus der Schlacht, heraus er die Mistgabel.

Witzig wird erzählt, wie er sich erst in Stroh verbirgt und endlich entkommen kann:

Und so entkam der Held, es klingt wie eine Fabel,
Ins Schweizerland mit der verhängnisvollen Gabel.

Auch der damals berühmt gewordene Heinrich Heine kriegt ein paar Hiebe ab:

Ihr rühmt den frechen Witz des Gottesleugners Heine;
Unsauber ist sein Geist und fuhr drum in die Schweine.
Jetzt fühlen sie sich wohl und grunzen mit Frohlocken,
Dass solch ein feiner Geist auch zieht an ihren Glocken (322).

Fein und treffend karikiert ihn das Epigramm:

Der euer Priester ist, der Heine, stand im Chor,
Da kam derselbe ihm gleich einem Stalle vor.
Zu einem Stalle sah das Münster er verwandelt,
So wie er nur sich selbst drin sieht und drinnen wandelt (34).

Schade, dass Fröhlich von Heine, vor dessen Frivolität er wenigstens den gründlichen Ernst voraushatte, nicht mehr gelernt hat; in der Kunst der Satire steht er unendlich unter ihm. Darin sind sie Antipoden: Heine war im Leben nicht sonderlich gewissenhaft, um so mehr in der Kunst; Fröhlich war es sehr im Leben, in der Kunst aber gar nicht. So sind denn die eleganten, scheinbar improvisierten Satiren Heines bestehen geblieben, während uns daneben Fröhlichs Epigramme veraltet vorkommen, ja manchmal ein bischen lächerlich, wie im folgenden:

Schwarz ist des Aufruhrs Tat, blutrot ist seine Bahn,
Und alles Gold sein Raub: schwarz, rot und gold die Fahn'. (88) [3]

[3]) Im März und April 1848 wurde für und gegen diese Trikolore gekämpft, die 1815 von den Burschenschaften eingeführt und von den fortschrittlichen Parteien übernommen worden war.

Erwähnen wir noch die Ausfälle gegen Hegel (328, 329, 342 u. a.), gegen jede freiere theologische Forschung und Philosophie, so ist der Kreis der Satire durchlaufen. Fröhlich sandte das Buch an Wackernagel mit den Versen:

Nach langer Fastenzeit mit Sprüchen mancherlei
Vielleicht zum „Tüpfen" gut, ein buntes Osterei.

Nun, Fröhlich wollte nicht bloss „tüpfen"; es war ihm ein Bedürfnis, sich zu erleichtern und auszusprechen. Es ist eine Art Selbstbekenntnis, dasjenige eines Ethikers, eines Zeit- und Kampfdichters. Im letzten Epigramm gesteht Fröhlich:

Viel litt ich, sagen Zorn und Seufzer hier und Klagen,
Doch auch, dass nie am Sieg des Rechtes zu verzagen. (444)

Und wenn H. Gelzer an ihn schreibt, man spüre dem Buche an, dass er einen Teil seines äussern und innern Lebens hineingearbeitet, so ist beizufügen: mehr als in irgend einem andern Werke.

Die Reimsprüche umfassen seine Ansichten über menschliche und göttliche Dinge; es sind die Ansichten des reifen und fertigen Fröhlich, der, hinter den langen Kämpfen und Wandlungen stehend, das Fazit zieht, das wir in ein paar Worten wiedergeben wollen.

Fröhlich war von je, und mit der Zeit immer mehr, Satiriker, weil er Ethiker war; die Satire war ihm ein Mittel, nicht Selbstzweck, heiliger Ernst, nicht ein poetisches Spiel. Es ist die „pathetische Satire", die „jederzeit aus einem Gemüte fliessen muss, das vom Ideale lebhaft durchdrungen ist".[4]) Es musste Fröhlich naheliegen, seinen Ueberzeugungen und Idealen auch einen positiven Ausdruck zu geben. Er kämpft mit der scharfen Waffe des Spottes, aber schon im Michel rollt er gelegentlich das Banner auf, für das er kämpft (so in der langen Tirade: Wo steht das Banner denn, das echte und das alte... (208). Ansätze zu einem Lehrgedicht (Leben, Kirche, Kunst, Haus), wahrscheinlich aus der Zeit um 1838, finden sich im Nachlass und wurden z. T. veröffentlicht;[5]) in den Reimsprüchen entfaltet sich diese Gattung. Vielleicht deutet das auf ein Abnehmen der satirischen Kraft, jedenfalls hat sich die schlagende

---

[4]) Schiller: Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

[5]) Weihnachtsgabe zum besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, K. R. Hagenbach und K. H. W. Wackernagel 1839. S. 200—201, 205—208, 247.

Prägnanz verloren und die Wirkung der, nun zu eigentlichen Gedichten vereinigten Alexandrinerreimpaare ist ziemlich monoton.

Im Mittelpunkt von Fröhlichs Weltanschauung steht die Religion, und zwar ein strenggläubiges Christentum. Das erklärt sich leicht aus seinem Charakter. Er drängte überall zu einer extremen Anschauung, vermittelnde oder unentschiedene Stellung kannte er nicht. Sein ausgeprägter moralischer Sinn weckte in ihm das Bedürfnis nach einer ethischen Weltanschauung, die ja im Christentum gegeben war. Endlich trieb den starken und trotzigen Mann, zumal nach Schicksalsschlägen, die Erkenntnis der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit zur Annahme einer unverlierbaren höhern Macht. Der Mensch kann sich nicht selber helfen, heilen, stärken (273). Das Gefühl der Ohnmacht beschreibt er in dem „Traumbild".[6]) Er fliegt in einem Luftschiff durch den leeren Raum. Wie er über den Rand des Korbes in die Unendlichkeit hinausschaut, fasst ihn plötzlich ein namenloses Bangen: wer lenkt? — So drängt es ihn mit angeborner Heftigkeit zum Glauben. „Das Wort kann einzig retten" und das Wort in wörtlicher Bedeutung.

Fröhlich, der so tief in der Reformation wurzelt und dessen einfache und starkzügige Kampfnatur, wenn an irgend wen, dann an die Reformatoren erinnert — in ihrer Heftigkeit mehr an Luther, in ihrer Nüchternheit an Zwingli — hält sich unerschütterlich an die von ihnen geschaffene Kirche als an die einzig wahre. Er möchte wohl so etwas wie ein Erhalter der Reformation sein wollen. Darum tritt er schroff aller Neuerung entgegen, der Verschiedenheit der Zeiten vergessend, und während die Reformatoren in ihrer Art revolutionär waren, wird er konservativ, ja reaktionär.

Wenn so in seinen religiösen Ideen auch kein einziger neuer Gedanke steckt, so fasst er doch das Christentum seinem Charakter gemäss auf. Bei aller Wärme der Empfindung geht er auf das Praktische aus. Der christliche Glaube ist ihm nicht persönlichste und unmitteilsame Erfahrung, sondern offenbare und allgemeine Wahrheit; nicht so sehr Gemütssache als Weltangelegenheit. Er betont weniger die Liebe als das Gericht.

Nicht töten, stehlen nicht, nicht lügen, ehebrechen,
Gelüsten nicht — damit wird stehn der Bau und brechen. (34)

---

[6]) Weihnachtsgabe S. 200.

Diese Ordnung ist der Grundstein der Welt, die Bibel ihr Gesetzbuch. Fröhlich lebt mehr im Geist des Alten Testaments als des Neuen. Bezeichnend ist das Gewicht, das er auf die Werke legt:

Zum Positiven werd ich mich auch gern bekennen
Und von dem Glauben drum auch nie die Werke trennen.
Hälf das Negieren schon und wär die Lehre richtig,
Es sei'n zur Seligkeit durchaus die Werke nichtig:
Das schönste Glaubenswerk, es wäre nicht vorhanden
Nicht Eine Religion und Kirche wär erstanden. [7])

Gott erscheint weniger als liebender Vater, denn als Herrscher der Welt, als König der Könige.

Ja Heil, dass er regiert, der durch die Himmel schreitet,
Und der Regenten Herz wie Wasserbäche leitet (272).

Die Unvollkommenheit der Welt erklärt sich aus dem Bösen. Teufel und Antichrist spielen in den Reimsprüchen eine beträchtliche Rolle; nicht als poetische Anthropomorphisierung, sondern weil Fröhlichs ausgeprägte Kampfnatur wirklich an diesen Dualismus zweier sich widerstreitender Prinzipien glaubt. „Wo Gott nicht herrscht, regiert der Teufel und die Hölle“. In diesen Streit muss der Mensch eingreifen; für oder wider Gott Partei nehmen.

Fehlt ihnen nicht der Mut zu einem finstern Werke,
So wollen zeigen wir, dass Gott die grössere Stärke (349).

Die Kämpfer für Gott sind organisiert in der Kirche. Fröhlichs immer aufs reale und praktische gerichteter Geist hält ganz besonders viel auf sie, als auf die äussere Erscheinung der Religion. Es ist die Kirche der Reformation, speziell des Protestantismus. Er wendet sich heftig gegen die Behauptungen, dass sie am Absterben sei. Sie ist kräftig, verjüngt und frischer Kräfte voll (317). Ja, er geht so weit, dass er sie den andern sozialen Institutionen nicht koordiniert, sondern, als Träger des göttlichen Prinzips, überordnet. Sie soll Staat, Schule, Haus, Wissenschaft beherrschen. Damit setzt er sich in grellen Widerspruch mit seiner Zeit, ja, er geht eigentlich auf den Standpunkt zurück, der das Prinzip der Toleranz nicht anerkennt. Namentlich im Kampf mit Philosophie und Wissenschaft ist er von einer Unduldsamkeit und Härte, wie sie bei bedeutenden Männern des Protestantismus damals wohl schon selten war.

---

[7]) Weihnachtsgabe S. 247.

Seine Zeit erschien ihm elend und kläglich, sie widersprach ja allen seinen Idealen. Aber eine Natur wie die seine, die in heftiger Subjektivität ihre Postulate aufstellt, ohne auf die gegebenen Voraussetzungen und Zustände Rücksicht zu nehmen, hätte sich wohl in jeder Zeit unglücklich gefühlt. Er gehörte zu denen, „die alles, was sie drückt, dem bisherigen letzten Zustand auf die Rechnung schreiben, während es meist Dinge sind, die der menschlichen Unvollkommenheit als solcher angehören."[8]) Er kommt auch nie zur Erkenntnis der Subjektivität seiner Ansichten. Er beruft sich darauf:

> Der Irrtum nicht, mich führt die Bibel und Geschichte
> Und je das Herrlichste der Lehren und Gedichte (12),

nicht bedenkend, dass er eben auch seiner Subjektivität gemäss jene deutet und diese schätzt. Wie tolerant tönt das:

> Was hilft der neue Bund, wenn wiederum der Geist
> Engherzig, herzlos sich nur als Partei erweist? (255)

und im selben Atemzuge eifert er:

> „Verbannt Freigeisterei!" (255)

Es fehlen nicht sehr einsichtige Sprüche, etwa des Sinnes, die Welt schreite sehr langsam fort (263), jedes Verfassungssystem habe seine Mängel etc. Aber in der Anwendung auf den konkreten Fall verliert er diese Erkenntnisse aus den Augen. So ist ihm jede revolutionäre Regung eine Sünde; die Notwendigkeit, mit welcher dergleichen erfolgt, sieht er nicht ein.

Der Inbegriff des Widerwärtigen war ihm Frankreich, der Ausgangspunkt der revolutionären Ideen und Taten, die die Welt umgestalteten. Von hier kam der Drache, der die Unabhängigkeit predigt, mit Aufklärung und Freiheit die Welt betört.

> Ja, deutsches Volk, dass du als Michael nun kämest,
> Und Schild und Helm und Schwert, Kürass und Panzer nähmest.
> Und die Verblendeten am üblen Feinde rächtest,
> Und sie zum Gottesdienst der wahren Freiheit brächtest. (6)

In dem katholischen und revolutionären Frankreich und im reformierten Deutschland verkörpert sich ihm das böse und das gute Prinzip. Diese extravaganten Phantasien mochten aus dem richtigen Instinkt hervorgegangen sein, dass Frankreich die Höhe seiner Macht überschritten habe, Deutschland das lebenskräftigere und aufsteigende Land sei und dass eine günstige Entwick-

---

[8]) Jak. Burckhardt. Weltgeschichtliche Betrachtungen S. 172.

lung der Schweiz im Anschluss an deutsche Kultur liege. Diese Idee, die er mit G. Keller teilte, war damals noch weniger naheliegend als heute, und C. F. Meyer hat sich erst nach dem Kriege von 1870 für Deutschland entschieden.

Fröhlich gehörte auch zu den Unzähligen, die eine Einigung Deutschlands herbeisehnten.

Ein Aller Deutschen Fest, o könnt' ich's noch erleben,
An das von allen Gaun sich tausende erheben! etc. (9)

Auch Oesterreich sollte der Einigung beitreten, und die Stellung der Schweiz zeichnet er:

Sei auch der Eidgenoss, Deutschland, dein Bundgenosse,
Am Strom und Tor die Wacht, die Hut auf höchstem Schlosse;
Nach langer Nebel-Nacht leucht er dir vor aufs neue
In seiner Alpen Glanz durch Einigkeit und Treue. (11)

und von sich selbst bekennt er:

Ich fühle mich ein Glied der deutschen Körperschaft,
Was sie — verletzt auch mich, was ihr — gibt mir auch Kraft.
Ich freu mich deutscher Kunst und Wissenschaft und Ehre,
Der Treu und Tapferkeit, der Siege deutscher Heere. (10)

Dass daneben ein echt schweizerischer Patriotismus Platz hatte, ist schon gezeigt worden.

In dieser christlich-reformierten, germanischen Einigung sollte ein gesundes Volk, vom selben Geist beseelt, leben, derselbe Geist in Haus und Schule herrschen. Die Kunst wäre weniger zum Besitz des Individuums oder zur ästhetischen Auffassung geworden

Aus einem Volke, das nur noch ästhetisch ist,
Entflieht die Kunst, auch wenn sie dort geboren ist — (367)

als vielmehr eine festliche Verherrlichung des nationalen und religiösen Ideals. Ja, Fröhlich bekennt sich zu der extremen Auffassung

Das Christentum, es macht an sich zum Dichter nicht,
Doch einem Kunstwerk gibt nur es das wahre Licht.

Staat, Kirche, Schule, in zweiter Linie Haus und Kunst, sind die Hauptfelder von Fröhlichs Interesse und Wirksamkeit. Er war eine durchaus aufs Soziale, nicht aufs Individuelle gerichtete Natur. Die Welt, die Zeit, das Volk in seinen Funktionen und Zuständen sind der Gegenstand seines geistigen Lebens. Der Einzelne ist für die Gesamtheit da. Wenn Fröhlich sein Augen-

merk auf ein Individuum richtet, so reiht er es doch in jene Zusammenhänge ein. Es ist entweder Vertreter von Idealen; so die Helden seiner Epen, so besingt er in den Reimsprüchen Kolumbus als den Mann des Glaubens (266, 267), Escher von der Linth als den Mann der nützlichen Tat (144), oder Vertreter des schlechten Prinzips, der Erbärmlichkeit, Gemeinheit oder sündlichen Macht. Weitläufig wird der Heldengreis Radetzky und der feige junge Deutsch-Michel Herwegh (59 u. a.) kontrastiert, Mittelstellungen kommen selten vor und in der naiven Gegenüberstellung von guten und bösen Menschen erinnert Fröhlich an die deutschen Dramatiker früherer Jahrhunderte.

Das Individuum als solches ist ihm ziemlich gleichgültig.

> Die Torheit meint der Reim, und nicht den Einen Toren (19).

Für den Organismus der einzelnen Seele fehlt ihm Verständnis und Interesse. Er ist ein schlechter Psychologe wie viele Kampfnaturen, ein ungeschickter Zuschauer, wie viele Beteiligte.

Bei einer so geradlinigen einfachen Natur decken sich Charakter und Anschauungen. Das berührt bei Fröhlich angenehm. Es klafft kein Widerspruch zwischen Handeln und Denken, Tat und Poesie. Er ist durchaus echt und real. Er hat sich mit der Wirklichkeit auseinandergesetzt.

„Das harte Schicksal schafft in uns allein das Feste.“ Dass seine Weltanschauung weder merkwürdig, noch aussergewöhnlich oder neu sei, fühlte er selbst.

> Ist's auch kein neues Licht, was ich dem Volk verkündet,
> Ist doch die Wärme neu, die's neu an dir entzündet. (1845) U.

In der Tat ist Fröhlich interessant durch sein Temperament, durch seine kräftige, körnige, harte und heftige Art. Ihm, wie es Reber tut[9]), mehr Liebe zu wünschen, das ist ein verständnisloser Wunsch. Man kann vom Feuer nicht verlangen, dass es sich mit dem Wasser vertrage.

---

[9]) Neue illustr. Zeitschrift für die Schweiz. III. Bd. 162.

XII. Abschnitt.

Erzählende Gedichte.

Die erzählenden Gedichte[1]) lassen sich am ehesten hier einreihen, da das Schwergewicht ihrer Produktion in die Zeit um 1850 fällt. Ihre Keime liegen noch tief in der Brugger Periode, ja vielleicht hat der bestimmende Einfluss schon in Zürich stattgefunden: er knüpft sich an den Namen Uhland. Unter seinem Zeichen scheint ein guter Teil der damaligen Balladendichtung in der Schweiz zu stehen, vor allem gab er ihr die Richtung auf das Patriotische.

In den „Schweizerliedern" verherrlichte Fröhlich die Helden der vaterländischen Geschichte; freilich haben sich „Tell, Winkelried, Niklaus von der Flüe" zu eigentlich erzählenden Gedichten noch nicht ausgewachsen, sondern bleiben bei Preis und Verherrlichung stehen.

Der Darstellung nähert sich Fröhlich, wo er die „Kupfer" in den „Alpenrosen" mit Versen begleitete.[2]) Es waren Kompositionen Ludw. Vogels oder M. Distelis mit Motiven aus der heimatlichen Geschichte. So entstand eine der besten Balladen „Adam von Camogask" zu einem Stich nach Disteli.[3])

Die Balladen entwickeln sich also vorerst aus Fröhlichs heimatlich-patriotischer Dichtung. Verhältnismässig spät greift er in andere Stoffkreise. Die Produktion ist ziemlich unregelmässig. Ein Anlauf zeitigt meist mehrere Nummern zugleich, 1833 entsteht die erste grössere Gruppe, die nächste folgt im Januar 1836, nach langer Pause entstehen vom 17. November 1848 bis 3. Januar 1849 12 Balladen. Von da an wird Quantität und namentlich Qualität allmählich geringer. Diese spätern Erzeugnisse sind fast sämtlich ungedruckt geblieben. Fröhlichs Balladenproduktion fehlt die künstlerische Entwicklung. Ueber die erste mühelos errungene Stufe kommt er hier so wenig als

---

[1]) Hieher gehören vor allem die „Erzählenden Gedichte" in den Ges. Schrift II. Bd. S. 169—287. Wo nichts anderes bemerkt wird, wird im folgenden auf sie Bezug genommen. Vereinzeltes in den „Alpenrosen" etc. sowie Ungedrucktes in den Manuskripten ist ohne Belang.

[2]) Alpenrosen auf 1832 S. VIII—IX. Alpenrosen auf 1833 S. XII—XVIII.

[3]) A. R. 1833. S. 18.

anderswo hinaus; ob eine Ballade aus dem Jahr 1828 oder 1848 stammt, lässt sich aus künstlerischen Kriterien nicht bestimmen.

Eher aus dem Vorwurf und der innewohnenden Moral. Ja der Stoffkreis liesse sich aus der Kenntnis der anderen Werke und der Persönlichkeit des Dichters geradezu berechnen. Man würde vor allem heimatlich historische Stoffe erwarten. Sie bilden in der Tat die Hauptgruppe. — Mit den eigentlichen Nationalhelden hatte Fröhlich Unglück. Tell war von Schiller endgültig erledigt, Winkelried im Sempacherlied eigentlich auch. Um diesem nach Kräften auszuweichen, versucht er eine möglichst andere Behandlung. Er wird ebenso umständlich, als jenes einfach, ebenso weit ausholend, als jenes geschlossen, ebenso wortreich als jenes lakonisch und ebenso matt als jenes kräftig.

Das kleine Epos „Arnold Schrutan von Winkelried", zirka 100 Nibelungenstrophen umfassend, erschien zuerst in den „Alpenrosen auf 1839", begleitet von einem Stiche nach Ludw. Vogel. Dass in diesem Falle der Dichter dem bildenden Künstler die Anregung gegeben, beweist ein Brief an Wackernagel vom 12. März 1838. „Ich beschäftige mich auch mit einem erzählenden Gedichte: A. Winkelrieds Abschied von seiner Familie, hier also das „Sorget für mein Weib und Kind", neu aufgefasst." Sein Gedicht gäbe Vogel einen wohl nicht unwillkommenen Stoff zu einer Zeichnung. Offenbar ist so auf Fröhlichs Anregung der Stich Vogels in den Alpenrosen 1839 entstanden. Ob er dabei Fröhlichs Gedicht zuerst kennen lernte oder nicht: die Auffassung ist ganz dieselbe, weitgehende Idealisierung, etwas bieder, etwas sentimental, auf Kosten der Originalität und der realistischen Kraft.

„Derweil mahnt vor dem Tore des Landhorns mächtger Ton;
Und wiehert in dem Hofe das Ross gerüstet schon;
Da waffnet sich der Ritter und in dem Glanz und Erz
Beschauen ihn die Kleinen, ermutigt sich der Knaben Herz.

Man könnte den „Winkelried" als eine Vorübung zu den grösseren Epen auffassen, doch schlägt man damit die künstlerische Arbeit Fröhlichs vielleicht zu hoch an.

Lebendiger, aber auch geschwätziger ist der „Diebold Baselwind",[1]) ursprünglich ein Gelegenheitsgedicht.

Von der Ausführlichkeit hat Fröhlich überall nur die Nach-

[1]) Sch. Nr. 61. II. Bd. 236.

teile; er besitzt zu wenig Behagen, Anschaulichkeit und Reiz, als dass uns am Detail gelegen wäre. Er verfällt in Langweile und lässt sich gehen.

So sind einzig die knappen Balladen von poetischem Wert. Von vaterländischen Stoffen der „Adam von Kamogask“ und der „Letzte Vogt von Ferporta im Prättigau“. Beide Gedichte und endlich auch die „Rotzbergerin“ variieren dasselbe Motiv: Untergang eines übermütigen Vogtes. Dass es Fröhlich nicht Einmal gründlich erledigt hat, ist auch kein Zeichen grosser Künstlerschaft. Der Stoff entsprach jedoch ganz seiner Neigung: Schweizerheldentat! Schweizerfreiheit! Aber bezeichnend: damit der Leser keine falschen moralischen Schlüsse ziehe, ist als Korrektiv eingeschoben „Die Schlosstrümmer von Castlins“:

Hirtenknabe, überall
Tönet jetzt der Vögelschall.
Warum tönt im Laub er nicht,
Was die Trümmer hier umflicht?
„Weil des Vogts nicht ward geschont,
„Der im Schlosse hier gewohnt . . .
Weil der Freiheit edles Gut
Sie befleckt mit Mord und Blut.“

An diese Gruppe schliessen sich Balladen aus der lokalen Geschichte des Aargau: „Agnes von Burgund“, „Die Kaiserin Agnes“, „Die Kaiserinnen“.

Das starke Hirtenvolk in derber Selbstwehr liefert weitere Stoffe mehr realistischer Natur; so „Speckbacher“, „Der alte Schütze“, das kräftige „Der Alte schiesst vom Felsenhorn“.

„Die drei Riesen von Isentwald“ zeigen die Hühnenhaftigkeit und Schlichtheit, die jene Zeit den Vorfahren in übertriebener Pietät zuschrieb, ins Groteske gesteigert. Die drei Kerle reissen junge Buchen aus, mit denen sie den „Eisenwall der Feinde“ zerschmettern; zum Danke begehren sie nur ein paar Rüben aus dem Reichsboden ausrupfen zu dürfen.

Mit den geschichtlichen Studien hängen zusammen „Erasmus von Rotterdam“, der langweilige „Alarich“ und der noch langweiligere „Attila“, beide in der Nibelungenstrophe wie die Epen. Germanische Tugend und Kraft wird gepriesen.

So auch im „Babo von Abensberg“, der mit seinem Fähnlein von 32 Söhnen dem Kaiser zuzieht.

Wo sich Germanentum und Christentum treffen, ist es Fröhlich erst recht wohl. Die Missionäre „St. Gallus, Magnus,

Columban" werden gepriesen;[5]) ähnliche Stoffe wachsen sich zu langen versifizierten Erzählungen aus: den bei den Epen erwähnten „Deutschen Glaubensboten" und Winfrid.

Entsprechend der immer sich verstärkenden Zuwendung zur geistlichen Poesie erhalten auch die Balladenstoffe ein zunehmend religiöses Gepräge. Indirekte oder direkte Kundgebungen und Eingriffe Gottes in Geschichte und Menschenleben werden weniger erzählt als verherrlicht. Wie die Schweizerlieder laufen die Balladen vielfach auf eine Theodice heraus.

Eine Rotte Buben, die in frevlem Spiel einen Bock taufen wollen, werden von diesem „mit Satans Kraft und Zorn" in den Abgrund gestossen. Der üppige und übermässige Fastnachtstanz verwandelt sich in einen Totentanz, indem der anschwellende Strom die in Vergnügen vergessene Stadt weggeschwemmt. Der Wildbach dagegen trägt das Knäblein in der Wiege unverletzt talab, und — „der Barmherzige hilft den Schwachen" — die Lawine reisst die Alpenhütte mit Mutter und Kindern die Felswand hinab, aber Haus und Leute bleiben unverletzt. In „State Cristus nobiscum" wird die im Dom betende Gemeinde vor der Wasserflut verschont. Also immer die Elementargewalten von Gott gelenkt, die Bösen verderbend, die Guten schonend. Gottes Macht in der Weltgeschichte wird manifestiert im „Sankt Ambrosius", vor dem der sündige Kaiser Theodosius Busse tun muss. Auch ein rein biblisches Thema fehlt nicht: „Josephs Träume".[6]) Ein Wunder ist die Geschichte von dem Scherflein der Wittwe, das man verächtlich in den Brunnen wirft; aber die Glocke, für deren Guss es bestimmt war, bleibt stumm, bis es wieder aus dem tiefen Schacht herausgeholt wird. Moral des Schlussverses: „Im Armen wird Gott selbst geehrt". Durch ein Wunder wird den schlemmerischen Mönchen auf Bitten des heiligen Markwart der Wein in Wasser verwandelt.

Auch die Vorliebe für klassische Musik, deren Lob Fröhlich fast in jeder seiner Novellen anstimmt, hat drei erzählende Gedichte gezeitigt, „Händel", „Beethoven", „Haydn", von denen nur das mittlere ein eigentliches Motiv aufweist.

Damit ist der Stoffkreis — er ist das Bezeichnendste an Fröhlichs Balladen — im wesentlichen umschrieben. Gehalt und Idee hat ihre Wahl bestimmt; nie das Stimmungsgebiet. So

---

[5]) Ungedruckt: 1848. (Magnus, Sachsenherzog, förderte die Mission bei den Slaven.

[6]) Daraus entstanden später die 13 Gesänge des „Joseph" VI. Bd. S. 204.

fehlt z. B. das Unheimliche und Grausige, zu dem Reithard neigt, gänzlich; es fehlt überhaupt jede Atmosphäre, jede Beleuchtung; zum Fremden, zum Exotischen wagt Fröhlich sich kein einziges Mal; er bleibt in der germanischen Heimat.

Das Schlimmere ist, dass seinen Stoffen die innere Tragik fehlt oder dass er sie nicht herauszuheben weiss; statt dessen moralisiert er, wie in den „Kaiserinnen". Und da kommen wir auf den Grundmangel: Fröhlich erfasst nicht das Geschehen, sondern er beurteilt es; er wird nicht erfüllt von der Notwendigkeit, von der Wucht des Weltgetriebes, sondern er zieht seine Lehren daraus; er schafft nicht Darstellung, sondern Didaktik.

Wie er ahnungslos an allen Problemen vorbeigeht, mit denen grössere schwer rangen, so gibt es für ihn auch keine Frage nach den künstlerischen Qualitäten des Stoffes. Er hat zeitlebens ein einziges Mal nach einem guten Stoffe geseufzt; den Stoff selber suchen, findet er „höchst unpoetisch"; er ist zu bequem, und hat darum, wie in den Epen, so in den Balladen, zu Vorwürfen gegriffen, die ein Gelingen von vornherein in Frage stellten. Was zu seinen Tendenzen passte, wurde unbedenklich angefasst. Dennoch ist es nicht ganz richtig, wenn Robert Weber [7]) sagt, Fröhlich sei in der Wahl seiner Stoffe nicht glücklich gewesen. Er ist glücklicher, als er verdient. Freilich er ist kritiklos, und grössere Künstler hätten viele seiner Motive, so den „Attila", den „Enkel", „State Christus nobiscum" u. a. nicht angefasst; andere dagegen wie „Kamogask", „Die Hochzeit", „Das rote Röcklein" verdienten eine bessere Bearbeitung.

Fröhlich hat eben diesen oder jenen glücklichen Fund getan. — Wo: das lässt hie und da die im Manuskript notierte Quelle erraten; namentlich hat er aus W. Menzels Geschichte der Deutschen geschöpft. Einiges auch aus Erlebnis und mündlicher Ueberlieferung. So stehen bei der Erzählung von dem durch Zwerglein gespeisten und getränkten „Wildheuer" die Worte: „Aus Rahns Mund. Ein Baselbieter habe es ihm als etwas Selbsterlebtes erzählt". Der fast gleichzeitige Tod zweier Liebender, die in Rheinfelden nebeneinander begraben wurden, gab den Anlass zu dem Gedicht „Die beiden Gräber". Einen wirklichen Vorgang soll auch „Die Hochzeit" wiedergeben, von allen Balladen vielleicht die beste, in Motiv und Ausführung die kräftigste.

Im ganzen lässt aber die Ausführung noch mehr zu wünschen übrig als der Stoff. War dieser einmal da, so ging's an ein

[7]) Poet. Nationalliteratur der deutschen Schweiz, II. Bd. S. 13.

unbefangenes Versifizieren. Gustav Schwab mag in der handwerksmässigen Bearbeitung einheimischer Stoffe das schlechte Beispiel gegeben haben; ähnlich war wohl die Wirkung Follens. Ein Pendant zu Fröhlichs Balladen sind in vieler Hinsicht, die Reithards, der, im allgemeinen unbedeutender, auf diesem Gebiet Fröhlich weit übertrifft.

Die künstlerische Unzulänglichkeit seiner Balladen mag der Vergleich einer der besten „Das rote Röcklein“ mit G. Kellers „Aroleid“ dartun.

Beide bearbeiten den Stoff in vierzeiligen Strophen, Fröhlich braucht deren fünf, Keller, allerdings bei kürzeren Versen, deren acht.

Fröhlich erzählt: Ein Lämmergeier trug ein unbewacht schlafendes Kind zu seinem unerklimmbaren Nest. Dort oben sieht die Mutter sein Röcklein wehen. Ungefähr so lautet auch Kellers Quelle, die 1872 erschienenen „Wallisersagen von Tscheinen und Ruppen“, die Fröhlich ja aus zeitlichen Gründen (sein Gedicht entstand am 5. Januar 1833) nicht benutzt haben kann. Nun vertieft aber Keller, als echter Dichter, den Stoff. Der Adler stösst einen Berghirten in den Abgrund, und während sein Weib dem Verlorenen nachjammert, raubt der Vogel das unbewachte Kind. Damit ist die Unachtsamkeit der Mutter durch den tragischen Zug ersetzt, dass der Schmerz um den ersten Verlust einen zweiten heraufbeschwört. In beiden Balladen ist das Motiv durch die erste und letzte Strophe eingerahmt; Fröhlich beginnt und schliesst:

Ob die Höhn auch rosig glühen,
Neu sich grünt die Alpenau,
Hörner grüssen ab den Flühen,
Blickt doch nie hinauf die Frau.

Kellers Rahmen ist der Quelle entnommen: Deutung des Namens Aroleid.

Fröhlich verlegte das Schwergewicht auf die Vorstellung, wie das Röcklein aus dem Neste flattert.

In den Winden allen stehet
Immerdar des Räubers Hort;
Immerdar im Winde wehet
Noch das rote Röcklein dort,

aber Keller hat die glückliche Idee, diese anekdotenhafte Tatsache ins epische Geschehnis umzusetzen:

Noch sieht das Wickelband sie wehn,
In der kristallenen Luft,
Dann sieht sie's wie ein Pünktlein stehn
Im ferneblauen Duft.

Damit wirkt er lebendiger. Und wie dramatisch schildert er den Raub:

Da schreit ein Kind, ein Flügel saust
Wohl über ihrem Haupt —
Mit ihrem Kind zur Höhe braust
Der Aar, der es geraubt.

Fröhlich erwähnt das, anstatt es zu gestalten.

Wie ein Lämmchen schlief ihr Kleines,
Unbewacht in Blumen dort;
Und zum Gipfel seines Steines
Trug's der Lämmergeier fort.

Aeusserlich angefügt und konventionell mit ihrem unvermeidlichen Alpenglühen und Hörnerklang ist die Szenerie bei Fröhlich; organisch eingefügt und echt poetisch bei Keller. Die Frau sieht unbewegt

Hinüber, wo im Dämmerblau
Der Berg zur Tiefe schwand
Und mit des Gipfels Silberau
So still am Himmel stand.

Dass bei Fröhlich das Kind in Blumen schläft, bei Keller im Gras, ist eine Kleinigkeit, aber kein Zufall: Bis ins einzelne zeigt sich die Sucht des Dilletanten, poetischer, blumiger als der Dichter sein zu wollen; aber er bietet Papierblumen, ohne es zu wissen.

XIII. Abschnitt.

Die Novellen.[1]

Fröhlichs Produktion ist vielseitiger als sein Talent. Er machte sich an vieles, was er nicht verstand. So ist seine ganze Novellistik — und er hat nicht weniger als zwanzig Erzählungen

[1]) Novellen Fröhlichs:
1. Die Musikgesellschaften. A. R. auf 1829.
2. Die Baduker zu Schinznach. A. R. auf 1831.

geschrieben — das Werk eines Dilletanten. Sie ist künstlerisch wertlos und berechtigt Beachtung nur insofern, als sie zu seinem Charakterbild ergänzende Züge liefert.

Das gilt von den fünf ersten Novellen und „Klara's Briefen, die zusammen eine Gruppe ausmachen, nur in beschränktem Mass. Im Habitus und Stil ist Fröhlich noch gar nicht zu erkennen. Er bewegt sich, sei es aus Unselbständigkeit, sei es aus Zugeständnis an den Geschmack des Leserkreises der „Alpenrosen“, in einem aus verschiedenen fremden Elementen komponierten Stil. Die sechzig Jahre zuvor in die deutsche Literatur eingeführte Sentimentalität ist hier vulgarisiert und etwas trivialisiert in die breiteren Schichten der Unterhaltungsliteratur herabgedrungen. In der „Badekur“ und im „Klosterbruder“ wird das beliebte Thema von der Unnatur der Gesellschaft angetönt und das freie, harmlos naive Landvolk gepriesen, den „Ameisenhaufen der Städte“ die erhabene Schöpfung der stillen Natur entgegen gehalten. In Mondschein und Alpenglühen schwelgen „die seelenvollen Blicke“ edler Jungfrauen, und „Klaras Briefe“ sind eigentlich nur die gefühlvollen Ergüsse einer „den ach wie unersetzlichen Verlust ihres Geliebten ausduldenden Seele“. Entsprechend salbungsvoll, empfindsam und erhaben ist das einzelne. In der „Blümlisalp“ steigert sich der Gegensatz des kräftig volkstümlichen Motivs und der süsslich sentimentalen Zeichnung zur innern Unwahr-

---

3. Erinnerungen aus dem Leben eines Klosterbruders. A. R. auf 1832.
4. Die Blümlisalp, nach der Volkssage erzählt. A. R. auf 1833.
5. Der Kinderball. A. R. auf 1833.
6. Der Kirchenbau. A. R. auf 1837.
7. Klaras Briefe ab dem Rigi. A. R. auf 1838.
8. Der Teufel als Prediger. A. R. auf 1848.
9. Spiel und Gewinn am Eidgenössischen Schützenfest in Aarau. A. R. auf 1850.
10. Der Tüchler. A. R. auf 1851.
11. Die Witwe. A. R. auf 1851.
12. Das Musikfest zu Bern. A. R. auf 1852.
13. Der Organist. Illustr. Kalender für die Schweiz. 1852.
14. Der Maler Gerhard. A. R. auf 1854.
15. Franziska Romana von Hallwil. Schweiz. Jahrbuch f. 1857.
16. Die Verschüttung im Hauenstein. 1858. Sch. 87.
17. Der unglückliche Himmelfahrtstag. Sch. 88.
18. Der ungläubige Pfarrer. 1862. Sch. 88.
19. Der Brand in Glarus. 1862. Sch. 99.
20. Jugendgeschichte eines Handwerkers im 18. Jahrhundert. Sch. 101.

In den Ges. Schr. V. Bd. sind enthalten: 5, 6, 7, 9, 10, 11, 13; etwas verändert als „Benedikt“: 3.

heit. Aus den Bauernmädchen, den „stillen Engeln“ mit ihren Armen „weiss wie der Schnee des Giessbachs“, ragt Johanna hervor „wie eine Königin unter ihren edlen Frauen“. Beim Abschied aus dem Mutterhaus umarmt sie ihre Bäume, ihre Lämmer, sie küsst die Blumen, segnet die Brünnlein und Pfade der kleinen Wiese. „Tautropfen aus dem blauen Himmel ihres Auges fallen ihr in den Schoss“.

In der geistreich witzigen Manier Wielands und seiner Schüler steckt Fröhlich in der Novelle „die Badekur“. Aber wie krampfig sind diese galanten Konversationen, wie abgeschmackt das ästhetisieren über „geistreiche Umrisse“ etc., wie nichtig die Erfindungen, beispielsweise die, wie der Maler einen Marzipankuchen in der Form eines römischen Ziegels backen lässt und zum Schrecken des getäuschten Gelehrten zerbricht, wie die Damen nun auch dem Altertum „Geschmack abgewinnen können“.

Wilhelm Meisters Einfluss mag man in dem Stegreifspiel der Badegesellschaft erkennen; deutlicher dann im „Kinderball“, wo die fahrenden Musiker von einem kunstfreundlichen Schlossherrn aufgenommen werden. In dieser Novelle, die am wenigsten von allen ihren Verfasser verrät und — vielleicht gerade darum — die liebenswürdigste ist, erkennt man endlich deutlich die Spuren der Romantik. Als ein älterer und etwas nüchterner Vetter von Eichendorfs „Taugenichts“ erscheint der Musikus Hugo, der die Welt nach der verlorenen Jugendgeliebten durchstreift und sie in einem märchenhaft schönen Schloss durch ihre kleine Tochter wiederfindet. Romantische Elemente, die allerdings unvermittelt und schroff neben Fröhlichs sonstiger hausbackener Alltäglichkeit stehen, enthält der in 21jährigen Schlaf verfallene „Klosterbruder“.

Nicht viel mehr eigenes zeigen diese ersten Novellen inhaltlich, nur in der letzterwähnten bemerkt man einen starken Einschlag biographischer Elemente, trotz der Vortäuschung, als handle es sich um echte Dokumente einer historischen Person. Der junge Theologe erhält wie Fröhlich durch Intriguen die Pfarrstelle seines Heimatortes nicht und wird Lehrer. Er verwaltet sein Amt nach eigener Ueberzeugung und wird deshalb, auch wieder wie Fröhlich, erst als Freidenker, dann als Katholikenfreund und Pfaff verschrieen und schliesslich gemassregelt. Er zieht sich resigniert ins Kloster zurück; der Dichter hat ihn empfindlicher und widerstandsloser gestaltet, als er selbst war.

Im übrigen hat Fröhlich in seinen ersten Novellen Stoffe verschiedener Natur, die ihm wohl zufällig in die Hände kamen,

aufgegriffen, und zu eignem Spass einem biedern und unterhaltungsbedürftigen Publikum in aller Eile mundgerecht gemacht. Auch damals schon war diese Art veraltet und zum Teil von Geistern zweiten Ranges bereits überwunden. Die Alpenschwärmerei und Gefühlsseligkeit hatte Ulrich Hegner in seiner „Molkenkur“ schon 1812 lächerlich gemacht.

Als nun Fröhlich nach langer, durch seine Epen ausgefüllter Pause wieder zur Novelle greift, legt er seine ganze prononzierte Persönlichkeit hinein und hat sich von allem angeklebten, seiner Natur fremden Beiwerk frei gemacht. Ein einziger: Jeremias Gotthelf, mit dem er etwa seit 1843 durch Freundschaft verbunden ist, mag von da an bestimmend gewirkt haben. Nicht sowohl in der Technik, der stofflichen Entlehnung etc., obwohl einzelnes auch darin nachzuweisen ist, als in der ganzen Richtung, Haltung und Zweck der Produktion. „Wer dich nachahmen wollte, kennt weder dich noch sich. Suum cuique,“ schreibt ihm Fröhlich am 27. Oktober 1849. Indem beide das „suum cuique praktizierten, haben sich durch Aehnlichkeit des Milieu und des Charakters manche Vergleichungspunkte ergeben. Vor allem war ihnen ihre Kunst nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zur sittlichen Bildung. Gotthelf war ein Tatmensch, dessen lange verhaltene, und nirgends sonst sich äussern könnende Kraft schliesslich in der Schriftstellerei losbrach. Fröhlich, mit ähnlich aktivem Temperament begabt, hatte zwar den Versuch gemacht, in der Politik seine Ueberzeugungen zu realisieren, aber nach den dabei gesammelten schlimmen Erfahrungen ging er energisch darauf aus, sein poetisches Talent in ihren Dienst zu stellen. So ist beider Ziel die Volksschriftstellerei. Jeder bewegt sich da am sichersten und wohlsten, wo er Heimatkunst treibt. Jeder schöpft aus seinem Milieu, Gotthelf stellt seine Bernerbauern dar, Fröhlich die bürgerliche Bevölkerung seiner Umgebung. In der Hartnäckigkeit, mit der sie ihre einseitigen Ueberzeugungen festhalten und eindringlich predigen, geben sie einander nichts nach, in der Polemik gegen anders Gesinnte ist Fröhlich seinem literarischen Waffenbruder — denn als solchen betrachtete er ihn — zum mindesten gewachsen. Auffällig eng ist der geistige Horizont beider; aber, auch abgesehen von dem enormen Unterschied des Talentes ist Gotthelfs Welt die reichere, tiefere, weit bedeutungsvollere. Er hat seelische und soziale Probleme angegriffen, hat das Wesen seines Volkes tief erfasst und vielseitig dargestellt. Fröhlich scheint daneben armselig, er reitet

auf seinen Steckenpferden herum, und kommt nie aus seinen subjektiven Interessen heraus.

Ansätze, die sich schon in den ersten Novellen zeigen, wachsen sich nun aus. „Das Musikfest zu Bern“ erscheint fast als eine Wiederholung der 23 Jahre zuvor erschienenen „Musikgesellschaften“, nur dass alles noch breiter, langweiliger und feierlicher geworden, die Handlung durch die Polemik zurückgedrängt ist. Diese richtet sich mit gewichtigem, fast komischem Eifer gegen die Verkennung der deutschen religiösen und kirchlichen Musik. Die Bach- und Händel-Verehrer sind lauter sitt- und tugendsame Leute, und bei den unsterblichen Werken der Tonkunst finden sich Verehrer und Verehrerin fürs Leben, während die Vorliebe für leichte weltliche Musik und moderne Tänze mit einem „Korb“ gebüsst werden muss. Wer sich für Bach und Händel nicht begeistern kann, ist überhaupt der Frivolität und moralischen Tiefstandes verdächtig. Die weitläufigen Exkurse über Fragen der Tonkunst sind nun einmal Fröhlichs Steckenpferd, und in nicht weniger als der Hälfte seiner Novellen hat er ihnen einen Platz eingeräumt. Schon G. Keller hat über die Rolle, die Musik, gemalte Glasscheiben und altdeutsche Bilder darin spielen, gespottet. Auch die bildenden Künste sollen Erhebung und Andacht erzielen, und erreichen im Dienst der Kirche und Religion ihren Gipfel. Im „Maler Gerhard“ wird Overbeck und die christliche Malerei in Rom gepriesen; im „Teufel als Prediger“ das sinnliche Element der bildenden Kunst verurteilt; im „Kirchenbau“ errichtet ein Fröhlich'scher Idealjüngling einen gotischen Dom, den noch späte Geschlechter bewundern sollen, während der effektvolle Holztempel der Freidenkergemeinde elendiglich verwittert; ein Symbol für die Dauer des Christentums, den vergänglichen Schein des Welttums. Von seiner Inschrift: „Zur Verklärung der Sinnlichkeit“ bleiben nur die Buchstaben stehen, die zusammen „Unsinn“ ergeben. Die Erziehung im Geiste „Michels“ wird wie erwähnt in der „Witwe“ angegriffen, die michelsche Philosophie im „Teufel als Prediger“. Es ist Fichte und Hegel, was der verkappte Mephisto auf der Kanzel von Spoleto predigt. Lose Burschen mit den Ideen der „falschen Freiheit“ sind es, an denen sich, zur Strafe wegen Aergernis, Sonntagsentheiligung und Verspottung pfarrherrlicher Ermahnung am „Unglücklichen Himmelfahrtstag“ ein schreckliches Gericht vollzieht. Hatte Fröhlich 30 Jahre zuvor ein übermütiges und gottloses Geschlecht unter den Eis-

massen des Blümlisalpgletschers zugrunde gehen lassen, so legte er den gewaltigen „Brand in Glarus“ (1862) dem Leichtsinn eines hochfahrend und freiheitlich sich gebärdenden Gesellen zur Last. Einen ähnlichen Zusammenhang zwischen menschlicher Sünde und strafender Naturgewalt deutet Gotthelf in der „Wassernot im Emmental“ an; auch er macht, namentlich im „Zeitgeist“ und „Bernergeist“ (1852) auf den schädlichen Einfluss des Radikalismus aufmerksam, aber bei allem Poltern und Predigen mit glaubwürdiger und sorgfältiger psychologischer Kunst; Fröhlich aber scheint nur zwei Arten von Menschen zu kennen: böse und gute, wobei bös mit freidenkerisch, gut mit kirchlich konservativ identisch ist. Vollends kann man in der Literatur weit suchen, bis man eine Novelle von so gehässiger Unduldsamkeit findet wie seine letzte, den „Ungläubigen Pfarrer“. Hier konnte auch das „Reformierte Kirchenblatt“[2], das sonst für ihn immer ein lobendes Wort bereit hielt, nicht mehr mit, hier erschraken auch seine Freunde. Auch wenn wir die damals laut gewordene Vermutung zurückweisen, er habe darin einen Bekannten von Verdienst, über den er zu dessen Lebzeiten manches freundliche sagte, gegeisselt, die Novelle so wie sie ist, gehört zum unerquicklichsten. Die Art, wie der Pfarrer, ein alter Rationalist mit Zügen straussischer Theologie, als feig, undankbar, selbstsüchtig, eifersüchtig, kurz als moralisch bankerott entlarvt wird, wie der strenggläubige Vikar ihn beschämt, herunterkanzelt und sich der Gemeinde bemächtigt, wie bis ins Detail über Abendmahl, Heidelberger Kathechismus, Religion unserer Klassiker, Haltung und Gesten des Geistlichen beim Gebet usw. gezankt wird, muss auch demjenigen, der Fröhlichs religiösen Standpunkt teilt, peinlich sein.

Die Angriffe in den Novellen decken sich inhaltlich genau mit denen im „Michel“, aber sind sie auch nicht so leidenschaftlich, sie wirken doch darum unangenehmer, weil Kampf und Satire der epischen Form viel unzuträglicher sind. Im „Michel“ schleudert Fröhlich seine Anschuldigungen den Feinden direkt ins Gesicht, in den Novellen macht er sie gleichsam einem dritten gegenüber schlecht. In der Phantasie mit den Gegnern sich herumzuzanken, sie wütend und beschämt abziehen zu lassen, die Leistungen der Gleichgesinnten anzupreisen und im Triumph der eignen Sache zu schwelgen, ist ein wohlfeiles Vergnügen, von dem schon der künstlerische Takt den Dichter hätte ab-

[2]) 1862. Nr. 22.

halten sollen, und das man nur mit dem leidenschaftlichen Eintreten für seine ehrenwerten Ueberzeugungen entschuldigen kann. Es gehört zu seinem Temperament, dass er die Welt nicht anders als in zwei Parteien sehen kann.

Die Schattenseiten in Fröhlichs Novellen würden weniger auffallen, wenn unser Interesse durch andere Vorzüge in Anspruch genommen würde. Aber er ist in dieser Gattung zu unbedeutend. Seine Geschöpfe sagen uns nichts, sie sind in erster Linie die Sprachrohre seiner und gegenteiliger Ansichten. Wo er leicht und graziös sein will, wie in der „Badekur“, wird er leer; vollständiges Fiasko macht er, wo er versucht, über den Kreis des alltäglich natürlichen hinauszugehen. Die prophetische Witwe in der „Blümlisalp“, die seitenlang in Bibelsprüchen redet, besonders solchen mit fremder orientalischer Bildlichkeit, ist zu einer Karikatur geworden. Später beschränkt sich der Dichter auf Gestalten seines eigenen Milieu, bleibt aber oft bei Schablonen stehen. Ein für seine Ueberzeugungen eintretender Musterjüngling, der eine germanisch christliche Idealjungfrau mit schönklingendem Namen liebt, ein paar leichtsinnige, junge Leute, die ihm zu schaden suchen, ein für seine Unerschrockenheit leidender Pfarrer, ein ränkesüchtiger Gemeindemagistrat, eine alte bibellesende Mutter: das etwa ist der eiserne Bestand von Fröhlichs Repertoire. Diesen Leuten passiert wenig, es geht wenig in ihrem Innern vor, die einen tun ihre Pflicht und führen breite, langweilige Gespräche, die andern verfolgen sie mit ihrer Bosheit.

Wie in den Epen fällt die Vorliebe für das Biographische auf. Der Tüchler, der Maler Gerhard, der ungläubige Pfarrer, sind mit Porträtzügen und Einzelheiten ausgestattet, die nicht erfunden sein können. An Fröhlichs Vater erinnert der strebsame Handwerker aus dem 18. Jahrhundert (er ist auch Gerber), und der verdiente Organist, der sich in seinen alten Tagen unter einer neuen fortschrittlichen Regierung noch einer Prüfung unterziehen muss. In „Franziska Romana von Hallwil“ erscheint Fröhlich nur als der Ueberarbeiter alter Aufzeichnungen über eine an „ebenso schweren als seltenen Heimsuchungen“ reiche Familie. Wo er, wie hier, im „Maler Gerhard“, und in der „Jugendgeschichte eines Handwerkers“ historische Stoffe angreift, treten dieselben Mängel der Komposition wie bei den Epen zu Tage. Wo er in eine andere Zeit und Gegend versetzen will, hat er, wie Gotthelf, eine unglückliche Hand. Das romanische Novellenmotiv des „Teufel als Prediger“ vollends hat er

derart zu seiner Polemik ausgenutzt, dass von den italienischen Renaissancemenschen nichts mehr übrig bleibt. Hier und in der „Blümlisalp“ widerspricht die hausbackene Ausführung dem fremdartigen Vorwurf.

Im einzelnen ist Fröhlich auffallend blass. Er macht nicht den durch Gotthelfs Vorbild nahegelegten Versuch, Lokalkolorit und kulturelle Schilderungen zu geben; den oft drastischen Naturalismus seines Freundes zeigt er nur zur Seltenheit. Am auffälligsten ist eine Stelle im „Unglücklichen Himmelfahrtstag“: „Endlich kam die Mistbenne. Ohne Sorgfalt und in aller Hast wurden die beiden schon Halbentseelten hineingeschoben, wie etwa geschlachtete Schweine aufgeladen werden.“ Humoristische Züge sind ebenso spärlich, in der unordentlichen Haushaltung des Musikus Hackbrett werden einmal die Windeln an der Harfe getrocknet. Sogar die Satire tritt vor dem ernst feierlichen oder strafenden Ton zurück. Diesen Eindruck verstärkt die steife, etwas versteinerte und formelhafte Sprache, die in ihren schweren und breiten Satzkonstruktionen ähnlich wie die Prosa des alten Goethe anmutet.

XIV. Abschnitt.

Die religiöse Lyrik.[1])

Die religiösen Gedichte Fröhlichs stehen nicht an Zahl, aber an Bedeutung hinter den meisten seiner poetischen Schöpfungen zurück. Sie interessieren wesentlich in ihrer Entstehung, nicht in ihrem Resultat.

Es ist schon angedeutet worden, dass dem poetischen Wandel ein religiöser parallel ging. Der Freisinn auf beiden Gebieten kämpfte gegen das Hergebrachte in Staat und Kirche; Klosteraufhebung, Jesuitenvertreibung; „Straussenhandel“ sind die deutlichsten Wahrzeichen. Fröhlich mit seiner entschiedenen Neigung zum Sozialen war nicht der Mann, Religion als persönliche Herzenserfahrung aus dem Kampfe zu lassen; sie war ihm eine öffentliche Angelegenheit, für die es einzutreten galt.

---

[1]) Vgl. E. Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges. 1. Hauptteil. 7. Bd. 3. Aufl. S. 88—91.

Diese äusseren Ursachen wurden unterstützt durch innere Erlebnisse, so dass der religiöse Sinneswechsel psychologisch leicht erklärlich ist.

Gewiss ist auch Fröhlich in seinen jungen Jahren für viel freisinniger angesehen worden, als er wirklich war; die unbefangene und kecke Opposition in den Fabeln gegen religiöse und kirchliche Missstände, Spottverse, die von Mund zu Mund gehen mochten wie

Den Kirchen gut zu dienen,
Erfindet Lesmaschinen.

Sanft ist dein Joch und leicht die Last,
Da du nur alle Wochen
Was abzulesen hast.

reizten zu voreiligen Schlüssen. Von einem verstandeskalten Rationalismus kann nicht die Rede sein. Vielmehr spricht aus seinen Fabeln und Schweizerliedern ein warmes, begeistertes und vertrauensfreudiges Gottesgefühl. Das Glaubensbekenntnis seiner Jugend liegt in einer Strophe von 1823

Ach, diese Tugend (Christi) haben nicht empfunden
Die Tausende in finstern Träumereien;
Sie priesen nicht den Sinn, nur Blut und Wunden,
Das Blut macht sie von allen Sünden rein,
Und haben so sich frevelnd unterwunden,
Das Herrlichste in Unsinn zu entweihn,
O Geist der Wahrheit, leite meinen Glauben,
Dem Siege seine Krone nicht zu rauben. U.

Andere Keime der geistlichen Lyrik sind bereits nachgewiesen worden.

Ein deutliches Erstarken des religiösen Geistes brachte der zunehmende Ernst von Fröhlichs Lebenslage in den ersten Jahren der Aarauer-Periode, ungefähr 1827—33, mit sich. In den unaufhörlichen Anfeindungen wächst sein Bedürfnis nach einem unerschütterlichen Halt. Zur selben Zeit wie die erbitterten Fabeln in der Aargauer Zeitung (Febr. 1831) beginnt er ein Lied:

Herr, zu Dir auf sehn wir Schwachen,
Staunen Deine Ruhe an.[2])

In Natur und Gott sucht er Stärkung für „neue Not und Fahr"; ohne den Nazarener flieht ihn der verheissene Friede.[3]) Das ruhige Glück, dessen er entbehrte, mag er mit wehmütiger

---

[2]) Bd. VI. S. 82.
[3]) A. R. 1833. 293.

Freude bei seinen Kindern gefunden haben, und so schreibt er (etwa 1832—34) Kinderchöre[4]) mit religiösen Klängen. Aber unwillkürlich bricht statt der kindlichen Naivität die sentimentale Sehnsucht nach der Kindheit durch.

Heil euch Kinder, hochbeglückte,

und

Wir gleichen all Unmündigen,
Wann wir dies Lob verkündigen,

sollen die Kinder selbst singen! Fröhlich vermag sich hier so wenig wie sonst in andere hineinzudenken.

Den Kampf selbst spiegeln namentlich die Pfingstsonette von 1831.[5]) In diese „Zeiten herzensstarrer Kälte" will er das „heilige Feuer herabbeten, wie es einen Luther und Zwingli beseelte". Sie fehlen heut.

Das Christentum ist weder hier noch dorten —
Die Kirche nicht durch heiligen Geist verbunden.

Und doch soll das Christentum die Welt regieren:

Der Dornenkron' muss jede Kron' sich bücken
Ein Christenvolk das andere nur beglücken,
Die Weltherrschaft noch werden seinem Worte.[6])

Und in einem Vortrag desselben Jahres[7]) tönt es ebenso entschieden: „Es gibt überhaupt keine wahre Bildung als die christliche, und keine wahre Volkswohlfahrt als die auf christliche Erziehung gegründete".

Die geistlichen Lieder mehren sich. Fröhlich veröffentlicht deren eine Anzahl: „Aus Benedikts poetischem Nachlass" in der Novelle „Erinnerungen aus dem Leben eines Klosterbruders".

An Kirchen- und Familienfesten ist er besonders zu religiöser Betrachtung und Erbauung durch das geistliche Lied aufgelegt. Ostern-, Pfingst- und Weihnachtslieder entstehen immer an den betreffenden Tagen.

Er sucht mit vermehrtem Eifer in die Bibel einzudringen. Aus diesen Betrachtungen entsteht Das Evangelium Sankt Johannes in Liedern. Anfang 1833 tauchen sporadische Stücke auf, bis er den Gedanken einer zyklischen Sammlung

---

[4]) Bd. VI. S. 237 ff.
[5]) A. R. 1832. S. 152 ff.
[6]) Bd. VI. S. 20.
[7]) Ueber die Belebung der Kirchlichkeit und der christlichen Erziehung. 1833 Aarau. J. J. Christen. Sch. Nr. 25.

fasst, und in wenigen Monaten ausführt. Er habe fleissig gearbeitet und sogar Komentare studiert, deren Prosa nicht selten die Poesie weckte, schreibt er[8]) an Wackernagel, dem er am 26. September 1834 das Manuskript zur Durchsicht schickt. „Meine Johanneslieder halfen mir durch die Wirren der letzten Jahre, da es einem unter dem Sturme der Hochgewitter ungewiss war, ob nicht der Schutt den Segen der bessern Zeit gänzlich vernichte, da man sich über wahrhaft besseres nicht recht freuen konnte, und über das tägliche . . .(?) auch nicht lachen," äusserte sich Fröhlich später.[9]) Also eine Abkehr von der Aussenwelt zu stiller Beschäftigung mit hohen Dingen. Aber diese Lieder, die über der liebevollen kontemplativen Hingabe an die Lebensgeschichte Christi jede künstlerische Qualität und persönliche Note vergessen und ganz das Gepräge einer geistlichen Uebung des Verfassers tragen, gingen „als matte Paraphrase spurlos vorüber".[10]) Ein Rezensent im „theologischen Literaturblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung"[11]) urteilt sehr scharf aber richtig, er wisse nicht, wem mit solcher Speise gedient sein sollte.

Gleichzeitig mit den Johannesliedern (Herbst 1835) erschienen die „Elegien an Wiege und Sarg", über die sich derselbe Rezensent [12]) viel günstiger hören liess: „Es sind durchaus sanfte Ergiessungen eines schönen reinen Gemütes voll tiefer, heiliger Gefühle, die zarten Verhältnisse des Familienlebens mit Wahrheit und Innigkeit darstellend" etc. In der Tat sind die Elegien, wenn auch weder bedeutend, noch heute geniessbar, lebendiger und poetischer. Auch sie bedeuten eine Abkehr Fröhlichs von dem Welt- und Tagesgetriebe. Seine Gedanken schweifen vor- und rückwärts an die Grenzen des menschlichen Lebens. Zwar fände er auch dort die gleiche Hoffnungslosigkeit, wie im Kampf der Gegenwart, wenn nicht der christliche Glaube ihm als der Trost der Kreatur erschiene. Zugleich wendet er sich in den still friedlichen Kreis der Familie. Seine Kontemplationen über Geburt und Tod gehen zwar zumeist vom Gedanken aus, knüpfen aber doch ans Erlebnis an. Die Töne harmlos reiner Vaterfreude

---

[8]) 28. Dez. 1833.
[9]) K. M.
[10]) Rob. Weber. Poet. Nationalliterat. der deutschen Schweiz, II. Bd., S. 16.
[11]) 1836 Nr. 151.
[12]) Ebd. Nr. 152.

begegnen uns nur in dieser Dichtung, mit denen er den kleinen Erdengast empfängt:

Sollst es gut in unsrer Hütte haben!

und seine Fortschritte verkündet; aber immer spielen die religiösen Gedanken herein

Und das Gotteskind lehrt mich bedenken
Was an einem Kinde Gott mir gab.

Vielleicht bildete der Tod seiner Mutter sowie einiger Bekannter [13]) den Ausgangspunkt der Grabeselegien, die sich zu breiten Betrachtungen über Tod und Auferstehen ausspinnen. Ueber das ganze breitet sich eine weiche Atmosphäre, Grüfte, Kreuze, Kirchhofsvegetation mit Nachtigallensang bilden einen Hintergrund, der nicht mehr nach unserem Geschmack ist.

Es fehlt an Plastik. Ueberall mischt sich der Gedanke ein. Kaum freut man sich über das hübsche Bild, wie der kleine Lockenkopf geschoren wird,[14]) so stört der frostige Gedanke, dass dies die erste Opfergabe bedeutet, die er dem Leben bringt. Die Gehversuche, die schnellen Tränen, das Spiel des Kindes, alles wird zum Ausgangspunkt vergleichender und verallgemeinernder Betrachtung. Die Situationen werden schablonenhaft aneinandergereiht, während Stimmung und Gedanken dieselben bleiben, eine ermüdende Monotonie erzeugend.

Vergebens hoffte [15]) Fröhlich, es möchte nicht umsonst sein, dass die Johanneslieder und Elegien gerade vor der Neuwahl der Kantonsschullehrer erschienen. Der Eindruck auf seine Gegner war jedenfalls das Gegenteil des beabsichtigten.

Die politische Intrigue, die ihn 1835 um seine Stelle brachte und aufs heftigste erschütterte, trug aber zur Befestigung seines religiösen Vertrauens und Glaubens bei. Am Tage nach dem Wahlunglück tröstet er sich mit einem Liede:

„Aller Heilgen Leben ging durchs enge Tor“

und einen deutlichen Fingerzeig auf sein religöses Bedürfnis gibt der Seufzer aus der Wirrnis jener Wochen: „Könnte ich nur einsam sein; weit weg im Frieden des Waldes oder der Kirche“.[16])

Die stetig sich vollziehende Wandlung wurde zum Abschluss gebracht und seine neue Ueberzeugung erhielt ihre Feuertaufe

[13]) Vgl. S. 104 und 106.
[14]) S. 38.
[15]) F. a. W. 22. Sept. 1835.
[16]) F. a. W. 24. Nov. 1835.

durch das Erlebnis, das ihn am Innersten packte, den Tod des Bruders. Die Vertiefung und Befestigung, die sein Wesen dadurch erfahren haben mag, wurde aber teuer erkauft mit der Blüte seiner Poesie.

Hatte das jähe Ende des Bruders mit seinem schrillen Missklang Fröhlichs Lieder zunächst zu gänzlichem Verstummen gebracht, so löste neun Jahre später der Tod eine ganze Flut weicher Molltöne in ihm aus.

Am 29. Oktober 1845 entriss ihm ein Nervenfieber seine noch junge Tochter Minna,[17]) an der sein Herz vielleicht darum besonders gehangen, weil ihre mädchenhafte Sanftheit und Heiterkeit wohltuend zu der bittern Aussenwelt kontrastierte und weil sie ihm „wiederum ersetzet den reichbegabten Bruder".[18])

So entstand die Hauptgruppe der „Trostlieder",[19]) die Fröhlich herausgab, nachdem er sie zuerst unter seine übrigen Gedichte eingestreut hatte, die er ohne Erfolg Cotta und andern Verlegern anbot.[20])

Sie scheinen aber zum geringsten Teil noch 1845 entstanden; vielmehr fällt die Mehrzahl in die Frühlingsmonate 1846, und bis Ende dieses Jahres sind es 65 Lieder. Andere Todesfälle, so der des Vaters,[21]) brachten der Sammlung neuen Zuwachs, so dass sie, um einige geistliche Lieder allgemeinern Inhalts vermehrt, gegen 100 Nummern umfasst.

Die Trostlieder setzen die Elegien an Wieg und Sarg fort, deren Verfasser man sogleich wieder erkennt. Sie unterscheiden sich äusserlich von ihnen durch die strophische Liedform an Stelle der unstrophischen; in ihrem Geiste dadurch, dass der Schwerpunkt von den Vergänglichkeitsgedanken auf den Trost durch die christliche Religion verschoben ist. Den eingreifendsten Unterschied würde man davon erwarten, dass an Stelle der Meditation die persönliche tiefgehende Erfahrung getreten ist. Fröhlich deutet selbst darauf:[22])

Wieg und Sarg, dies Büchlein war dir lieb;
Und dass ich vor Jahren schon es schrieb,
War wohl ein verhängnisvoller Trieb:
Hinterm herbsten Sarge sollt ich gehen,
Dann alldort an deinem Sarge stehen,
Wo ich in der Wiege dich gesehen.

---

17) Geb. 4. Nov. 1820.
18) Trostlieder 1851 S. 86.
19) Trostlieder von A. E. Fröhlich, Zürich, Schulthess 1851.
20) F. a. W. 31. Dez. 1846.
21) 28. Juni 1848.
22) Trostlieder 1851 S. 63.

Das Problem des Todes erscheint in den Trostliedern auf den einzelnen Fall spezialisiert.

Aber Fröhlich vermag dem Erlebnis nicht zum unmittelbaren, rein lyrischen Ausdruck zu verhelfen. Er überwindet es innerlich durch den christlichen Trost, weshalb er auch den Titel „Grabesblumen“ in „Trostlieder“ umwandelte, aber so verdrängt er das allgemein menschliche Gefühl zu sehr durch das speziell christliche.

Sodann mangelt ihm hier in so auffälligem Grade wie anderswo die Gabe, ein Erlebnis künstlerisch zu gestalten. Anstatt seine Kraft zu konzentrieren, dichtet er in dilletantischer Verschwendung über 60 Lieder; aber auch nicht mit möglichster Differenzierung und innerm Zusammenhang, etwa die Folge seiner Seelenvorgänge entwickelnd, sondern dieselben Gedanken und Motive in endloser Monotonie variierend und kombinierend.

Einzelne Züge sind, — und oft die besten — aus dem Leben gegriffen; so die Angst des Mädchens bei der gefahrvollen Kahnfahrt (S. 108), oder die Erinnerung an ihre Lieblingslieder (S. 90). Die Stelle (S. 128), wo der Greis von der Bibel redet:

Sie aber stand ihm vor dem Sinn
Und Wort für Wort. „Entbehren müsste,“
So sprach er, „jeglichen Gewinn,
Wenn ich nicht Jesus Christus wüsste.
So viel ich las, die Bücher nicht,
Auch nicht die schönsten sind's, die frommen,
Könnt ich nicht flehn mit Zuversicht:
Herr Jesu, lass mich zu dir kommen

erscheint als direkte Versifizierung eines Briefes an Wackernagel[23]) über das Ende des alten Vaters: „Wie öfter sagte er auch jetzt: „Welch ein Trost ist es, ein Christ zu sein; Christus ist unendlich viel mehr, als wir wissen und verstehen; was könnten mir ohne ihn Schiller und Goethe und die andern helfen!“

Eine solche Uebernahme ist zwar pietätvoll, aber nicht künstlerisch, die erlebten Züge tragen überall das Gepräge der Zufälligkeit; so ist es allerdings wahr, dass Minna den erkrankten Bruder pflegen half, aber wie ungeschickt ist dies Motiv (S. 69) verwertet. Allzu persönlich und willkürlich sind auch die Strophen (S. 62):

Ich hatte jetzt mein Lied vollendet,
Mir stand ein stilles Fest bevor;
Ich wollte, worauf ich gewendet
Der Jahre Fleiss, dir lesen vor.

---

[23]) F. a. W. 2. Juli 1848.

Und nun aus deinem Auge lesen,
Ob mir gelungen Bild um Bild,
Des Helden und des Dichters Wesen. —

Gemeint ist sein Epos Hutten; aber warum muss die Beziehung so deutlich sein? So bringt er auch Ortschaftsnamen hinein (Königsfelden, Windisch etc. S. 50), aber nie vermag er eine Situation zu veranschaulichen; so viel über die Gestorbene geredet wird, es bleibt bei der vagen Charakteristik der „blühenden Jungfrau". Die wenigen guten Motive werden durch Reflexion verdorben.

Diese Bemerkungen gelten im ganzen auch für die „Neue Sammlung" der Trostlieder 1864,[24]) die bei dem Leiden und Tod von Fröhlichs Gattin[25]) entstanden, dann aber auch eine Menge von Gelegenheitsgedichten bei allen möglichen Traueranlässen enthalten. Kinder, Jünglinge, Mütter, Freunde, Geistliche, Richter sinken in die Gruft; Gedanken an das eigene Ende werden rege. Es wird stille um den alten Mann.

Abend wird's; so viele sind
Die Geleit mir treu gegeben,
Schon hinüber; und geschwind
Ist dahin mein Rest von Leben.
Abend wird's und über mich
Kommt das Heimweh der Gefangnen;
Meine Seele sehnet sich
Nach den teuren Heimgegangnen. (S. 93.)

Diese persönlichen Töne sind die besten; vieles andere kann nicht anders als gereimte Grab-Gedanken und -Reden geheissen werden. Poesie, Gefühl und Originalität werden immer seltener; häufiger das mechanische Aneinanderreihen von fertigen Formeln und Gedanken; von der Arglist der Welt, der Folterkammer des Leibes, von Grabesglocken und höheren Chören ist beständig die Rede, Schwung und Kraft sind erstarrt und haben einer gleichgültigen, gewohnheitsmässigen Produktion Platz gemacht.

Neben dieser Linie der mehr persönlichen geistlichen Lyrik geht eine andere her, die näher dem eigentlichen Kirchengesang liegt.

Ihren Ausgangspunkt bildet die Redaktion eines neuen Kirchengesangbuches für den Kanton Aargau, die Fröhlich über-

---

[24]) Sch. Nr. 100 und 102.
[25]) Gestorben 20. Jan. 1863.

tragen wurde. In trefflicher Ergänzung ihrer Fähigkeiten nahmen er und Theodor die Arbeit gemeinsam in Angriff. Er nennt sie „ein ermüdendes Suchen nach Edelsteinen in dem unendlichen Meeressande“[26]. 1834 erschien ein Probeheft[27]), das allerdings geteilte Anerkennung fand. Mit Gleichgültigkeit und mit Abneigung hatte Fröhlich auch hier zu kämpfen. In einem Bericht[28]) vor dem Generalkapitel (1836) widerlegte er alle möglichen Einwände gegen das begonnene Werk. „Und auch mit der Art von Geschmack war nicht zu streiten, der wiederholt behauptete, diese Lieder seien Reimereien aus der Zeit der Meistersängerei, und dagegen zur Aufnahme in ein christliches Gesangbuch Strophen jenes Harfensängers im Goetheschen Roman Meisters Lehrjahre empfahl. Dergleichen Lieder mögen einst in eine neue oder junge Kirche des jungen Deutschlands und der jungen Schweiz passen; sie mag sich einst ihre Gesänge zur Verherrlichung des Fleisches von einem Heine oder Gutzkow singen lassen“. Nach einigen Hieben auf Hegelsche und Straussische Ideen schliesst er: „Wer denn die poetische und die ganze grosse Kraft der Erweckung und Erbauung solcher Lieder verleugnet, mit dessen Geschmack steht es wahrlich sehr übel und noch übler mit seinem Herzen.“

Er weist auch die Einwände zurück, die von einer sachkundigen Seite gemacht wurden, nämlich von Theodors und seinem früheren Lehrer H. G. Nägeli, dessen Gesangbüchern er seinerseits Ungenauigkeit und Flüchtigkeit vorwirft.

Doch scheint Fröhlich auch selbst anfängliche Prinzipien verlassen zu haben, indem er gesteht, von der „früheren Aenderungssucht abgekommen zu sein“[29]). Das Werk nahm trotz aller Hindernisse seinen Fortgang. Im Mai 1835 sind 100 Choräle ausgelesen, „bei der ungeheuren Menge schlechter Lieder eine zeitfressende Arbeit“.[30])

Er versifizierte auch eine Anzahl Psalmen[31]), zum Teil nach den Weisen Goudimels,[32]) und ganz sein Eigentum sind die anonymen Nummern 1, 83, 165, 167, 168, 287, 291, 292.[33])

---

[26]) F. a. W. 26. Dez. 1832.
[27]) Sch. Nr. 26.
[28]) F. M.
[29]) F. a. W. 24. März 1844.
[30]) F. a. W. 22. Mai 1835.
[31]) F. M.
[32]) 1500—1572.
[33]) Vgl. E. Koch, Gesch. d. Kirchenlied. S. 91.

1844 erschien, und nun zur Befriedigung aller massgebenden Kreise, das ganze Werk als „Auserlesene Psalmen und geistliche Lieder" für die evangelisch-reformierte Kirche des Kantons Aargau[34]) und erlebte 1861 die 6. Auflage. Seine Ansichten hat Fröhlich theoretisch niedergelegt in der Schrift „Ueber den Kirchengesang der Protestanten" etc. 1846.[35]) Zu dessen Pflege gibt er verständige und sachkundige Ratschläge, seine Ansichten werden heute noch im allgemeinen als richtig gelten . Die Bedeutung des Kirchenliedes sieht er namentlich im Gefühl der Gemeinsamkeit. „So sehr uns ein Kirchenlied, das wir für uns zu Hause singen und spielen, erbauen kann, sein eigentümliches Leben, seine Macht und Grösse erhält es erst in der Kirche, wenn es von der ganzen Gemeinde gesungen wird." Demgemäss muss auch der Text auf die Masse berechnet sein. Unter aller Musik ist ihm die „echte Kirchenmusik die höchste und in dieser der Choral die erhabenste."

Bei dieser Begeisterung, der Klarheit und Richtigkeit der Einsicht, dem poetischen Talent und der religiösen Gesinnung möchte man alle Bedingungen zum Gelingen trefflicher Kirchenlieder für erfüllt halten. Fröhlichs Leistungen enttäuschen aber. Seine häufigen Versuche sind kaum über Mittelmässiges hinausgekommen. Die „Wir-Lyrik" hat hier so wenig wie früher in den geselligen Liedern Bedeutung erlangt.

Er befolgt nur die äusserlichen Forderungen des Chorgesanges, indem er nach bestimmten Melodien arbeitet, Refrain und dergl. Mittel anwendet. E. Koch bemerkt[36]): „Seine geistlichen Lieder haben zwar den echten Dichterton, aber mit einigen Ausnahmen keine Spur des Kirchentones, wozu sie auch meist allzu individuell sind." Die Sache liegt vielmehr eher so, dass Fröhlich versuchte, das Individuelle zu verlassen und den Kirchenton anzustreben, darüber aber die Vorzüge der persönlichen geistlichen Lyrik verlor, ohne doch die der Chorlyrik zu erreichen. Die früheren Erzeugnisse waren aus einer bestimmten Situation und einem seelischen Augenblicksbedürfnis (wie die echte Lyrik) entsprungen, Unglück und Tod hatten dem Dichter die Zunge gelöst, und die Wahrheit und Unmittelbarkeit hatte seine Lieder zur Poesie erhoben. Aber mit den Jahren werden die heftigen Seelenregungen seltener, die Empfindungen

---

[34]) Sch. Nr. 44.
[35]) Sch. Nr. 49.
[36]) S. 90.

und Gedanken wiederholen sich, der Ausdruck bekommt etwas Traditionelles und Konventionelles. Fröhlich gerät in das breite Fahrwasser, das Hunderte vor ihm schon befahren. Es ist oft, wie wenn er mit fertigen Formeln mechanisch, gewohnheitsmässig arbeitete. Das persönliche Fluidum erstarrt zu Aeusserlichkeiten, indem er etwa die Alpen, Juras blauen Hügelkranz und die Aare erwähnt, oder beschränkt sich auf die Vorherrschaft gewisser Ideen; so kehrt die Klage über die Verderbnis der Welt beständig wieder. Auf roten, schwarzen und fahlen Rossen jagen Krieg, Hunger, Todesqual einher, der Völker Selbstsucht züchtigend, und so ähnlich.

Fröhlich hat seine „Geistlichen Lieder“ 1861 gesammelt herausgegeben als 6. Band seiner Schriften[37]). Sie enthalten ungedruckte und zerstreut erschienene Gedichte aus älterer und jüngerer Zeit, dagegen keine von den in seinen andern selbständigen Sammlungen enthaltenen; endlich die oben erwähnten Kinderchöre.

Der Vollzug der religiösen Wandlung, die bei einem strengen Bibelglauben endete, macht sich auch in textlichen Aenderungen geltend. Alles, was an eine freiere Auffassung erinnert, wird getilgt, das Allgemeinmenschliche muss dem spezifisch Christlichen weichen. In einem Weihnachtslied ersetzt er die Schlussverse:

Zur tiefen Seele zündet
Dein Gottesblick und kündet:
Ein jedes Menschenkind
Ist auch ein Gotteskind [38])

durch den deutlichen Ausdruck des Erlösungsgedankens:

Traun wir dir, Ueberwinder,
Gibst du uns, Gotteskinder
Zu werden auch die Macht,
Dadurch, was du vollbracht. [39])

In den Alpenrosen auf 1832[40]) hatte ein Lied noch geendigt:

Und der Freiheit Recht und Heil
Ist nur edler Menschen Teil.

In den geistlichen Liedern[41]) steht dann statt dessen:

---

[37]) Sch. Nr. 78.
[38]) A. R. 1831, 48.
[39]) VI. Bd. S. 13.
[40]) S. 147.
[41]) S. 83.

Frei macht uns der Sohn allein,
Er flösst Seelenruh uns ein.

Der Vers

So glauben wir auch dem Prophetentraume [42])

wird ängstlich verändert in

Propheten glauben wir, nicht einem Traume.[43])

Ein Sonett, das den Glauben des frühen Christentums preist, schloss zuerst [44]) kontrastierend:

Was sollen wir denn mit erlernten Worten,
Was sollen unerbauliche Gepränge,
Was seelenlose Bitten und Gesänge?
Das Christentum ist weder hier noch dorten,
Der frohen Botschaft Freude wie verschwunden
Die Kirche nicht durch heil'gen Geist verbunden.

Bejahend aber endet es in den geistlichen Liedern [45]):

Und der den Tröster sandte dem Vereine
Lässt unbezeugt sich nicht auch dieser Zeiten,
Sein Wort wird tief erforscht; ein neu Erbarmen
Bringt immer reicher Hilfe seinen Armen,
Der Glaubensbote Licht in Dunkelheiten;
„Herr Jesu komme!" flehet die Gemeine.

Das Sinken von Fröhlichs Kunst ist am deutlichsten in der Abteilung „Bilder aus dem Neuen und Alten Testament" zu erkennen, die grossenteils erst Ende der 50er Jahre, dann aber in rascher, fast täglicher Produktion entstanden. Sie versifi zieren in der mattesten Weise biblische Partien.

Es ist erstaunlich, dass ein poetisches Talent wie Fröhlich die lebendige und schöne Epik des Bibeltextes so ins Triviale verschlechtern mochte. In einem reizlosen Bänkelsängerstil wird erzählt oder vielmehr nur eine Inhaltsangabe in Versen gegeben, denn nie wird eine Situation um ihretwillen verdeutlicht, sondern nur auf die innewohnende Moral hingearbeitet. In dem 30 Seiten langen Gesang über „Joseph" sagt der alte Jakob zu seinen Söhnen[46]):

Würd' ich kinderlos dagegen,
Wär' ich eben kinderlos.

---

[42]) A. R. 1832, S. 159.
[43]) VI. Bd., S. 62.
[44]) A. R. 1832, S. 157.
[45]) VI. Bd. S. 62.
[46]) VI. Bd., S. 224.

Der unselige Dilettantismus, der Fröhlich im Blute lag, förderte den Verfall, ja mochte eine Triebfeder sein, die ihn überhaupt zur geistlichen Lyrik führte. Er mochte glauben, hier mit der frommen Absicht schon zum Ziele zu kommen. Die Tradition, welche Motive, Gedanken und Ausdrucksweise überlieferte, machte eine hervorragende Leistung vielleicht schwerer, mittelmässige aber bequemer. So produziert Fröhlich, der selbst bei der Redaktion über die ungeheure Menge des Schlechten geseufzt hatte,[47]) nicht weniger als etwa 400 Lieder[48]) religiösen Inhalts; es kommt vor, dass er dasselbe Motiv (in den Johannesliedern und den „Geistlichen Liedern"), wohl unabsichtlich, doppelt behandelt; von Ausfeilen und Ueberarbeiten wird wohl kaum die Rede gewesen sein, und dass er doch damit etwas hätte erreichen können, zeigt der Anfang seines besten, choralmässigsten und doch so ganz charakteristischen Kirchenliedes, in dem man den Verfasser der Schweizerlieder wieder erkennt. Wie viel kräftiger und eigener tönt der verbesserte Anfang:

Wir schwören heut aufs neue
Dir, unserm König, Treue

als die ursprünglichen Verse:

Vor unsern König treten
Wir heut mit Dankgebeten.

Dieses Lied wurde denn auch mit Recht nebst zwei andern in das neue „Gesangbuch für die evangelisch reformierte Kirche der deutschen Schweiz" aufgenommen; sonst scheinen Fröhlichs geistliche Lieder wenig Anklang und Verbreitung gefunden zu haben.[49])

Das übertriebene Lob einzelner Persönlichkeiten ist uns heute unverständlich, und übereinstimmenden Tendenzen auf die Rechnung zu schreiben. So versteigt sich der Literarhistoriker Vilmar in einem Briefe an Fröhlich vom 1. November 1861 zu dem Ruhme: „Solche Töne, wie die Ihrigen, sind ein Vorklang von dem grossen Hallelujah, von dem grossen Zusammenklingen der viel tausendmal tausend Zeugen . . . es sind Lieder des wahren Friedens . . . weit mehr als viele andere stellen mir solche Lieder wie die Ihrigen die Wirklichkeit einer Gemeinschaft der Heiligen dar." Er will dafür sorgen, dass Fröhlich im nördlichen Deutschland die verdiente Bekanntschaft und Würdigung findet.

[47]) F. a. W., 22. Mai 1835.
[48]) Koch, der die zerstreut erschienenen nicht kennt, zählt 387 Nummern.
[49]) Vgl. Koch.

Noch wunderlicher ist das Urteil J. C. Mörikofers, des Verfassers der Geschichte der schweizerischen Literatur im 18. Jahrhundert.[50]) „Das Leben des Herrn spiegelt sich in reichen lebendigen, grossartigen Bildern. Sie, ein vorherrschend epischer Dichter mit der grossen Kraft plastischer Darstellung . . . finden auch Ihr grösstes Gelingen im historischen Bild.“ Ihm und Nina Camenisch[51]) gefällt vor allem „Joseph“. Aber diese Stimmen blieben einzelne und einflusslose Ueberschätzungen.

Die Missachtung der Kunstforderungen, die unheilvolle Verwechslung von Kunst und Ethik hat sich bitter gerächt und jegliche Dauer der Lieder verunmöglicht. Fröhlich fehlte die Erkenntnis seines Feindes Herwegh:

Das Heilige gelingt so selten schön,
Das Schöne nur wird immer heilig bleiben.

Ein anderer Hauptgrund, warum Fröhlich nicht zu bedeutenden Leistungen durchdrang, ist endlich der, dass die grosse Zeit des Kirchenliedes endgültig vorüber ist. Was es zu sagen hatte, wurde von einem Luther, Gerhard, Terstegen, Gellert u. a. unübertrefflich gesagt. Die spätern erscheinen in der Notlage der Epigonen. Wenn E. Koch dem 19. Jahrhundert als einer Zeit der Erneuerung des frommen Gefühls und des kirchlichen Bewusstseins hervorragende Leistungen im Kirchenlied zuschreibt, so vergisst er, dass dessen frühere Suprematie gegenüber den andern poetischen Gattungen vollständig verloren ging. Die Klassik hat die Emanzipation der Poesie von allen Nebenzwecken, so auch vom religiösen herbeigeführt. Schon Gellert vermochte nur noch auf ein breiteres Publikum, nicht mehr auf die besten Köpfe zu wirken. Fröhlich, der bezeichnenderweise bei aller Verschiedenheit des Temperamentes wie jener Fabel und Kirchenlied kultivierte, vermochte auch die Popularität nicht mehr zu erreichen.

---

[50]) 27. Herbstmonat 1861 an F.
[51]) S. Abschnitt XVI.

XV. Abschnitt.

Fröhlichs literarische und historische Stellung.

Die „Reimsprüche“ sind dasjenige Werk des älteren Fröhlich, in dem sich seine Persönlichkeit am deutlichsten zeichnet. Für den jüngern Fröhlich gilt dasselbe von den „100 Fabeln“!

Zwischen den beiden Werken liegt genau ein Vierteljahrhundert und ein weiter Weg. Auf den ersten Blick scheint er abwärts zu führen; die Fabeln sind fraglos bedeutender als die Reimsprüche. Fröhlich gehört zu den Dichtern, die gleich anfangs ihren Triumph ausspielen und dann die erste Leistung nie mehr erreichen. Aber der Rückschritt gilt nur für den Dichter Fröhlich, nicht auch wie bei so vielen andern, für den ganzen Menschen. Das kommt davon her, dass er nicht ausschliesslich, ja nicht einmal hauptsächlich, Dichter war. Als Persönlichkeit gelangte er zur vollen Reife zu einer Zeit, wo er die qualitative (wenn auch nicht die quantitative) Höhe seiner Produktion überschritten hatte.

Dichter war er vor allem zu der Zeit, als die heftige Reibung mit der Wirklichkeit die weichen Teile seiner Natur noch nicht abgescheuert hatte. Die Fabeln sind noch eine Art Spiel, die Reimsprüche bitterer Ernst. Dort herrscht Witz und Schalkhaftigkeit, hier Hohn und Zorn. Dort greift die überschüssige Jugendkraft die Aussenwelt tatenlustig und übermütig an, hier verteidigt sich die männliche Energie verzweifelt gegen das Heer der Feinde; dort ist er noch kontemplativ und sinnig, hier beschäftigen ihn die schweren Gedanken. Die Fabeln schreiten in dem leichten Ueberwurf der Natur einher; die Epigramme im blanken Panzer.

Kein Zweifel, dass Fröhlichs Fabel poetischer ist als eine polemische Satire. Die Gründe, aus denen er zu dieser übergegangen ist, mögen folgende sein: einmal sind die Fabelmotive bald erschöpft und die Gefahr der Wiederholung naheliegend. Sodann hat er vieles zu sagen und deutlich zu sagen. Wie? Das wird ihm gleichgültiger. Es ist ihm weniger mehr um Poesie zu tun; sie ist nicht mehr Zweck, sondern nur noch Mittel. Viel-

leicht ist ein letzter Grund das Abflauen der gestaltenden, dichtenden Kraft.

Dafür hat sich Fröhlich, nachdem er das Kerngebiet gleich anfangs bebaut, über den ganzen Umfang seines Talentes ausgedehnt. Er entfaltet eine starke und mannigfaltige Produktivität. Diese ist 1853 so stark geworden, dass er, durch Rezensionen etc. mehrfach aufgemuntert, fünf Bände „Gesammelte Schriften“ herausgibt. I. Band Fabeln, II. Band Lieder (und zwar die Abteilungen: Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten, Heimatliche Lieder, Gesellige Lieder, Erzählende Lieder), III. Band Zwingli, IV. Band Hutten, V. Band Schweizernovellen.

Bei der Zusammenstellung verfuhr er ungefähr nach folgenden Prinzipien: er wählt das bessere aus oder vielmehr er lässt das wirklich minderwertige weg, so dass alle Nummern auf ziemlich der gleichen mittlern Höhe stehen.

Ausgeschieden wird fast alles, was sich direkt auf seine Zeit bezieht. Die schärfsten Fabeln, die eine zu deutliche Sprache reden, werden gemildert, Anzüglichkeiten im Titel etc. ebenfalls ausgemerzt. Vieles, was durch einen konkreten Fall veranlasst wurde, trägt nun als „allgemeine Wahrheit“ ein harmloseres Gepräge. Der „Michel“ und die Reimsprüche bleiben auch weg, doch waren vielleicht ihre Auflagen noch nicht ausverkauft.

Dadurch, dass Fröhlich aus beiden Perioden die Extreme, das allzuscharfe und aggressive unterdrückte, hat er es fertig gebracht, die innere Wandlung vollständig zu verbergen, so dass die fünf Bände einen einheitlichen und geschlossenen Eindruck machen und die Widersprüche ziemlich vermieden sind. Niemand bemerkt, dass sich Gedichte aus den verschiedenen Jahrzehnten unmittelbar aneinanderreihen.

So tritt Fröhlich, dessen Erzeugnisse bisher in Zeitungen, Almanachen und kleineren Einzelausgaben verzettelt waren, zum erstenmal, wenn auch nicht in allseitiger, so doch in geschlossener und reicher Form, vor das Publikum.

Es war auch höchste Zeit, denn die Aera seines Einflusses war eigentlich schon vorüber, und die gesammelten Schriften bilden eher den Abschluss als den Höhepunkt seiner Wirkung.

Damit kommen wir auf seine Stellung in der Literatur zu sprechen. Die deutsche Literaturgeschichte kommt dabei

kaum in Betracht. Abgesehen von seiner zu geringen Bedeutung waren es die lokalen Tendenzen, die Fröhlichs Wirkungskreis von vornherein auf die Schweiz beschränkten. Einzig die Fabeln sind über sie hinausgedrungen und erhalten in den ausführlicheren Literaturgeschichten ein kleines Plätzchen. Freilich mehr nur als historische Erscheinung; sie waren der unfruchtbare Ausläufer einer vorklassischen Richtung, die mit der Blüte der Kunst wenig zu tun hatte.

Für die Schweiz aber lagen die Verhältnisse so:

Nachdem sie im 18. Jahrhundert durch Haller und Bodmer hervorragenden Anteil an der Entwicklung der deutschen Literatur genommen, ja eine Zeitlang die Führung in Händen hatte, wird sie von dem rapiden Siegeszug Deutschlands überholt und hat der Höhe der deutschen Klassik und der Verfeinerung der Romantik nur eine unerfreuliche Leere gegenüber zu setzen. Stille Talente wie Salis, Usteri, Hegner, die man Liebhaber nennen möchte, bleiben ohne Einfluss; bedeutende Männer wie Lavater und Pestalozzi weihen ihre Feder religiösen und sozialen Bestrebungen. Der Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft hinterlässt keine Spuren in der Poesie, wohl aber vernichtet er die aristokratische Gesellschaft und Kultur, in der die Kunst bisher zu Hause gewesen war. Diese entbehrt nun eines günstigen Bodens und muss eine gründliche, langdauernde Umgestaltung erfahren. Jn die Zeit der allmähligen Erholung fallen Fröhlichs Fabeln, eine satirische Sittenzeichnung, nicht sehr verschieden von der Literatur, die die engen Verhältnisse Deutschlands im 18. Jahrhundert spiegelt. Ein heiterer Naturgenuss wird mit der Verspottung der Schwächen und Torheiten kleinstädtischer Bevölkerung verbunden.

Die wachsende Heftigkeit und Ausbreitung der politischen Kämpfe richtet den Blick auf wichtigere Dinge, lässt die Poesie aber noch weniger zur Entfaltung kommen. Die Verhältnisse in der Schweiz seien der Kunst nicht günstig, klagt Fröhlich seinem Freunde Wackernagel (26. Dezember 1832). „Die unpoetische Politik verschlingt fast alles Interesse;“ noch mehr, sie macht sich auch die Poesie dienstbar! Fröhlich war die streitbarste Gestalt und sass obendrein mitten im Herd der revolutionären Bewegung. Aber auch Reithard wurde in den Kampf

gezogen, und der weltabgeschiedene Gotthelf kann es nicht lassen, gelegentlich — nicht zum Vorteil seiner Werke — der Zeit am Zeug zu flicken. Alle kämpfen sie auf konservativer Seite; Rud. Tanner gelegentlich auf der andern; er entflieht aber bald der Polemik in stille Naturbetrachtung.

Um das literarische Interesse in der Schweiz war es damals übel bestellt; die Verhältnisse waren unerquicklich. Fröhlich seufzt über Mangel an Anregung, über das Fehlen eines literarischen Organs. Die jährlichen „Alpenrosen“, die er lange redigierte, bilden die Sammelstelle für eine konservativ solide, aber recht hausbackene Kunst. Von jenseits des Rheins war wenig Beachtung zu erhoffen, wenn nicht etwa durch den Gesinnungsgenossen Wolfgang Menzel. Es ist nicht einmal ein Blatt in Oesterreich oder Deutschland aufzutreiben, in dem Fröhlich seine „Reimsprüche“ ankündigen möchte.[1])

Bei der stürmischen und unfreundlichen Witterung konnte die Poesie nicht aufblühen. Die grossen Gattungen lagen brach; es wurden die Nebengattungen gepflegt, die sich vor und nach den Höheperioden breit machen: Fabel, Satire, Lehrgedicht, Zeitgedicht, religiöse Lyrik. Darin und in der derben Behandlung erinnert Fröhlich an die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts. Die Poesie war nur Mittel, nicht Selbstzweck.

Für alle diese Merkmale der Periode war Fröhlich der typische und bedeutendste Repräsentant. Man erstaunt, dass zur Zeit seiner Didaktik und Polemik die reine Schönheit der Goetheschen Kunst und die Sensibilität der Romantik schon bestanden; man möchte ihn unwillkürlich viel früher ansetzen.

Endlich, durch den Sonderbundskrieg, gelangen die aufreibenden Parteikämpfe zum Abschluss, die reformierten und liberalen Teile gewinnen die Oberhand, der Partikularismus und die kleinlichen Verhältnisse müssen einem regeren und kräftigeren Leben weichen, man hat wieder Zeit, fremde Einflüsse, besonders deutsche, zu assimilieren.

---

[1]) Fröhlich, 2. April an Ebrard: „Wir schweizerischen Schriftsteller leiden unter der Ungunst der deutschen Zeitschriften und Kritiker, den konservativen zumal ergeht es schlimm.“

H. Gelzer an Fröhlich, 23. Juni 1850: „Die Schweiz und besonders die konservative Literatur hat in Deutschland mit einer ungerechten Missgunst zu kämpfen. Es müssen hieran literarische Cliquen und Coterien schuld sein.

Fröhlich begrüsst in seiner „Festpoesie“ eine neue Epoche, aber er vermag sie doch nicht mehr zu verstehen und auszunutzen. Sie gestaltet sich nicht nach seinem Idealbild; sie ist nicht viel besser als die Vergangenheit. In den Reimsprüchen offenbart er sich als Vertreter einer untergehenden Zeit; die letzten Worte des Buches zeigen, dass er nicht mehr mitkommt:

. . . „Wenn ichs zu sehn noch hätte,
Des Landes neues Heil besäng' ich um die Wette“.

Die letzten Revolutionsstürme hatten G. Keller aufgeweckt, der der Vertreter dieser neuen Aera wurde. Im Jahr nach den „Reimsprüchen“, 1851, erschienen seine „Neueren Gedichte“ und der Anfang des „Grünen Heinrich“; damit beginnt die schweizerische Klassik, die nun schon wieder einer Art Epigonentum mit seinen Vorzügen und Nachteilen Platz gemacht hat.

Fröhlich war nicht einmal ein Vorarbeiter für die Nachfolgenden. Er und seine Zeitgenossen haben überhaupt nicht auf die Blüte der Kunst hingearbeitet, sondern den Bedürfnissen und der Not des Tages gehorcht. Das grosse Schiessen in Aarau 1849 war gleichsam der Knoten, der die beiden Epochen aneinanderknüpft und speziell (in den beiden Novellen) ihre Hauptvertreter Fröhlich und G. Keller.

Gotthelf, Disteli, Fröhlich und andere mehr waren die Opfer derselben ungünstigen Verhältnisse. Gotthelf freilich, als ein geborenes episches Genie, war nicht umzubringen; Disteli aber konnte seine grossen Anlagen nicht entfalten, da die Schweiz bei ihren dürftigen ökonomischen Zuständen einen Historienmaler nicht erhalten konnte. Er ging zu Grunde, aber seine Leistungen sind heute noch interessant. Umgekehrt bei Fröhlich. Seine Werke sagen uns heute nichts mehr, er ist mit seiner Zeit vorübergegangen, aber er hat seine Kräfte auf sie wirken lassen und ist in ihr zu einer markanten Persönlichkeit geworden. In einer feineren Kultur hätte er wohl Vollendeteres geleistet, so litt er zwar, aber seine starke Natur konnte ganz zur Entfaltung und zur Geltung kommen. Er war ein Mann, wie ihn die Zeit brauchte.

XVI. Abschnitt.

Alter und Altersdichtung.

Trotz des Anbruches eines neuen Zeitabschnittes wirkten die Werke Fröhlichs nach; nicht auf die führenden Geister — auf die hat er nie einen bedeutenden Eindruck gemacht — sondern auf die breitern Schichten der bürgerlichen Bevölkerung der Schweiz.[1]) Dagegen vermochte das, was Fröhlich etwa seit den „Gesammelten Schriften“ noch veröffentlichte, kaum seinen Einfluss zu vermehren.

Weniger beachtet, wurde er weniger befehdet. Die letzten zwanzig Jahre verlebte er äusserlich ruhig, nach wie vor in Aarau im Kreise seiner kleinen Familie, die aus seiner Gattin und dem 1832 geborenen Sohn Edmund bestand, der gleich dem Vater geistlichen Beruf wählte. Er durfte es am ehesten wagen, der Meinung des Vaters, wo es nötig war, die eigene entgegenzustellen, da er, wie aus den Briefen hervorgeht, Fröhlichs geheimer Stolz war. Dem leichterregten und hitzigen Manne gegenüber ergab sich vielleicht eine sichere und etwas abkühlende Art des Umgangs von selbst. Seine Gattin, der er seine Trostlieder und einen ehrenden Nekrolog nachschrieb, war energisch und tüchtig wie er; in den politischen Wirren trug ihre eigene Erregung allerdings nicht zur Besänftigung der seinen bei; auf seine Poesie gab sie nicht viel und übte jedenfalls keinen fördernden Einfluss aus. Als sich 1859 Edmund verheiratete, übertrug der Dichter auf seine Schwiegertochter die Liebe und Zärtlichkeit, mit der er einst an seiner Tochter Minna und zuvor an seinem Bruder Theodor gehangen, und die irgend jemandem zu erweisen ihm Bedürfnis war. Denn gerade so harte und heftige Naturen müssen es als eine Wohltat empfinden, wenn sie einmal mit rein menschlicher Liebe aufgefasst werden, die mildernd und lösend auf sie einwirkt. Offenbar war die Anerkennung, mit der er von

[1]) Dass Robert Weber noch 1883 in der Schweizerischen Nationalbibliothek 2. und 3. Bdch. ausgewählte Dichtungen Fröhlichs herausgab, war eine verspätete und unfruchtbare Anstrengung eines literarischen Patrioten.

seiner Umgebung gewiss nicht verwöhnt wurde, sein geheimes und wohl begreifliches Verlangen. Von kurzen Aufenthalten in Basel kehrte er besonders aufgeräumt zurück, ohne aber die Ursache seiner guten Laune verraten zu wollen; war es etwa, weil er dort gefeiert und „fetiert“ wurde? Uebrigens würde sein gesellschaftliches Leben in ein falsches Licht gerückt, wollte man nur nach dem spärlichen Briefverkehr urteilen. Die Korrespondenz wurde ersetzt durch eine fast patriarchalische, schlichte Gastfreundschaft. Er nahm seine Bekannten für zwei, drei Tage in seinem Hause auf, oder machte sich selbst auf den Weg zu ihnen; am meisten nach Zürich und Basel. Hier weilte sein getreuer und liebenswürdiger Wackernagel, und ein anderer intimer Freund, Antistes Preiswerk, der Vater seiner Schwiegertochter. Der literarische Verkehr blieb mit Ausnahme Gotthelfs auf Grössen von lokaler Bedeutung beschränkt, wie Salomon Tobler, den Basler Historiker und patriotischen Dichter Balthasar Reber,[2] den Natur- und Idyllendichter Oberrichter Eduard Dössekel in Aarau,[3] die Graubündner Dichterin Nina Camenisch.[4] Die Anregung war spärlich, seine Aufnahmsfähigkeit wohl auch schon geschwunden, die Anerkennung nicht eben wortreich, wenn nicht, wie bei dem Literarhistoriker Vilmar, Prof. Ebrard u. a. die gleichgerichtete Tendenz zur Begeisterung führte. Durch rege Anteilnahme an nationalen Bestrebungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst war er schon früher mit den Malern Paul Robert und Calame in Verbindung getreten, dann namentlich mit Jakob Suter[5] befreundet, der ihn mit mehreren seiner Werke beschenkte.

Trotz alledem ist es zu begreifen, wenn Fröhlich schon 1851 über die Einsamkeit, in der er zumal die Kunst betreffend lebe, klagt. Es war nun einmal zu seiner Zeit in der Schweiz keine literarische Kultur, es fehlte sowohl an einem verständnisvollen und kunstbegierigen Publikum als geistigen Zentren und Zusammenschluss der ausübenden Künstler.

---

[2]) Balthasar Reber von Basel 1805—1875.

[3]) 1810—1890.

[4]) 1826 geb.

[5]) von Hottingen, Zürich 1805—1874. Schüler von Wetzel, hielt sich lange Zeit in Rom auf.

Dazu kam er zeitlebens nicht aus beschränkten und einengenden Verhältnissen heraus. Er war ein genauer Rechner, aber wo es galt, bedürftigeren Bekannten oder gemeinnützigen Bestrebungen beizustehen, brachte er ohne langes Besinnen die grossmütigsten Opfer. Auch hier soll seine noble Art ausgenützt worden sein. Für sich lebte er sehr bescheiden, eine einzige Liebhaberei scheint er sich gegönnt zu haben, er legte eine reichhaltige Kupferstichsammlung an.

Nie zu vergessen ist endlich, dass die Stellung, die er seit dem Wahlunglück inne hatte, seinen Fähigkeiten und zum Teil seiner Neigung nicht entsprach. Er waltete zwar unermüdlich arbeitsam und erstaunlich leistungsfähig als Rektor und Helfer, aber die Schulmeisterei wirkte ohne Zweifel lähmend, und frass seine beste Zeit weg. „Freie Arbeit ist zum Leben unumgänglich nötig, sie ist der letzte Trost mitten unter denen, welchen wir als Toren erscheinen," schreibt er an Dösseke1.

Hatte der Mann Fröhlich unter den ungünstigsten Verhältnissen seine eigene achtunggebietende Persönlichkeit ausgebildet und, wenn nicht künstlerisch befriedigende, so doch markante Leistungen geschaffen, so rächen sich nun die fatalen Umstände am Greisen. Was er in den fünfziger und sechziger Jahren produziert, trägt, wie schon mehrmals angedeutet, einen senilen Zug, und entbehrt der frischen Lebendigkeit.

Seine Studien und Beschäftigungen werden allerdings mannigfaltiger. Er soll viel und verschiedenartiges gelesen haben; pädagogische und kirchliche Fragen traten in den Vordergrund, die Musik bleibt nach wie vor ein heiliger Genuss, und zwei kurze Reisen nach München werden es gewesen sein, die sein Interesse für bildende Kunst erneuerten. Entsprechend wird seine Poesie — nicht zu ihrem Vorteil — mannigfaltiger. Auf seinen Hauptgebieten mochte er sich erschöpft fühlen; seine Entwicklung war schon anfang der vierziger Jahre zum Abschluss gelangt, ihre Resultate hatte er schon ausgesprochen; so wiederholt er sich, oder geht mit zunehmender Kritiklosigkeit an Arbeiten, denen er nicht gewachsen ist. Hieher gehören namentlich seine Novellen. Er verzeddelt seine sinkenden Kräfte, die er ja niemals mit der Strenge des Künstlers diszipliniert hatte, in allzu reicher und allzu reichhaltiger Produktion. So schreibt

er z. B.:[6]) „Meine Ferien will ich mit Darstellung noch unbesungener Szenen aus der Schweizergeschichte ausfüllen. Die Epigramme oder Zweizeiler erhalten oft täglich Zuwachs. Wieder habe ich die Salomonischen Sprüche vorgenommen; die entgegenspringendsten in unsern Reim zu bringen, ist eine reizende Aufgabe."

Der Gelegenheitsgedichte, der erzählenden und patriotischen Lyrik seines Alters wurde schon Erwähnung getan; in allen waltet ein lehrhafter oder religiöser Geist. Dieselbe Durchdringung mit religiösen Gedanken weisen die spätern Naturlieder auf. Es gab für ihn zwei Offenbarungen, zwei Stätten der Erholung und Erhebung. zwei grosse Wunderbücher:

Ein Gotteswort sind Bibel und Natur,
Wir Endlichen verstehn sie teilweis' nur.

Zwischen beiden fühlt er einen innigen Zusammenhang. Er besingt die Welt nicht mehr um ihrer Schönheit willen, sondern zum Preise Gottes. Lange Jahre, heisst es, konnte man die ehrwürdige, einsame Gestalt eines alten Herrn in dem waldigen Gelände um Aarau wandeln und wieder stillstehen sehen. Es war Fröhlich, der auf dem täglichen Spaziergang ausruhte oder dichtete. Seine Liebe zur Natur hatte sich nicht vermindert, wohl aber die Fähigkeit, sie originell und lebendig, wie in der Jugend, aufzufassen und zu gestalten. Da aber die Lust dazu blieb, entstanden, namentlich während seiner häufigen Ferienaufenthalte im Engadin, die eine Abwechslung und Feierzeit in dem Gleichgang seines Lebens bedeuteten, eine Menge Naturlieder,[7]) die ihn auf der Stufe der unzähligen mittelmässigen Dilletanten zeigen. Es fehlen die eigentlichen Motive, und so verfällt er auf die breite Beschreibung von Schönheiten jeweilen einer einzelnen konkreten Gegend. So preist er in nicht weniger als drei weitschweifigen Liedern den Rheinfall, noch weniger als früher kann er ein Objekt mit einem Schlage erledigen. Nur ganz vereinzelt gelingt ihm ein so lieblicher Einfall wie

---

[6]) An Nina Camenisch 14. Juli 1862.
[7]) Ein Teil davon gedruckt AR. 1854 als „Blätter und Blumen vom Brunnen des St. Maurizius".

Die Schalen.

Schalen, reich gefüllt zum Mahle
Sind die hohen tiefen Tale,
Milch und Honig, Korn und Wein
Strömt herein;
Die den Urquell schliesset ein
Oben im kristallnen Strahle,
Prangt und funkelt diese Schale. (1856) u.

oder ein leichtes, jugendliches Lied, wie

Er und Sie.

Wenn die Sonn' den Gletscher küsst,
Fängt er an zu glühen,
Wenn der Quell die Wiese tränkt,
Fängt sie an zu blühen.

Wenn der Wind die Well erregt,
Fängt sie an zu klingen.
Wenn der Lenz die Lerch erweckt,
Fängt sie an zu singen.

Er und Sie, so ists gemeint,
Rings auf dieser Erden
Nur wenn Ton und Ton sich eint
Kanns ein Wohlklang werden. (1863) u.

Noch bedenklicher macht sich der Dilettantismus in seinen Dialektgedichten geltend, die etwa seit 1853 üppig ins Kraut schiessen. Das meiste blieb glücklicherweise ungedruckt.

Fröhlich schloss sich der damals wachsenden Strömung zu Gunsten der Mundarten und der mundartlichen Dichtung an; er mochte darin eine heimatlich patriotische und gesund volkstümliche Richtung erblicken, die es zu unterstützen galt. Auch der zunehmenden Neigung nach Gemütlichkeit und Abwechslung kam die Dialektdichtung eben recht, und so versifizierte er, ohne eine Ahnung von den Schwierigkeiten, drauf los. Es war ein entschiedener Missgriff und verrät deutlich die Abnahme seines Talents. Die Mundart ist das Mäntelchen, unter dem alle Laster des Dilettantismus sich bequemer breit machen können. Schlechte Motive werden mit Behaglichkeit ausstaffiert, die Lehrhaftigkeit soll durch den gemütlichen Ton schmackhaft gemacht werden. Plattheiten und moralische Anekdötchen werden nicht gespart.

Das Wesen und der Vorzug der Dialektdichtung entgeht Fröhlich gänzlich. Er weiss nicht, welche Originalität und Frische

einer Mundart innewohnt, er weiss aber auch nicht, wie schwer es ist, einer gesprochenen, bodenwüchsigen Sprache poetische und literarische Qualitäten zu verleihen. Eine gemütliche Stimmung will er mit möglichst vielen Verkleinerungssilben erreichen. Er dichtet eigentlich nicht aus dem Dialekt heraus, sondern (aus jahrzehntelanger Uebung) in der Schriftsprache, und übersetzt gleichsam erst nachträglich in die Mundart, weshalb die Rückübersetzung ohne weiteres gelingt, was immer ein übles Zeichen für mundartliche Dichtung ist.

Hebel diente in vielem als Vorbild, aber Fröhlich lernte wenig von ihm. Auch in der Naturbelebung, die dem Fabeldichter doch nahe lag, ist er nun arm; erledigte Motive, wie den „Nachtwächter" greift er wieder auf. Gedruckt ist ein Gedicht an Jeremias Gotthelf.[8]) Man erstaunt, dass Fröhlich über diesen, seinen Freund und Gesinnungsgenossen, nichts tieferes zu sagen weiss. Hatte er kein rechtes Verständnis für das epische Genie, oder hindert ihn nur Ungeschicklichkeit im mundartlichen Ausdruck? Nicht viel besser sind drei Gedichte „Zur 100jährigen Geburtstagsfeier J. P. Hebels".[9]) Hier offenbaren sich die Prinzipien, die Fröhlichs Neigung zur Dialektdichtung bestimmten und die er dieser ohne weiteres zugrunde legt.

So denke-n-alli Dütsche, Herr Prälat. (Hebel)
Au euer Lied ist dütsch, us dütscher Seel
Isch's cho, die Dütsche singe's gern, es weckt
En tütsche Sinn; und nie wirds übertönt
Vom wälsche Lied; das glaub i sicherlich!

Fröhlich soll sich auch entschlossen haben, die sämtlichen alemannischen Gedichte Hebels in der Schriftsprache (!) herauszugeben,[10]) ein Plan, der glücklicherweise unausgeführt blieb. Erwähnung verdienen sodann die Verdienste, die sich Fröhlich als Redaktor und Mitarbeiter um die jährlich erscheinenden „Alpenrosen" erwarb und die zum Teil schon in seine frühere Zeit fallen. Hier erschien ein grosser Teil seiner Gedichte und Novellen, hier veröffentlichte er drei kurze aber interessante Biographien über den Künstler Samuel Amsler,[11]) den Volksdichter

[8]) Alpenrosen auf 1854.
[9]) Sch. Nr. 93.
[10]) Freilich spricht von diesem Vorhaben eine einzige Notiz in K. M.
[11]) AR. 1850.

Gottl. Jak. Kuhn[12]) und den Naturforscher Prof. Rud. Meyer,[13]) mit denen er teilweise in persönlichen Beziehungen stand. Auch die Charakterbilder „Der Gantrufer“ und „Der Schultheiss“[14]) zeigen seine auch in den Epen und Novellen bemerkbare Neigung zum Biographischen.

Von der aktiven Politik hatte sich Fröhlich schon Ende der dreissiger Jahre zurückgezogen, aber er hatte im Michel und den Reimsprüchen literarische Einwirkung kräftig erstrebt. Nun verzichtet er auch darauf. Nicht, dass er den Blick weniger gespannt auf vaterländische und Weltbegebenheiten gerichtet hätte; ja, diese spiegeln sich noch in der Produktion seiner letzten Jahre. Aber weitaus das meiste bleibt ungedruckt; von irgend einer Wirkung kann also von vornherein keine Rede sein, und einigen Wert haben die im folgenden besprochenen Verse nur als die Meinungsäusserung eines in seiner Art interessanten Charakterkopfes. Die persönlichen schlimmen Erfahrungen hat er nicht ganz überwunden, bittere Worte, etwa dieser Art,

Lern di bücke
Wirds dir glücke,
Stahst uf eigne Füesse
Wirsts müese büesse! u.

entschlüpfen ihm immer wieder von Zeit zu Zeit.

Allem Neuen stand er skeptisch, wenn nicht ablehnend gegenüber, begriff es wohl auch nicht mehr. Ueber das damals rasch sich ausspinnende Eisenbahnnetz weiss er in zahlreichen Sprüchen nicht viel anderes zu sagen, als etwa

D' Isebahn macht richi Lüt,
Doch de meiste bringt sie nüt. u.

Er hasst die Eisenbahnen, nicht ohne persönliche Gründe. Als alter Mann erlebt er einen Zusammenstoss, früher war er einem solchen nur dadurch entgangen, dass ihm ein Taschendieb auf dem Bahnhof in Frankfurt die Uhr zu stehlen suchte, und er über der Affäre den verhängnisvollen Zug verfehlte, ein Vorfall, der seiner Neigung zum Aberglauben Nahrung geboten haben soll.

[12]) AR. 1851.
[13]) AR. 1852.
[14]) Sch. Nr. 65.

Wie die Eisenbahnen selbst mit ihrem Dampf und Gerassel, das alle Nachtigallen verscheuche, findet er auch das ganze Eisenbahnzeitalter unpoetisch, unbehaglich.[15])

Er kommt auch nicht mehr zur Freude am Vaterland, zu einer ganzen und versöhnenden Bejahung. Mit süss-säuerlichem und ungläubigem Gesicht verfolgt er den Lauf der Dinge. Die politische Leitung erregt vielfach sein Missfallen, und der lehrhafte Greis hält den hohen Behörden etwa einmal eine tüchtige Lektion — in seinen Manuskripten.

„Eine zieht und s'stüre vil" spottet er über die Staatslenkung; ein Gedicht „an den Nationalrat" ist auf die Worte gestimmt:

Und je goldner eure Reden
Desto minder kostet's Geld. u.

Und ein anderes enthält zwischen den mahnenden Anfangs- und Schlussworten „Senatoren! Senatoren!" ein Programm von etwa 30 Pflichten, Lehren und Forderungen, alle auf den Reim -oren ausgehend, und in ihrem würdigen Ernst doch die Lächerlichkeit ein wenig streifend. Diese beiden Gedichte sind „Lützelfluh, 7. August 1852" bezeichnet; ob Fröhlich und sein Freund Gotthelf, den er dort besuchte, wohl zusammen tüchtig ihre eigensinnigen Charakterköpfe über den Lauf der Welt schüttelten?

Das wichtigste nationale Ereignis, das Fröhlich noch erlebte, war der Neuenburger Handel. In seinen Versen aus dieser Zeit kämpft die warme patriotische Begeisterung mit der üblen Laune über die Politik, wie die Sonne mit dem Regen.

Wir haben wieder Vögte,
Reichsvögt' im Schweizerland;
Das ist ihr Tun und Raten,
Dass allen Nachbarstaaten
Wir drohn mit Mund und Hand, u.

beklagt er sich am 18. Januar 1857, und später folgen bitterböse Verse auf einen Ständerat.

Den Ernst der Lage bedenkt er in der Neujahrsnacht 1857:

Wie tönet das Geläute
So ernst durch die Nacht;
Was wird vom neuen Jahre
Dem Vaterland gebracht? u.

---

[15]) Fröhlich an Dössekel, 8. Oktober 1853.

und wenige Tage zuvor äussert er die gleichen Gedanken, aber deutlicher, in einem Brief an Wackernagel: „Das Geläut des Vorabends erschallt zwar, aber die Trommeln tönen darein. . . . Es ist mir, ich werde den Herbst meines Lebens in Ungewittern enden, und ich habe die Tage des Friedens bereits genossen. Zwar sind auch über mich schwere Stürme gekommen, aber jeweils kehrte doch die Ruhe wieder.“[16])

Immer enger verflicht er alles mit der Religion, aus politischen Geschehnissen entspringen Kirchenlieder, zu einem religösen Gedicht vom 15. Januar 1857 schreibt er: „Die Nationalratsversammlung spricht über Krieg und Frieden, über das Leben von vielen Tausenden. Ermisst sie die unendliche Verantwortung? Fleht sie Gottes Beistand an?“

Die Freude darüber, dass die früheren Sonderbundskantone treu zum Bunde stehen:

— Grad in der Mitte wieder
Schliesst ihr der Kette Glieder — u.

spiegelt sich in dem Gedicht „Die Innern“, und während im ganzen Lande mobilisiert und gerüstet wird, wird auch er von der allgemeinen Begeisterung mitgerissen.

Nicht Zürich, Bern, nicht Uri,
Nicht der und jener Stand,
Die Gauen all verbunden
Und wieder treu erfunden,
Die sind mein Vaterland. u.

Als die drohende Angelegenheit auf friedlichem, und für die Schweiz glücklichem Wege erledigt war, feiert er das Jugendfest 1857 mit den Versen:

Abgetan die letzten Reste
Nun der Untertanenschaft,
Sei die Schweiz der Freiheit Feste
Recht und Eintracht ihre Kraft. u.

Aber mit der Zeit macht sich auch wieder der Unwille über die politischen Verhältnisse des Vaterlandes in bittern Worten Luft.

Noch schlimmer schien es ihm in der Welt draussen zu stehen. Für das Hauptübel der Zeit hielt er Napolien III. und Frankreich.

---

[16]) F. a. W., 24. Dezember 1856.

Dass England im Bunde mit diesem und der Türkei Russland den Krieg erklärt (28. März 1854), dass es

> Dem Christentum zum Spotte
> Für Mohammed den Sieg begehrt, u.

entflammt ihn zu einem zornigen Lied „Nicht Türken!“ Er wirft England elenden Krämergeist und Frivolität vor

> Was hilfts, wenn Millionen
> Ihr auch die Bibel bringt,
> Und Christen Millionen
> Nun unter Mohammeds Fesseln zwingt! u.

Er entwickelt den ehemals im Hutten angetönten Gegensatz zwischen Christen und Heiden, als zwischen Völkern Gottes und des Teufels.

In weit höherem Masse beschäftigen ihn die Ereignisse von 1859. Frankreich und Italien: „Die Welschen“ begannen ihre Rüstungen gegen Oesterreich. Diesem waren namentlich in Süddeutschland die populären Sympathien zugewendet, und man forderte von Preussen Teilnahme am Kampfe gegen den Erbfeind unter Erinnerung an 1805 und 1809. Fröhlich war Feuer und Flamme. In eigentümlichen Gedichten, deren biblisch prophetischer Ton namentlich an die Apokalypse erinnert, gestalten sich ihm die Ereignisse zu einem Kampf des Guten gegen das Böse, der germanisch-protestantischen Staaten gegen die romanisch-katholischen und atheistischen.

„Wir und Sie!“ betitelt er nach einer bekannten Ode Klopstocks ein Lied vom 7. Mai 1859.

> Ausgespien die wälschen Scharen
> Hat die Höll', in Satans Sold
> Kommen sie herangefahren,
> Lüstern nach des Deutschen Gold. u.

Aber

> Deutsches Lied soll deutsch sein!

Ungeduld und Erregung spricht aus dem Gedicht: „Der dritte Schlag“.

> All ihr Völker deutschen Stammes,
> England, Deutschland, Oesterreich,
> Wartet mit Geduld des Lammes
> Ihr auf Sprung und Todesstreich? u.

Der Feind ist als Tiger, als reissende Bestie mit Krallen, Vliess und Zahn geschildert.

Das Bündnis mit Preussen zerschlug sich aber, Oesterreichs Lage war drohend. Der alte Radetzky, auf den Fröhlich sonst alle Hoffnung gesetzt hätte, „der Greis, welcher der Welt emporhalf", lebte nicht mehr. Auf seinen Tod (5. Januar 1858) hatte Fröhlich einen Lobhymnus gedichtet.

Unter unfähigen Führern gingen Oesterreich die Schlachten von Magenta (4. Juni) und Solferino (24. Juni) verloren. Fröhlich sah seine Zuversicht:

Sieg wird der gerechten Sache
Der gerechte Gott verleihn u.

vernichtet; und im ersten Schmerz über das Unbegreifliche ruft er:

Bringst du nicht von deinem Sitze,
Grosser Gott, mit deinem Blitze
Diesen Feind des Friedens um?[17]) u.

Dann sucht er einen höhern Zweck in diesem göttlichen Ratschluss:

In Tränenströmen muss die Zeit
Gebadet werden, dass sie sehe
Wie abgeirrt von Gott sie weit
Auf Wegen des Verderbens gehe.[18]) u.

und

Gott gebe, dass durch die Ströme Bluts
Der edle, reine deutsche Mut
Sich Babels gänzlich entschlage. u.

Am deutlichsten spiegeln sich diese Altersanschauungen in den „Sprüchen nach dem schrecklichen Frieden von Villafranca" (u.). Es sind die Klagen eines Greises über die Verworfenheit der Welt, von der er den Blick schon nach oben gewendet hat. Er wurzelt ganz in dem Gedankenkreis, der Ausdrucksweise der Bibel, namentlich der Propheten; wie er deren Aussprüche ohne weiteres auf die Gegenwart bezieht, wie er in Frankreich Babel, in Deutschland Zion, in Napoleon den Antichristen erblickt, mutet weltfremd und unverständlich an. Von Kreuz und Hölle, von Satan, Baal, Drachen und Babels-Türmen ist die Rede. Die

[17]) Napolion III.

[18]) „Das Blutbad", 27. Juni 1859.

Engel kämpfen in den Schlachten mit, die Erde erbebt unter Gottes Tritten,

> Ein Teil des vierten Königreichs annoch
> Ist Gallien gemischt aus Ton und Eisen. u.

Auf die „Korsenbrut“, Napoleon I. und III., bezieht sich

> Wer staunt, dass aus des Drachen Saat
> Hervor ein neuer Drache trat? u.

Sie sind die Abenteurer, die sich des Throns bemächtigen und alle Gräuel erlauben. Aber:

> Auf Leichen hast du deinen Thron getürmt,
> Sie werden Staub; zu Staub dein Thron verstürmt!
>
> Eroberer, du bist doch nur
> Ein Wetter, das vorüberfuhr. u.

Die Welt ist böse und wird immer schlechter:

> Mit dem entschiednen Vorwärtsschreiten
> Gelangen wir zu Neros Zeiten! u.

Und 1862 schreibt er: „Aber wer noch lange soll hier sein, wird noch gewaltige Welterschütterungen erleben, denn die Verkehrtheiten aller Art werden immer grösser. . . . Der Herr aber kommt und alles ist auf ihn gemacht.“ Er redet von der Mission und schliesst: „Ich bin auch auf einer Art Heidenstation“[19]).

Weit steht das optimistische Glückseligkeitsideal des jungen von dem Pessimismus des alten Fröhlich ab, der die einzige Hoffnung auf Gottes Weltregierung setzte. Jener hatte gesungen:

> Doch werden einmal die Gewalten
> Gezügelt von der Völker Hand:
> Der König wird den Sieg behalten
> Im Abend- und im Morgenland.[20])

Dieser ist des Glaubens:

> Des Unrechts mächtigste Gewalten
> Zerbrach von je des Höchsten Hand,
> Der König wird den Sieg behalten
> Im Abend- und im Morgenland.[21])

---

[19]) An Nina Camenisch.
[20]) Schweizerlieder, S. 30.
[21]) II. Bd. 92.

Versöhnlicher und freudiger wäre Fröhlichs letztes Weltbild gewesen, hätte er den Sturz Napoleons und die Einigung des Deutschen Reiches noch erlebt, aber das volle Ideal des Greises war der Wirklichkeit so ferne, wie das des Jünglings.

Die ganze Alterspoesie Fröhlichs steht unter der Herrschaft religiöser Gesichtspunkte, die geistliche Dichtung ist vollends zum Mittelpunkt seiner Poesie geworden.

Es lässt sich nicht übersehen, dass neben der angebornen Frömmigkeit und den Schicksalsschlägen noch andere Triebfedern seine religiöse Entwicklung gefördert hatten. Er war ein Eiferer von Natur, und auf nichts wirft sich der Zelotismus so leicht wie auf religiöses Gebiet, wo er sich so wichtig, so nützlich fühlen muss, wo er sich so unumschränkt entfalten kann. Sodann war Fröhlich in seiner künstlerischen Entwicklung verkürzt. Es fehlte eine Kultur, in deren Dienst er hätte aufgehen, die ihn hätte fesseln und befriedigen können. Die Welt, die Gegenwart ist schlecht, er entschädigt sich dafür in religiösen Gütern. Allmählich wird die Entfremdung zur Geringschätzung, ja zur Feindseligkeit gegenüber der Kultur. Wie sein Vater auf dem Sterbebette einen Schiller und Goethe und „die andern" Christus entgegenstellt, beginnt er zwischen „Weimarianern" und christlichen Schriftstellern zu unterscheiden[22]) und will als solcher jenen entgegenwirken. „Früher hatten Goethe und Lessing auf seinem überladenen Büchertisch gelegen, nun kamen die Kirchenväter, Mystiker und Theosophen in seinen Gesichtskreis; ja Missionsblatt und Heidenbote.[23]) Er hält Bibel- und Missionsstunden, er predigt gern und viel. Der religiöse Freisinn scheint ihm immer verwerflicher, er tritt ihm in der unduldsamen Novelle „Der ungläubige Pfarrer" entgegen. Er verherrlicht die deutschen Glaubensboten, er rafft sich endlich mühselig zum Calvin auf. Eine Menge von geistlichen Liedern entsteht Jahr für Jahr, vor allem auch religiöse Gelegenheitsgedichte, in denen er Freunde und Bekannte über den Tod von Angehörigen oder sonstigen Kummer tröstet. Am 20. Januar 1863 stirbt seine Gattin, der Vereinsamte dichtet ihr seine „Trostlieder" nach. Regelmässig richtet er an seinem Geburtstag Dank und Bitte an Gott;

[22]) F. an Gotthelf, 30. April 1854.
[23]) Kirchenblatt für die reform. Schweiz. 22. Jg., Nr. 1 und 4.

deutlich kann man von Jahr zu Jahr das Erschlaffen der poetischen Kraft in diesen Gedichten verfolgen. Mit Kunst haben seine geistlichen Werke immer weniger zu tun; sie sind, und wollten wohl auch so aufgefasst sein: eine geistliche Uebung der dem Jenseits zugewandten Seele.

Immer mehr zog sich Fröhlich in diesen Gedankenkreis und von der Welt zurück. Es wurde einsam um ihn; Freunde und Verwandte starben weg; 1850 seine tüchtige Schwester,[24]) 1855 in Paris sein Bruder Rudolf.[25]) „Ich bin jetzt noch allein übrig aus dem einst so lebens- und hoffnungsreichen Hause. Ich bin auch sehr stille geworden“, schreibt er.

Namentlich seit dem Tode seiner Gattin macht sich das Alter bemerklich. Ein Epos über die Schweizerhelden von 1798 will nicht mehr recht von der Stelle rücken und greift ihn an.[26]) Die Bäder, die er fast jährlich in St. Moritz nahm, scheinen ihn mehr aufgeregt als gestärkt zu haben. Auf der Heimreise vom Engadin 1865 stiess sein Zug mit einem andern zusammen. „Das ganze Tal heulte auf“, erzählte er erregt über den Vorfall. Bald darauf traf ihn ein Schlag, der die körperlichen und geistigen Kräfte schwächte. Bei seinem Sohne in Gebensdorf litt er noch 16 mühselige Wochen und „lernte sein reiches Leben mit dem geistig armen Auge anschauen. Alle Bitterkeit, mit der er früher seinen rauhen Lebenspfad beklagte, war verschwunden und sich selber klagte er nun an.“[27])

Er starb am 1. Dezember 1865 und wurde auf dem Friedhof seiner Vaterstadt Brugg am 4. Dezember beigesetzt.

---

[24]) Nach anderer Angabe 1846.

[25]) Eine Ironie des Schicksals, dass dieser für den von seinem Bruder „Antichrist“ gescholtenen Napoleon III. den ersten Schraubendampfer baute.

[26]) Es scheint sich nichts davon erhalten zu haben, ja es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass Fröhlich in den Vorarbeiten stecken blieb.

[27]) Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 22. Jg.

XVII. Abschnitt.

Fröhlichs künstlerische Begabung.

Nach dieser Uebersicht über Fröhlichs poetische Erzeugnisse soll noch ein Blick in die Maschinerie des Geistes eindringen, der sie hervorgebracht, es sollen die ihm innewohnenden Fähigkeiten und Kräfte, die Dynamik seiner Begabung untersucht werden. Man begeht eine Abstraktion, wenn man das poetische Talent als eine einheitliche und bestimmte, unveränderliche Eigenschaft auffasst; es ist vielmehr eine komplizierte und bei jedem Individuum anders geartete Kombination von Fähigkeiten, und das Kunstwerk entsteht aus dem Zusammenschiessen der mannigfaltigsten Kräfte. Aber dieser Feinheit der Differenzierung wird man kaum gerecht werden können, und der Analyse stellt sich das Bedürfnis entgegen, für jeden Geist eine möglichst einfache Formel zu finden, seine Struktur in den Hauptlinien zu zeigen.

Fröhlichs Physiognomie wird vorwiegend bestimmt durch sein Ethos und sein Temperament. Jenes gibt seiner Poesie die Richtung auf das Didaktische und Volkserzieherische, auf das Religiöse und Erhabene, es bestimmt seine Kunstanschauuungen.

„Das vom Staub zu heben weiss,
Diesem Lied gebührt der Preis" etc.

Von der Beschaffenheit seiner ethischen Anschauungsweise, die ja im Grunde auch wieder aus seinem Charakter hervorgeht, war schon die Rede; es ist die strenge und ausgeprägte Moral, die, etwas grob und starr, mehr ihr Augenmerk nach aussen richtet, als auf das innere Empfinden, die mehr allgemeine Gesetze als das Gewissen des einzelnen zur Richtschnur nimmt. Fröhlich ist nicht ganz selbständig; Tradition, Zeit und Umgebung bestimmen sein sittliches Ideal, erst eine Auffassung, die aus dem 18. Jahrhundert herrührte, dann wesentlich diejenige der Reformation.

Sein Temperament zeichnet sich durch ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Aktivität aus. Er hat eine grosse, gesunde, vitale Kraft in sich, mehr zum Derben als zum Feinen und Nervösen

neigend. Phlegma und Melancholie kennt er nicht, Erlahmen und Reaktionen sind seltene Dinge, häufig dagegen eine Steigerung zu leidenschaftlichem Hass und Neigung zum bitter Galligen.

Grundfarbe und Schattierungen von Fröhlichs Werken ergeben sich aus dem Zusammenwirken von Ethos und Temperament. Jenes gibt diesem Richtung und Mass. Fröhlich wird nie hinreissend, weil er sich nie ganz seinem Temperament übergibt, er wird aber auch nie zynisch und frech, sondern bleibt bei der Satire stehen. Unangenehm berührt er nur da, wo der Hass mit ihm durchgeht und die sittliche Anschauung verblendet, wo er richtet und aburteilt, anstatt ehrlich sich als Kämpfer und Partei zu bekennen.

In der Jugend äussert sich sein Temperament noch ungebundener. als Uebermut, Spott und Begeisterung; später wird er gemessener und ernster, fester, aber trotz aller Normen nicht weniger leidenschaftlich; im Alter weicht die abflauende Gefühlsstärke Schritt für Schritt der vordrängenden Moral. Stoffwahl und Haltung, Inhalt und Umkreis von Fröhlichs Dichtungen wird bestimmt durch Ethos und Temperament. Mit letzterem hängt auch wohl zusammen, dass er kein plastischer, sondern ein rhetorischer Dichter ist; es fehlt ihm die Objektivität und Ruhe der Darstellung.

Aber dass das Temperament noch nicht zur grossen Kunst genügt, offenbart sich gerade bei Fröhlich. Durch den Mangel an Phantasie und Kunstverstand wird das Gleichgewicht, nicht seiner menschlichen, wohl aber seiner poetischen Begabung gestört.

Seine Phantasie ist dürftig. Er hat wenig erfunden. Dementsprechend begrenzt sich sein Stoffkreis; ein Märchen hätte er nie zustande gebracht. Er hält sich an Ideen oder an die Wirklichkeit. Die Epen und Balladen kommen nicht über die Versifizierung der geschichtlichen Ueberlieferung heraus; die Novellen sind nüchterne und rohe Wiedergabe des Wirklichen. Er ist Zeit- und Heimatdichter zum guten Teil aus schöpferischem Unvermögen. Die Satiren sind Gedankendichtung; eine missliebige Person, wie es Heine tat, auf einen Esel zu setzen und durch die Lüfte zu jagen, wäre ihm niemals beigefallen. Aber die Fabeln? Auch hier keine Phantasie, sondern Gedankenassoziationen, Auslegung. Die ihn umgebende Natur weiss er

zwar geistreich zu betrachten und zu interpretieren, aber er bleibt unschöpferisch. Der Fabeldichter sinnt sich kein einziges Fabelwesen aus, keine einzige Phantasielandschaft. Das Wunderbare, das Romantische, das Fremde geht ihm ab, man vermisst auch die Stimmung, die Atmosphäre der Phantasie.

Schlimmer ist der Mangel an Kunstverstand. Fröhlich ist nicht genial genug, um instinktiv das Richtige zu treffen; nun aber auch die Einsicht und das bewusste Arbeiten fehlt mit seinen negativen und positiven, ausscheidenden und veredelnden Vorteilen, so kranken alle seine Erzeugnisse an dem weit verbreiteten Uebel des Dilettantismus.

Die Keime dazu liegen schon in der Produktionsart. Seine Manuskripte geben einen Einblick. Fröhlich schafft mit sorgloser Schnelligkeit. Sein Talent steht ihm jederzeit ziemlich zur Verfügung, er braucht sich nur hinzusetzen und ist seiner Gelegenheitsgedichte sicher; er lässt sich etwa die Aufgabe geben, einen Wasserfall zu besingen, um die beständige Bereitschaft seiner Fähigkeiten zu prüfen. Für gewöhnlich aber wartet er auf Stimmung. „Gerne hätte ich Ihnen jetzt schon . . . ein Berglied und eines über den Regenbogen geliefert, allein die Stimmung hat mich bisher noch nie dazu aufgefordert, doch wird auch dafür noch das Stündchen kommen", schreibt er einmal an H. G. Nägeli.[1]) Ein andermal zeigt sich uns der dichtende Greis: „So bin ich auf meinen Abendspaziergängen immer allein, und schaue oft und oft in die Bündnerberge hinein. Bisweilen empfängt sich eine Eingebung und erschliesst sich Reim an Reim zum ganzen Lied."[2]) Auf Eingebung und warmes Gefühl legt Fröhlich, wie alle Dilettanten, ein unverhältnismässig hohes Gewicht; Konzeption und Ausführung folgen sich unmittelbar; ein Gedicht entsteht immer auf einen Wurf; erst in den letzten Jahren erlahmt die produktive Kraft. Es tönt sehr schön, wenn er zu seinen Liedern notiert: „In der Kirche" — „Beim Abendmahl" — „Am Sylvesterabend zwischen 4 und 5 Uhr" — „2. Januar auf der Brücke in Aarau im herrlichsten Abendrot bei 10° Wärme" — „Um Mitternacht" etc. Ein Gebet dichtet er „auf der Eisenbahn", oder er hört gar im Traume nach einer merkwürdigen

[1]) 13. Juni 1822.
[2]) An Nina Camenisch.

Melodie ein geistliches Lied singen und hält es beim Erwachen fest. So ungefähr stellt sich der Laie das Schaffen der grossen Dichter vor, aber wenn auch dergleichen bei dem einen oder andern von ihnen zutrifft, so ist es doch namentlich die typische Produktion der Dilettanten. Die poetische Schaffensweise ist viel verschiedenartiger, als man gewöhnlich annimmt, und am Ende ist ja auch nur das Resultat von Belang.

Der Dilettantismus zeigt sich vom kleinsten bis ins grösste. Er zeigt sich schon in der Sprache, worüber jedoch im letzten Abschnitt die Rede sein soll. Er zeigt sich in der Form. Um dieser wenigstens äusserlich zu genügen, greift er zu unreinen Reimen, zu Verrenkungen und Verdrehungen der Sprache. Ein handwerksmässiger abgehackter Bänkelsängerton ist häufig. Mit Sorgfalt und Geduld hätte sich das gröbste vermeiden lassen, aber er fühlt sein ästhetisches Gefühl offenbar nicht beleidigt. Er besass entschiedene Leichtigkeit in der gebundenen Form, das beweist die Schnelligkeit der Produktion, nur liess er das Talent verwildern.

Reimlose Gedichte sind bei ihm die grösste Seltenheit, reimlose Verse nur im Alter häufiger. Vielzeilige und differenzierte Strophen zieht er den einfachen vor, entsprechend dem massig schweren Charakter seiner Kunst; Formkünsteleien, antike, orientalische, italienische Strophenarten, etwa mit Ausnahme des Sonnetts, vermeidet er, trotz seiner hohen Verehrung für Rückert, aus Liebe zum Einheimischen, und namentlich auch darum, weil er auf die Form überhaupt wenig Gewicht legt. Dagegen fehlt seinen Gedichten auch ganz der innere Rhythmus.

Wackernagel forderte die Feile, damit aber wäre den Fröhlichschen Gedichten nicht geholfen; das Uebel sitzt nicht nur an der Oberfläche, es reicht bis ins innerste Mark.

Im Aufbau des einzelnen Gedichts verrät sich wieder der ganze Dilettantismus. Fröhlich ist nicht fähig, gleichmässig zu gestalten; mehr als einige Zeilen ohne einen Mangel treffen wir selten. Deshalb sind auch seine kürzesten Fabeln und Sprüche die besten. Das erkennt er aber nicht; er wird breit, auch wo ein Motiv eine reichere Ausführung gar nicht verträgt. So entstehen leere Stellen. Häufig dichtet er um einer guten Strophe willen eine Anzahl mittelmässiger, hängt an ein paar treffliche Verse wie

Leben ist ein hell Erklingen
Ob dem stillen Totenreich

ein ganzes Gedicht, das nie mehr einen solchen Höhepunkt erreicht. Von einer eigentlichen Architektonik kann nicht die Rede sein, er baut nie auf, gipfelt nie, kontrastiert selten, sondern begnügt sich mit einem gleichmässigen Nebeneinander; sehr oft könnte man die Strophen beliebig umstellen. Dieser Mangel der Komposition zeigt sich wieder in seinen epischen Gebilden.

Ein ähnliches Versagen des Kunstverstandes bei den Motiven! Fröhlich krankt an der unheilvollen Naivität der Dilettanten, mit sangesfreudigem Herzen Strophen an Strophen zu reihen, ohne einen Kern, eine Direktive für sein Gedicht zu haben; wenig wählerisch besingt er, was ihm in die Augen sticht, oder das Herz erfüllt; treffliche poetische Motive greift er selten auf, häufiger dagegen gelingen ihm glückliche Einfälle. Knapp formuliert gestalten sie sich mitunter zu allerliebsten Miniaturen. Oft aber baut er auf dürftigen Grund, etwa auf dem Worte „Gold“ oder „Eden“ ein langes Gedicht auf, oder er spielt mit seinen Einfällen, beispielsweise das Thema „Blust und Schnee“ in sieben Vierzeilern variierend. Dies und noch mehr die beständige Wiederholung gewisser Motive (Alpen—Burg, Wald—Tempel. Vogel—Dichter etc.) deutet auf einen beschränkten Reichtum und auf die Unfähigkeit, einen Vorwurf ein für allemal zu erledigen. In seinen grösseren Dichtungen, Balladen wie Epen, namentlich aber in den Erzählungen, offenbart sich dasselbe Unverständnis für die künstlerischen Qualitäten eines Stoffes. So wenig wie einen andern Vorwurf vermag Fröhlich ein eigenes Erlebnis künstlerisch umzugestalten. Seine Werke hängen zwar fast ausnahmslos mit persönlicher Erfahrung zusammen, ja nur allzu eng, so dass er den Rohstoff statt der Verarbeitung bietet, dass es ihm nicht gelingt, das Metall von den Schlacken zu läutern.

Es ist vielleicht ein Merkzeichen des Dilettanten, dass er sich selbst mehr liebt als die Kunst. Sie ist ihm ein Behagen, ein Glück, sie ist ihm Mittel und nicht Zweck. Er gibt sich ihr nicht hin, sondern sie ist für ihn da. So auch bei Fröhlich. Wo er nicht Tendenz und Didaktik anstrebt, ist sie ihm doch ein Vergnügen. Er spricht von den seligen Stunden des poetischen

Schaffens,[3]) das ihm Erholung und Erquickung bereitet. Was er aber nicht kennt, ist die Arbeit. In den Epen bezog sie sich auf das geschichtliche Studium, in der Lyrik sind wenige Spuren von ihr zu entdecken. Von verschiedenen Gedichten können Konzept, Abschrift und ein bis zwei Drucke verglichen werden. Da lässt sich folgendes konstatieren: im ganzen bleibt es bei der ersten Fassung; völlige Umarbeitung kommt sozusagen nie vor, eine entscheidende Veredelung ganz selten. Aenderungen im einzelnen, drei bis vier Fassungen einer Stelle, liegen häufig vor. Aber da zeigt sich nun, dass, wo der Wille noch vorhanden ist, das Können fehlt, dass, wo Fröhlich den Mangel einsieht, er ausserstande ist, abzuhelfen. Meist ersetzt er eine schlechte Fassung durch eine nicht viel bessere, eine Möglichkeit durch eine andere, aber nirgends erscheint die Aenderung zwingend und notwendig.

Am unsichtbaren Faden regt
Ein Würmlein sich, vom Hauch bewegt,
Und webt sich rastlos auf zum Baum,
Siehts auch den himmelhohen kaum
Und nicht ermissts den hohen Raum.

Die Schwächen sind offenbar, aber eine wesentliche Besserung gelingt nicht:

Woher der Faden, dran sich regt
Das Würmlein, und vom Hauch bewegt
Sich rastlos hebt und webt zum Baum?
Wohl siehts den Himmelhohen kaum
Und nicht ermissts den hohen Raum.

Durch kürzen war mehr auszurichten. So enthielt das durch seine Knappheit nun wirksame Gedicht „Die Kaiserin Agnes“ [4]) ursprünglich in der Mitte eine lähmende Strophe mehr. Die verschiedenen Ausgaben enthalten keine wesentlichen Aenderungen; noch am ehesten die Fabeln. Im „Kanzelaffen“ lautet zum Beispiel eine Stelle in den Europäischen Blättern 1825 Nr. 7:

„Aehnlichen Ruhm sich anzuschaffen
Hatte der Affe die Kanzelkunst
Abstudiert mit ganzer Brunst“.

In den Hundert neuen Fabeln S. 48:

---

[3]) Fröhlich an Wackernagel, 26. Januar 1836.
[4]) II. Bd., 214.

Solchen Standesruhm anzuschaffen
Hat er eifrig das Kanzelamt
Abgeäugt und nachgeahmt".

In der zweiten Auflage S. 117:

„Aehnlichen Standesruhm anzuschaffen
Hat er mit brünstigem Eifer drum
Abgeäugelt das Kanzeltum."

Ein grosser Teil der Aenderungen besteht in der Retouche allzu persönlich und willkürlich wirkender Züge, die an das Erlebnis erinnern. Fröhlich sucht also die gehörige Distanz von der Realität zu gewinnen, was ihm in den Novellen nicht gelang. In den Fabeln verwischt er die deutlichsten Anspielungen, die heftigsten Temperamentausbrüche. In dem Gedicht „an der Kirchentüre" mildert sich der Vers im Manuskript

Ein wüstes Plärren ward der Psalm

zu

Ein wüstes Schreien ward der Psalm (A. R. 1832, S. 167)

und endlich zu

Ein leer Getöne ward der Psalm (II. Bd., 15).

Aber das sind Ausnahmen.

Und wie beim einzelnen Gedicht, so in Fröhlichs ganzer Kunst. Wie die Hälfte der Strophen, so möchte man die Hälfte der Gedichte vermissen; es war ihm nur auf Kosten der Qualität möglich, über 1000 Gedichte und annähernd ebensoviel Sprüche und Epigramme zu schreiben. In dieser Fruchtbarkeit erinnert er an seinen Lieblingslyriker Rückert, den er gegen Goethe in Schutz nimmt und übertrieben hoch stellt. Was er dennoch selbst von Rückert sagt: dass doch vieles besser ungedruckt geblieben wäre, hätte er auch auf sich selbst anwenden können. Fehlte ihm die Einsicht in den Wert seiner Erzeugnisse, oder brachte er es nicht über sich, auszuscheiden und zu vernichten? Im Gegenteil, er freut sich

So viel Tage, so viel Lieder,
Schöner kommt der Lenz nicht wieder.

Das volle Herz berechtigt zum Gedicht; hat er auch nicht die schönsten Weisen:

Ich lebe und will loben ist auch ein schönes Lied.

Wie er im einzelnen keine Veredelung zeigt, so im ganzen keine Entwicklung; es ist bezeichnend für Fröhlichs Begabung, dass sein erstes Werk, die Fabeln, sein bestes sind. Ihm fehlte, wie vielen andern, die Selbstzucht und Erziehung in der Kunst. Er beschäftigte sich überhaupt kaum mit künstlerischen Problemen; vergebens sucht man nach Aeusserungen über seine eigene Poesie oder die anderer. Er spricht nie anders über Kunst als polemisierend. Aesthetische oder technische Fragen scheinen für ihn überhaupt nicht zu existieren. Er ist der glückliche Dilettant, der ahnungslos und unbekümmert um künstlerisches Ringen und Rechenschaftsablage drauf los produziert.

Aber man soll seinen eigenen Spruch auf ihn anwenden:

. Sprichst du, gewisses kann ich nicht,
Deswegen bin ich nicht ein Wicht!

Trotz aller Mängel ragt Fröhlich hoch über den Haufen der gewöhnlichen Dilettanten hervor durch seine bedeutende und starke Persönlichkeit, die seiner Kunst Gepräge, durch seine Erlebnisse und Kämpfe, die ihr Gehalt verleihen. Vor- und Nachteile bedingen sich gegenseitig; der auffallende Mangel an künstlerischen Fähigkeiten hat zwar den Wert seiner poetischen Leistungen beeinträchtigt, dafür aber den unbeschränkteren und unmittelbareren Ausdruck seiner Eigenart ermöglicht.

XVIII. Abschnitt.

Fröhlichs Sprache.

Von Fröhlichs Sprache soll zum Schluss noch zusammenhängend die Rede sein, weil sich in ihr seine ganze Persönlichkeit spiegelt. Le style c'est l'homme! trifft in vollem Masse für ihn zu. Er unterscheidet sich von allen Zeit- und Heimatgenossen durch seine Spracheigentümlichkeiten. Man erkennt in ihnen die Züge seines Charakters wie seiner künstlerischen Anlage. Mag man auch einen besonderen Sprachsinn annehmen, so ist es doch leicht verständlich, wie z. B. die Auffassung und Deutung der

Natur seine Metaphorik bestimmt, oder das Pathos die Höhe des Tones, oder umgekehrt, wie seiner Sprache die Nuancen fehlen, weil er keine Feinheiten auszudrücken hat.

Und schliesslich sind auch die zeitlichen und örtlichen Elemente seines Stils, von denen hier zuerst die Rede sein soll, durch die willkürliche oder unwillkürliche Wahl seines Geistes bestimmt und also für ihn charakteristisch.

Für jeden Laien wird der erste Eindruck sein, dass Fröhlichs Sprache durchaus veraltet ist; heute kann niemand mehr so schreiben. Man könnte vermuten, dass er sich einer damaligen Mode oder Stilrichtung angeschlossen habe. Man findet, dass er am ehesten an die Poeten der schwäbischen Dichterschule erinnert. Diese kultivierten einen volkstümlichen Stil, entsprechend ihren volkstümlichen Tendenzen. Sie setzten eine auf die Romantik zurückgehende Neigung zu den germanischen Traditionen fort. Freilich verändert; in der Blüte der Romantik verehrte man eine idealisierte, poetisch phantastische Ritterzeit. Entsprechend poetisch, zart und leicht war die Sprache. Schon bei Uhland (etwa im Grafen Eberhard), und dann bei seinen Schülern vollzieht sich in Geist, Stoff und Sprache eine Wendung gegen das Reale, Nüchterne, Derbe, Biedere. Verfolgt man diese Richtung weiter, so kommt man zu Fröhlich. Er hat keinen Abglanz mehr von der imaginären goldenen Ritterzeit, er feiert die Renaissance der realen, kräftigen Reformationszeit. Romantiker kann man ihn nur nennen, falls man als das Kriterium der Romantik die Richtung auf germanische Traditionen irgend welcher Art betrachtet, im Gegensatz etwa zu einer klassischen Richtung, die sich von der Antike und den Franzosen beeinflussen lässt. Und davon ist bei Fröhlich keine Spur wahrzunehmen. Nichts ist seiner Sprache fremder als die Qualitäten des Stils in Tasso oder Iphigenie.

Seine Sprache hat ungefähr die Vorzüge und Nachteile der des 16. Jahrhunderts. In den Epen, die ja in dieser Zeit spielen, zeigt sich die deutliche Absicht zu archaisieren. Das Studium der damaligen Literatur ermöglicht ihm das, aber freilich darf man ihm nicht philologische Genauigkeit zumuten; wo ihm eine alter- oder volkstümliche Form zu Sinn kommt, bedient er sich ihrer ohne lange nach der Herkunft zu fragen. Etwa folgende Elemente geben das Gepräge: alte Formen, wie: Stahelbogen,

— jüngest — er wibt — Vorschmack — unterschiedlich — die Mauern — weil (während) — Gierde — er beut — der Reuter — von Anbeginne — dafern — in dreien Haufen — sehen — dorten — Gewild — geschlank — hinwiederum — der Tagen (dieser Tage) — viel nützer —; er wendet vorzugsweise Worte und Ausdrücke an wie: inbrünstiglich — zuhauf — in sondrer Füll' — den Verein mehren (die Anhänger vermehren) — obsiegen — das Sylbenstechen — das Leinlachen — einen Schlag schlagen — in solch gelahrten Dingen — mit zertanen Armen — ein frommer Biedermann — der Bögner — der Harst — das Geschwader (Kriegsvolk) — wonnesame Wohlgestalt — jedweder Tugend reich — häufig sind Superlative wie: mit blutgierigstem Geschrei. Wortstellungen wie: des Bernervolks ein Teil — die blendendweisse, die weibliche Gestalt — Konstruktionen wie: er deckt ihm rechter Massen die Heldenbrust so stark als breit — und wird von Leo Jude die Predigt da getan. Cachet geben Verse und Ausdrücke wie: auch hats die Nacht gebebnet und schrecklich ist der Rutenstern — und jählings stürzet der lange Reiter hinter sich — der Welt Trotz, Poch und List — schonlich schreitet fürder.

Begreiflich, dass der Sänger der Reformatoren Elemente der Bibelsprache aufnimmt. Häufig sind die Formen: wahrlich — in selber Gegend — gen — jetzo — so, für das Relativum eitel Busswerk — des soll mit Gott noch werden Rat — Das Fleisch ist gar kein nütze.

Damit sind aber die archaistischen Elemente in den Epen nicht erschöpft. Am Nibelungenvers, den Fröhlich übernahm, sind eine Menge Spracheigentümlichkeiten des Mittelhochdeutschen und Stileigentümlichkeiten des Volksepos gleichsam hängen geblieben. Er bewahrt sie nicht rein, aber die Anklänge ans Nibelungenlied bleiben doch deutlich. Hieher gehören unstreitig: ein weidlicher Gesell — er führt ein Waffen gut — edlen Weines schenken — ein Jagen — auf uns fahren dar (über uns herfahren) — das ist ein feines Hören — oh was ich Sängerchöre fand — was war da zu erzählen, was Fernen gingen auf — von ihrem Schwert zum Tode wund — Füssli, ein Held von festem Glaubensmut — da hebt sich an ein Kämpfen als einer Höllenschar — mit seinem scharfen Schlag legt er bei Schwaden nieder was nur sein Schwung erlangen mag — Gewande passend,

schmuck und reich. Die Aufzählung von Heldennamen, die Verwendung der Eigenschaftswörter, und manches technische hat Fröhlich mit übernommen. Was er von Spracheigentümlichkeiten archaistischen Charakters da und dort zusammenraffen und anwenden konnte, sollen noch folgende Ausdrücke andeuten: ich hab was Rechtens nur getan — Augsburgs Tore vorübergehn — ein Neiden das Rache schnob.

Nicht weniger stark als das Zeitkolorit ist das Lokalkolorit seiner Sprache. Auf jeder Seite offenbart er seine Heimat. Schon den Zeitgenossen sind gleich in den ersten Fabeln die Helvetismen aufgefallen. Vielleicht hat kein Schweizer Dichter vor ihm deren so viele. Die interessante Frage ist, ob seine Helvetismen Absicht oder Unvermögen sind. Bedenkt man seine geringe künstlerische Sorgfalt und die sprachlichen Nachlässigkeiten in andern Beziehungen, so scheint die feine Berechnung, die in der Anwendung dialektischer Eigentümlichkeiten, z. B. G. Keller, andererseits Haller in ihrer Vermeidung übte, von vorn herein ausgeschlossen. Die Vergleichung der verschiedenen Auflagen und die Manuskripte zeigen weder Einflicken noch Ausmerzen von Helvetismen. Fröhlich dichtete, man möchte sagen wie ihm der Schnabel gewachsen war. Die Bodenständigkeit seines Wesens hat keine Mühe, einen urwüchsigen Ausdruck zu finden. Aehnlich mag es sich mit Gotthelfs Sprache verhalten. Dass Fröhlich aber, wie alles Einheimische, die Eigenschaften unseres Dialektes hoch- wenn nicht überschätzte, zeigen die Worte, die er seinem Zwingli in den Mund legt:

O würden wir und Luther auch hierin einig noch:
Die deutsche Bibel klänge wohl doppelt tief und hoch,
Verschmölz' in seiner Sprache, dem Golde rein und weich,
Der Ton auch unsrer Berge, das Erz, so stark als tönereich!

Die alemannische Färbung geben seiner Sprache folgende Worte: verehrt (Geschenk) — sich erwahren — er wundert — schwätzen — gewunken — tagen — erhenkt — der Wasen — der Heuel — der Güggel, — das Schattenzeit (Sonnenuhr) — die Linie (Zeile) — die Töchter (regelmässig für Mädchen) — der Sommervogel (Schmetterling) — der Maien (Strauss) — die Laube (Hausflur) — Ross (Pferd) — Imbiss — der Schnauz (Schnurrbart) — der Schoppen — die Mistbenne — der Stadel — das Bödelein (kleines Plateau in den Alpen) — der Bühl — der Brühl —

die Letze (Grenzmauer) — der Nidel (Rahm) — der Glast — das Wirtshaus — das Blust — das Blüstlein — der Gelüstler (einer den es gelüstet) — das Gwand — heuer — innert — goldig — wütig (ig für end) — getrostlich — geleitlich (für manierlich) — lind — heimelig — ob (regelmässig für oberhalb) — ab (von... herunter). Dialektisch sind die Konstruktionen: sie sind in einem Staunen — den Herrlichen vorüber (gegenüber) — sie geschweigend (sie zum Schweigen bringend) — am Werken der erste (der erste an der Arbeit) — des Landvogts (der Landvogt und seine Familie) — an einer Mauer lehnen — ferner die häufige Bildung von Feminin-Abstrakta auf e: Schnelle — Freche — Gewisse — Finstre (statt Schnelligkeit, Finsternis etc.), die durch das Versmass erkenntliche Betonung Mùsik.

Fremdwörter sind bei Fröhlich aussergewöhnlich selten. Aus seiner Verehrung für das Einheimische und Bodenständige erklärt sich die Geringschätzung für Elemente, die von aussen hinzugekommen sind. Zu all diesen Elementen gesellen sich endlich noch mehr oder weniger selbständige Erfindungen und Konbinationen, die zum Teil von jenen beeinflusst sind. — Brausewut — Blumenüberhang — Gedüfte — Allerzwinger — Schadenlust (Schadenfreude) — das Gewäld — Ueberflut — der Völker Ueberschwall — Vorderhauf — Vorderwach — Vorstreich — Vorspruch — Hinterhut — Oberstell' — Grat und Grund (Berg und Tal) — Müdling — das Prachten (prunkvolles Auftreten) — schlachtfroh — darstürmen — sich verschleichen (wegschleichen) — wall- und badefahrten — vielschluchtig — nachtumringt (ohnmächtig) — des Lichtes scharfe Blendung — rings ist von Meuchelmördern der Heimweg ihn umhägt —.

Den wahrhaften Dichter zeigen vor allem die Metaphern und Gleichnisse in den Fabeln und Naturbildern, wie schon im IV. Abschnitt ausgeführt. Die Kombination aller dieser Stilelemente ist in den verschiedenen Werken verschieden. In den früheren Fabeln fällt namentlich die alemannische Färbung auf, im Michel Wortspiele eigener Erfindung, in den religiösen Gedichten biblische Elemente und hie und da ein Anklang an Klopstockisches Pathos. Einen eigenen und wenn nicht immer geniessbaren so doch originellen und interessanten Stil hat sich Fröhlich in den beiden ersten Epen geschaffen, hier tritt sein grosses, aber unkultiviertes Sprachtalent zutage. In den ersten Novellen ent-

deckt man, wie zum Teil schon früher erwähnt, verunglückte Versuche Wielandscher Eleganz, in den späteren glaubt man hie und da die Nachahmung Gotthelfs zu verspüren, aber nur in den Mängeln (z. B.: Franz fühlte sich einen ganz andern als noch nie). Daneben wird seine Prosa äusserst ledern, langweilig, weitschweifig, ja zum Teil geradezu schlecht. Bezeichnend sind die vielen: und wie er denn auch — aber wahrlich —, die Superlative: aufs höchste — aufs beste, — die Dreiteilungen: Kränze, Sträusse und Blumen —, Stellen wie: Jungfrauen in würdevoller und andächtiger Stellung — so einfach als wohlgefällig und reinlich — sie dankte mir mit oh welch einem seelenvollen Blicke — ein denkender und unterrichteter Mann — und einmal in Beziehung auf das Zimmer habe ich es gut getroffen — machte derselben die ihr so nötige Ruhe (statt: machte ihr die so...) — des Glückes derselben (statt: ihres Glückes) — sein Kopf verkündete nicht gemeine Anlagen — die ganze Miene zeigte einen, der... — seine ebenso grosse Rechtschaffenheit als Kunst etc.

Auch in den späteren Gedichten ist ein Erstarren des Sprachsinnes bemerkbar. Der eigenartige Stil wird zur Manier; statt vieler verschiedener originellen Wendungen sind es bis zum Ueberdruss immer die wenigen selben. Massenweise findet sich die Verallgemeinerung: allerwegen — allwärts — allerorten — allsolang — alldorten. Schon in den Epen grassieren Genetivkonstruktionen: Weines reichen — Füllt an den Kelch des Besten — sie staunen der edlen Geberde — des schlausten — des tiefsten — schönstens — so, für: umso (so grösser, so grimmer). Häufig die Konstruktion: was Gnaden er erwies — was Lieder singt er wach. Flühn — erfachen (entfachen) — hochbegabt — der geistige Verein — ungemein — sind Lieblingswörter; derweil — weshalben — ob dem... — ab dem... Lieblingsformen.

Bisher haben wir nur die verschiedenen Elemente von Fröhlichs Stil aufgezählt, ohne diesen zu charakterisieren. Und auch wo er in bester Entfaltung steht, wird die Charakteristik zur Kritik werden.

Ausser Zweifel steht Fröhlichs schöpferisches Talent. Auch die Entlehnungen aus der Mundart und aus vergangenen Sprachperioden sind bis zu einem gewissen Grad Schöpfungen, ist doch das reine Erfinden eine Unmöglichkeit. Auch hat Fröhlich, vor allem in den Epen, ein bestimmtes Stilideal vorgeschwebt, etwa

— wie im Leben —: deutsche Kraft und Innigkeit, kernige Originalität, Treffsicherheit, begeisterte Wärme. Auf Eleganz und reine Schönheit gab er nicht viel. Er hat zum Teil auch die erstrebten Eigenschaften erreicht. In den Epen stehen markige, flotte Verse genug.

Sein Schild ist vom Gefieder der Pfeile überhüllt.

Und halten da drei Türme des Kreuzes goldnen Glanz empor.

Es ist nicht zu ersagen, was er dem Land schon Wunden schlug.

Nicht soll der Richter haben hier ein besonder Recht
Dies Schwert sei Schutz und Strafe, gleich lang dem Herrn und Knecht.

Trefflich wird Hutten charakterisiert:

Auch bin ich nirgends lieber denn überall zu Haus.

Ich bin nicht zu gewöhnen, sonst hätten sie mich lang gewöhnt.

Seines Zornes Wolken entsprüht das frohste Feuerspiel.

Kraftstrotzend sind im Zwingli die Kämpfe der roten und schwarzen Söldner geschildert.

Da, wiederkehrend fahren die Schweizer auf sie dar;
Da hebt sich an ein Kämpfen als einer Höllenschar:
Würgengel blutgen Brandes und die der finstern Nacht
Die ringen riesenkräftig, zu unerhörter Wut erfacht.

Wie schwarze Donnerwolken zerreisst der rote Strahl,
Fährt durch die schwarze Bande der roten Scharen Schwert,
Wie schwarze Donnerwolken zerreisst der rote Strahl,
Zerreisst die schwarzen Banden der roten Kämpfer Arm und Stahl.

Ein wahrhaft poetisch frischer Liedanfang:

Schlaget nun die Bücher zu,
Denn die Welt ist aufgeschlagen. —

Eine Probe für den beredten Schwung, aus Hutten:

Mir rauschte die Geschichte des deutschen Volks vorbei,
Dort kühn und wild im Kampfe, hier mild, und immer frei;
Und seine Zukunft rauschte vorbei im Siegeszug,
Die Flüsse, Bäch' und Quellen vereint in einem Zug und Flug.

In einem Zug und Fluge die Banner all geschart
Zu einem Türkenkriege, zu einer Römerfahrt,
In einem Zug und Fluge die Segel all geschwellt
Aus allen deutschen Strömen zur alten und zur neuen Welt.

So schaut ich in die Fluten noch durch die späte Nacht:
Im Strome glomm der Himmel, Vollmond und Sternenpracht;
Ich sah vom Himmel kommen, mit samt des Himmels Heer
Den Strom der Offenbarung, die Welt verjüngend mehr und mehr.

Bis in der grossen Kälte der Zeit auch er erstarrt,
Gefesselt im Verliesse lang auf Erlösung harrt;
Nun kam die Sonne wieder, und Wärme weht durchs Feld;
Den Eisgang hör ich donnern, und frei ist wiederum der Held.

Und dennoch: man findet im ganzen Fröhlich kaum zwei Strophen hintereinander, an denen man sich nicht irgendwo stösst, an denen man nichts geändert haben möchte, die wirklich vollendet und perfekt sind. Hier wie überall bei Fröhlich entfährt einem oft ein: Schade! Hier wie überall spielt der Dilettantismus seinem wirklichen Talent die schlimmsten Streiche.

Einmal lässt er die Sprache viel zu sehr unter den Schwierigkeiten der gebundenen Rede leiden. Unreine Reime auch der schlimmsten Sorte vermeidet er nirgends (Säule—Heile, Lieder—jeder, wie nur je—leuchtete, Herr—Prediger); wo es nicht anders geht, wird die Sprache malträtiert; wenn er auf „tilgen" einen Reim braucht, besinnt er sich nicht lange, Lilien durch „Lilgen" zu ersetzen; auf „lodern" mit der alten Form „fodern" zu antworten, wenn schon er sonst „fordern" anwendet; willkürlich springt er mit dem Endungs-e um, nach Belieben sie weglassend oder einschaltend. Neben „Schul, Blum, Lerch" steht „Maide" für „Maid". An Wackernagel schreibt er:[1]) „Die Wegwerfung des „e" in den Endsilben bei „Gnade" und dergl. stossen mich freilich weniger; vor Vokalen sind sie mir sogar Wohlklänge; an einigen Orten, wie z. B. „die Tenn fegen" und solchen, möchte ich freilich die Härte vermeiden, aber es wird nunmehr äusserst schwer halten, und um ein e zu gewinnen, möchte ich doch auch nicht Gedanken und Wendungen opfern."

Dergleichen Bequemlichkeiten gestattet er sich des Rhythmus wegen. Wortstellungen wie

Engel sehn aus offnem Himmel
Ob ihm sie von selber Stund,

Denn von Kränkungen geblieben
Ist in mir auch nicht die Spur;

oder etwa die unbeholfene Form wanderenden statt wandernden, den veralteten Dativ pluralis: Wehe denen Staaten! Jambisch soll gelesen werden: „Ein nìcht zu èmpfindsàmes Hèrz".

Aber das selbe Schauspiel, wo Fröhlich nicht durch die ge-

[1]) 11. Oktober 1834.

bundene Form eingeengt ist. Freilich sind die urwüchsigen, originellen und neuen Wendungen häufig, aber man ist bald zu Ende, wenn man die wirklich treffenden, und das ästhetische Gefühl ganz befriedigenden aufzuzählen beginnt. Mit der kernigen Kraft verbindet sich meist eine gewisse robuste Willkürlichkeit, mit der Ungebundenheit Nonchalance; Fröhlich behandelt die Sprache nicht schonend, nicht liebevoll genug, er wird hie und da brutal.

„Der Hut (Gesslers) herrscht herab von der Stange“, „Unsre Berge lugen übers ganze Land“, „Seel und Leib ergreist“, „der Wasserfall schwingt Regenbogenfahnen“, ist trefflich gesagt, aber „herabgeerbter Uebermut“, „vor Gnüge“, „der Gemute“, „zum Lied ertauen“, tönt schon etwas gewaltsam;

Tote Wänd und Halden
Blümt er an zur Stell',
Oder lässt sie walden
Frisch und hell

mehr lässig als sprachschöpferisch;

Ein Garten, ob vielen andern schön,

Hirtenhörner singen ab Blumenhöhn

und dergleichen hart und eckig.

„Müdling“ ist eine kühne, aber bezeichnende Neuerung; „Lust und Begehr — Meuchelei — Vorgrund“ (für Vordergrund) lässt sich auch verteidigen, aber welchen Vorteil, welchen Sinn haben Formen wie: fremdes Land wüsten, ausersinnen. Und volle Willkür sind: den Obern kriechen (für erkriechen), der Quell anschwillt und lautert. Oder was sollen folgende Freiheiten: dieser Fahrt (auf dieser Fahrt) — Augsburgs Tore vorübergehn (an Augsburgs Toren).

Sind diese freien Satzbildungen zu loben oder zu tadeln:

Jetzt noch mit uns verbündet ist nicht auf sie zu gehn

Der Prior Ravensbühler, vor Alter zwar gebückt,
Dem aber ungealtert der Zorn vom Auge zückt.

Die Zagen noch am Wege wogt jetzt schon mit die hohe Flut.

Prägnant, jedoch schon etwas gezwungen, tönt der Vers:

Auch bricht den groben Lastern der feine Spott nicht die Gewalt.

Und wie schon der Eine Ausdruck zugleich zu loben und zu

tadeln ist. so erst recht das ungesichtete Nebeneinander poetischer und platter, kräftiger und wässeriger, schwungvoller und mühsamer Partien.

Dazu kommt, dass Fröhlich zeitlebens zwischen einem knapp kräftigen und einem breit rhetorischen Stil schwankte. Nur in den früheren Fabeln hat er jenen — und zwar mit dem besten Erfolg — streng durchgebildet, überall sonst mischt er schwungvoll tönende, aber nicht eigentlich wohlklingende Partien unvermittelt mit einzelnen präzisen und sinnfälligen Ausdrücken. In den Epen sind verheissende Ansätze zu einem kräftigen Realismus bemerkbar, etwa in solchen Versen:

Noch reden längs dem Rheine der hohlen Schädel gnug
Von Oestreichs alter Liebe, die es auch uns entgegentrug.

Lasst euch nicht ziehn das Hälmlein, das giftigsüsse, durch den Mund.

Mit seinem langen Schwerte, mit seinem scharfen Schlag
Legt er bei Schwaden nieder, was nur sein Schwung erlangen mag.

Aber es bleibt bei den Anfängen. Aehnlich geht es Fröhlich mit den Bestrebungen, für sein Pathos den vollen Ausdruck zu finden. Bald dringt ein hausbacken nüchterner Ton ein, bald kommt er nicht über den Aufputz von grossen Worten hinaus. Er manövriert mit Sternen, Lilien, Sonnen, Gluten, Blitzen, durch deren Häufung er den Effekt zu erreichen sucht. Richtig sagt Robert Weber,[2]) Fröhlichs musikalische Phantasie lasse den Boden des Realen unter sich hinschwinden. „Sie verallgemeinert die Begriffe („allbewegend, allbelebend, allblau, allgewalt, allgrün, allwärts, allsolang“ usw.); sie häuft aus demselben Grunde Worte, Begriffe, unfertige Bilder aneinander, die im Gedicht selbst sich nicht zu organischem Leben einreihen; sie häuft, um einen malerischen Effekt zu gewinnen, Vorstellungen, die nicht leicht zu gleicher Zeit vollzogen werden können, und ruft dadurch Schwulst und Verschwommenheit hervor (z. B. „ein prangend-rauschend-grüner Wald“, oder die Welt ist Licht- Blumen- Eis- und Blitz-erhellt“) usw.“ Man könne viele seiner Lieder nicht lesen, ohne eine gewisse Leere, eine Art Betäubung und Schwindel zu fühlen. Das beruht auf dem Mangel von Masshalten und Gliederung, Klarheit und Plastik. Beschreiben und Darstellen war Fröhlichs Sache nicht. Wie undeutlich ist beispielsweise

[2]) Poet. Nat. Lit. der deutschen Schweiz. II. Bd.

der Vorgang in der Ballade „Das gerettete Haus"![3]) Das Unvermögen, zu gestalten, verrät sich aus dem auffallend häufigen blossen Aneinanderreihen von Begriffen. Vögel, Blumen, Quell und Fluss; Blume, Blust und Berg und Anger; Golden grün und blau; ein Gefieder, weiss, rot grün, schwarz braun. Wie ungeschickt zeichnet er die Agnes von Burgend:

Von Auge, Miene, Mund,
Von Wuchs und Formen — Reine
Im wonnevollsten Scheine.

Hier zeigt sich zudem, wie überall in Fröhlichs Sprache, ein Mangel an Geschmack, der übrigens seinen schweizerischen Mitpoeten allen anhaftete und ihrem kulturellen Milieu mit auf die Rechnung zu schreiben ist.

Und Kultur ist es, was letzten Grades seiner Sprache fehlt. Es ist einem oft, als lese man einen Schriftsteller aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, als seien an ihm die Errungenschaften des 18. spurlos vorübergegangen.

So mögen seine Leistungen einen Augenblick als Rückschritt erscheinen. Aber es ist, als hätte die Schweiz zur Zeit ihrer Neubildung die literarische Entwicklung Deutschlands in Eile noch einmal wiederholt, vielleicht, um sie sich gründlich und innerlicher zu eigen zu machen, und dann erscheint Fröhlich als ein Vorläufer, der mit der Ungunst der Zeit und der Verhältnisse zu kämpfen hat, und auf den erst die bleibenden Leistungen unserer grossen Dichter folgen.

[3]) II. Bd., 252.